This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

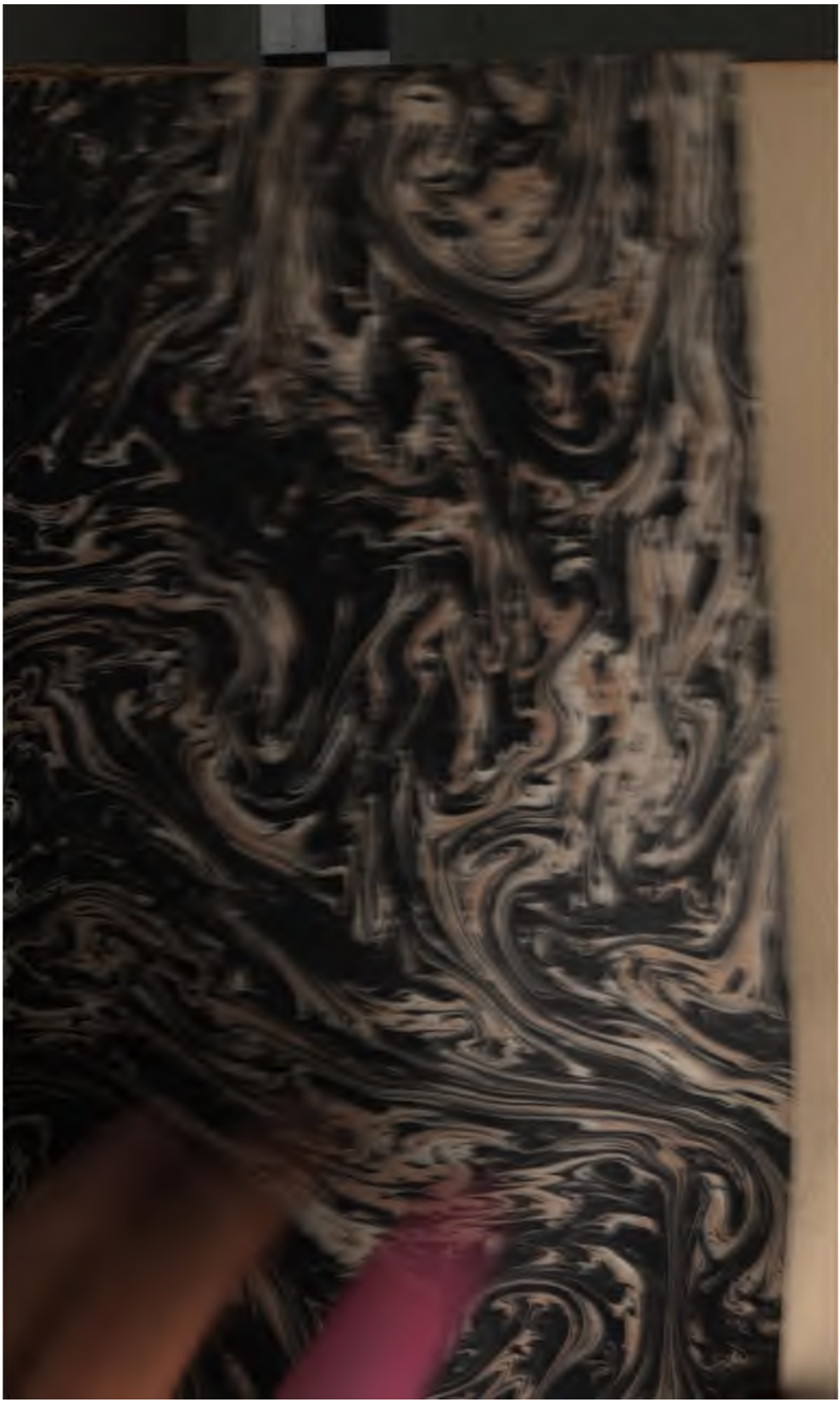
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Meine Zeit, mein Leben.

Von

Franz Pulszky.

Autorisirte Ausgabe.

Pressburg & Leipzig
Verlag von Carl Stampfel.
1880.

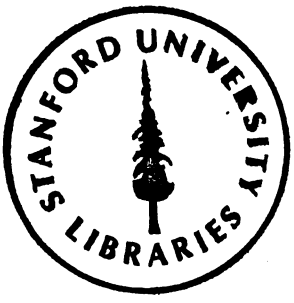
Meine Zeit, mein Leben.

Von

Franz Pulszky.

Autorisirte Ausgabe.

Pressburg & Leipzig
Verlag von Carl Stampfel.
1880.


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Meine Zeit, mein Leben.

Von

Franz Pulszky.

Autorisirte Ausgabe.

Pressburg & Leipzig
Verlag von Carl Stampfel.
1880.

CT968
P9 A3
v.1

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von C. F. Wigand in Pressburg.

Vor der Revolution.

Einleitung.

„Der Geist des Herrschers verherrlicht oder verdunkelt sein Reich.“ Dieser Wahlspruch des Königs Mathias, welchen wir auf der Rückseite seiner grössten Denkmünze lesen, bewährt sich selbst im Zeitalter der parlamentarischen Regierungsform. Wer an dem Einflusse zweifelt, welchen die Persönlichkeit des Monarchen, wenn seine Herrschaft von langer Dauer ist, auf seine Nation ausübt, den verweisen wir auf den Unterschied im Charakter der englischen Gesellschaft unter Georg IV. und unter der Königin Viktoria. Im ersten Viertel dieses Jahrhunderts war die englische Gesellschaft sittenlos, ausschweifend und dem Spiele ergeben, sie fand ihre Freude an Zweikämpfen und verachtete die öffentliche Meinung; eine Generation später ist sie die ehrbarste in Europa, die wüsten Trinkgelage sind verschwunden, Zweikämpfe unerhört, das Familienleben ist makellos. Die Historiographen, welche im verflossenen Jahrhundert in der Geschichte kaum etwas Anderes in Betracht zogen, als den Herrscher, seinen Hof und die auswärtigen Angelegenheiten des Landes, legen in unserem Zeitalter auf das innere Leben und auf die Kulturentwicklung der Nationen ein grösseres Gewicht, doch sind sie geneigt die Veränderungen zu übersehen, welche die Persönlichkeit der Könige bei langer Lebens-

dauer in den moralischen Ansichten und überhaupt im Charakter der Völker hervorruft. In unserem Vaterlande gestaltete sich die Regierung Franz I. zu einem solchen wichtigen Wendepunkt im Leben der Nation. Vor ihm hielten wir mit der europäischen Bildung gleichen Schritt; unter Maria Theresia war die Lage der Bauern in Folge der Einführung des Urbariums in vielfacher Beziehung eine günstigere, als jene des grössten Theiles der Bauern in Frankreich und Deutschland; die Civilisation der Mittelklasse schritt vorwärts, unsere Aristokraten lasen und liebten die Lehren der Encyclopädisten, der Geist der neuen Zeit drang auch bis zu uns vor und erstarkte unter der Regierung Josef's und Leopold's; unser geistiges Leben stand mit der Entwicklung der übrigen Nationen in Einklang. Man fühlt in den Reden, welche auf dem Reichstage von 1790 gehalten wurden, den Einfluss der Ideen der französischen Revolution; das fieberhafte Pulsiren des Lebens der neuen Epoche erweckt die Ahnung, dass die alte Feudalherrschaft des ungarischen Adels ihrem Sturze entgegeneilt, der Reichstag wird beinahe zum Convent, und obwohl die Worte „Majestas apud populum“ nur ein leerer Schall blieben, wurde doch der Beschluss ausgesprochen, dass alle Institutionen und die ganze Administration Ungarns umgestaltet werden sollen. Die Komitate ahmten das Beispiel der Marseiller nach; sie sandten Banderien, wohlausgerüstete Reiterschaaren nach Ofen, angeblich um die wieder dorthin gebrachte Krone zu bewachen, in der That aber, um sie dem Reichstage zur Verfügung zu stellen. Es hatte den Anschein, als stünde das Land an der Schwelle einer grossartigen Umwälzung. Und zehn Jahre später? Da ist das ganze Land in tiefes Schweigen versunken, Lethargie ist an die Stelle der

fieberhaften Bewegung getreten, die Macht der Reaktion greift immer weiter um sich, das intellektuelle Leben ist unterdrückt, die Literatur liegt brach und die Ungarn sind, wie Berzsenyi zürnend klagt, „hässliche Sybaritenpuppen.“ Fünfundzwanzig Jahre lang währt diese Apathie, und als endlich die Ereignisse von 1823 die Nation aus ihrem dumpfen Schlafe aufrütteln, ist die Aristokratie, ist der hohe Klerus, sind die Inhaber der höchsten Aemter nicht mehr im Stande ihre ehemalige Führerrolle wieder aufzunehmen, sie haben den nationalen Typus eingebüsst, die ungarische Sprache ist für sie beinahe unverständlich. Ein Theil der gesund gebliebenen Mittelklasse tritt zwar für alle freisinnigen Ideen des neuen Zeitalters ein, doch ohne Siegeshoffnung, denn ihre pessimistische Weltanschauung lähmt die Lebenskraft; die Worte des Dichters: „Selbst bei jeder Lust und Freude der Magyaren fliessen Thränen“ werden volksthümlich. Während alle europäischen Nationen in dieser Periode riesige Fortschritte machen, versinkt Ungarn in eine regungslose Stagnation und für die damaligen Versäumnisse büssen wir selbst heute noch. — Dies Alles war das Werk der Regierung des Kaisers und Königs Franz. Unter ihr verkümmerte der Charakter der Nation, sie ertödtete jeden nach höheren Zwecken strebenden Trieb und beinahe die Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Und doch besass Franz einen achtungswerthen Privatcharakter; er war ein treuer Gatte und so reinen Lebenswandels, dass er nie durch längere Zeit Witwer blieb; er war sparsam und verachtete den äusseren Prunk, in seiner Kleidung und Haushaltung herrschte Einfachheit; er war human und für jeden seiner Unterthanen leicht zugänglich; trockenen Geistes war er ein Feind der Schwärmerei und

Ueberschwänglichkeit; er war mit einem Worte das Muster eines ehrbaren Spiessbürgers, welcher nie eine Dummheit begeht, Ritterlichkeit nicht kennt, Theorien und Wissenschaften verachtet, sich um Kunst nicht kümmert und in Ruhe leben und sterben will. In Folge dieser Eigenschaften war er stets beliebt, denn die Völker beachteten blos sein Privatleben und fühlten sich unter der allgemeinen, durch sein Regierungssystem hervorgerufenen Demoralisation wohl, sie bedachten nicht, dass dadurch der Same künftiger Stürme ausgestreut werde.

Franz war der erstgeborene, aber nicht der begabteste unter den Söhnen Leopolds. Ferdinand, der Grossherzog von Toscana, Karl, der grosse Feldherr, Johann, der Held von Tyrol, und Josef, der Palatin von Ungarn, übertrafen ihren älteren Bruder an staatsmännischen Fähigkeiten. Unter regelmässigen Verhältnissen hätte er das Regierungssteuer vielleicht gut genug gelenkt, allein zum Unglück für seine Völker sass er zu jener Zeit auf dem Throne, als die französische Revolution ihren Siedepunkt erreichte, als das tragische Schicksal der königlichen Familie von Frankreich, die Ausrottung der Aristokratie und die Erschütterung der Grundvesten, auf welchen das europäische Staatsleben bis dahin ruhte, die Herrscher erschreckte und in Aufregung versetzte. Im Charakter Franz I. war die Neigung zur Eifersucht und zum Misstrauen vorwiegend, das Bewusstsein der Prärogative seiner fürstlichen Stellung stark entwickelt und die Umstände steigerten diese Neigungen bis zur Tyrannei. Sein lebhaftes Gefühl für Familienbande veranlassten ihn, den Tod seines Oheims und seiner Tante zu rächen, seine fürstliche Stellung machten es ihm zur Pflicht die königs-

mörderische Republik anzugreifen, deren Lehren und Armeen ohnehin ihn als deutschen Kaiser zunächst bedrohten. Die Revolution herrschte jedoch nicht blos in Paris, sondern überall in den Ideen der gebildeten Klassen. Franz hielt es daher nicht für genügend, gegen die französische Republik Krieg zu führen, er erklärte ihn auch den Ideen und selbst der Wissenschaft, welche solche Ideen verbreitet. Er hätte seine Unterthanen gerne beglückt, nur sollten sie gute Bürger und nicht Gelehrte sein; die Wissenschaften sollten das Privilegium der Gebildeten bleiben, man sollte sie nicht in den unteren Klassen verbreiten; der Kaufmann möge bei seiner Elle, der Schuster bei seinem Leisten, der Bauer bei seinem Pfluge bleiben. Die Lehren, welche wir in den Werken von De Maistre, Bonald, Haller und Adam Müller so geschickt entwickelt finden, wurden schon in den ersten Jahren, nachdem Franz den Thron bestiegen hatte, zu den leitenden Prinzipien seiner Regierung, nur wahrte Franz seine königliche Gewalt auch der Kirche gegenüber in eifersüchtiger Weise. Er identifizirte seine reaktionäre Tendenz nie mit ultramontanen Theorien, wie die erwähnten Schriftsteller, und nie gestattete er es, die Hoheitsrechte der Krone der Unabhängigkeit der Kirche unterzuordnen.

Sobald Franz den auswärtigen Feind angegriffen hatte, griff er auch dessen Freunde an, welche möglicher Weise in seinen Ländern vorhanden sein konnten. Er hielt ebenso wie der französische Convent die Schreckensherrschaft für nothwendig. Deshalb unterdrückte er konsequent und gewaltsam jede Kundgebung des Liberalismus; er liess in Wien Hebenstreit und Alle, welche die Lehren der Revolution von den Menschenrechten verbreiteten, hinrichten, in Ungarn aber

liess er Martinovics und dessen Gefährten, darunter die Koriphäen der ungarischen Literatur, gefangen nehmen und verurtheilen. Die Hinrichtung von sieben und die Einkerkerung von dreissig Männern machte auf die Nation einen schrecklichen Eindruck; das geistige Leben gerieth für lange Zeit in Stockung, die politische Diskussion verstummte selbst in Privatkreisen sofort und jede ernste Richtung erregte Verdacht, welcher sich nur durch Leichtsinn und Genusssucht einschläfern liess. Hiezu gesellte sich der Umstand, dass die ausserhalb der Grenzen des Landes geführten Kriege den Preis des Weizens in die Höhe trieben, während aus dem täglich wechselnden Werthe des Papiergeldes und schliesslich aus dessen gänzlicher Entwerthung eine allgemeine Unsicherheit des Vermögens erfolgte, was bei der ungarischen Mittelklasse die Neigung zur Verschwendung förderte.

Bei der konsequenten Durchführung seiner Regierungsprinzipien überging Franz überall die hervorragenderen Männer. Unter ihm konnte nur die Mittelmässigkeit auf Erzbisthümer, Bisthümer und Hofämter Anspruch machen; jeder nach Wissenschaft strebende Mann wurde für gefährlich gehalten, ja in Oesterreich Jedermann, der nicht den ordinären Wiener Dialekt sprach. Diejenigen Offiziere, in deren Conduitelisten angegeben war, dass sie gerne lesen, konnten kaum auf Avancement hoffen; und die geheime Polizei überzog das ganze Land mit einem schändlichen Netze von Denunzianten. Selbst die Brüder des Monarchen konnten den Spionen, welche sie umgaben, nicht ausweichen, denn Franz wurde von seiner Eifersucht und von seiner Antipathie gegen jeden bedeutenderen Menschen so weit getrieben, dass er selbst zu seinen Brüdern Karl,

Johann und Josef kein Vertrauen hegte und dass er sie mit misstrauischen Augen betrachtete. Nur dem Erzherzog Ludwig brachte er Vertrauen entgegen, weil er in ihm das Ebenbild seines eigenen Charakters erblickte, und aus diesem Grunde erkor er ihn in seinem Testamente zum Leiter der Regierung seines blödsinnigen Sohnes Ferdinand.

Die Herrschaft dieser kulturfeindlichen Prinzipien währte länger als ein halbes Jahrhundert, denn selbst nachdem Franz schon gestorben war, wurden die Traditionen seiner Regierung vom Erzherzog Ludwig aufrecht erhalten, bis die Unterdrückung die naturgemässen Folgen in's Dasein rief. Die unterdrückten Ideen gelangten im Jahre 1848 unerwartet zum Durchbruch; sie siegten, und trotzdem sie später zu Boden getreten wurden, sind sie in geläuterter Gestalt doch wieder aufgelebt und zur Geltung gelangt.

In diesem Zeitabschnitte habe ich gelebt und gewirkt, indem ich auf den Gebieten der Wissenschaft, der Literatur und der Politik mit den Besten der Nation in Berührung trat und selber an den Bewegungen theilnahm, welche sich beinahe ohne Ausnahme vor meinen Augen entwickelten.

Kindheit und Schuljahre.

(1814—1832.)

I.

Bewegt und wechselvoll war mein Leben sowohl in der Heimath als im Auslande, obwohl ich unter solchen sozialen Verhältnissen geboren und aufgewachsen war, welche einen ruhigen, ebenmässigen Lebenslauf als wahrscheinlich erwarten liessen. Der grosse Krieg war beendet, die Völker ermüdet, Ungarn stand jeder Bewegung fern, das politische Leben war beinahe ganz erstorben. Mein Vater gehörte zu den angesehenen Gutsbesitzern seines Komitates, er lebte in geordneten Vermögensverhältnissen, welche mir eine unabhängige Existenz sicherten; als Protestant hatte ich keine Aussicht, höhere Regierungsämter zu erlangen, dagegen war ich nicht genöthigt, mich aus Rücksicht auf das tägliche Brod um kleinere Aemter zu bewerben. Nach menschlicher Voraussicht wartete meiner die „aurea mediocritas“, in welcher ich mein Gut bewirthschaften, und als Gerichtstafelbeisitzer (táblabiró) mehrerer hochlöblicher Komitate und einer der Inspektoren der protestantischen Kirche leben und wirken würde. Dieser Ansicht war mein Vater und meine ganze Umgebung während meiner Kindheit und Jugend. Auch ich hatte mich in diesen Ideenkreis so hineingelebt, dass selbst

meine Träume keinen höheren Flug nahmen und dass ich ganz verwundert war, als ich nach und nach in den Strom der europäischen Bewegung hineingerissen, mit grossen Männern und grossen Ereignissen in Verbindung kam.

Ich wurde am 17. September 1814 zu Eperies im Sároser Komitate geboren. Es verdross meine Mutter, dass sie nicht einem Mädchen, sondern einem Knaben das Leben gegeben hatte, denn sie war die zweite Gattin meines Vaters, der aus seiner ersten Ehe einen schon im Mannesalter stehenden, gebildeten, wackern Sohn, Namens Ladislaus hatte, dessen Erbe durch meine Geburt natürlich geschmälert wurde. Mein Vater, Karl Pulszky, hatte übrigens, als er die zweite Ehe schloss, meinem Bruder sofort als mütterliches Erbe das Gut Lubócz, seinen Gutsantheil in Szedlicze und zwei Weingärten in der Hegyalja übergeben; für sich behielt er das Familienhaus in Eperies, sammt der dazu gehörenden Wirthschaft, das Gut Szárazvölgy, die Hälfte von Miklósvágás und drei Weingärten in Mád. Mein Vater widmete seine ganze Zeit der Landwirthschaft, und seinen Ehrenämtern als Inspektor des protestantischen Distriktualkollegiums in Eperies und als Inspektor des Seniorats der fünf kön. Freistädte. Er war einer der am regelmässigsten lebenden Menschen, die ich kannte. Mit dem bestimmten Stundenschlage stand er des Morgens auf, ging er in den Maierhof und auf das Feld hinaus, besorgte er seine Korrespondenz, setzte er sich zum Mittagstisch, las er die Zeitungen, spielte er Dame oder Schach, nahm er das Nachtmahl ein, und begab er sich zu Bett. In jedem Monate besuchte er einmal sein Gut, das nur zwei Stunden von der Stadt entfernt lag; im Frühjahr begab er sich zur Zeit des Reben-

stürzens, im Herbst zur Zeit der Weinlese in die Hegyalja; Sonntags versäumte er nie den Gottesdienst, an den Komitats-Kongregationen und an den protestantischen Distriktualkonventen nahm er jedesmal Theil. Er besuchte nie ein Kaffeehaus, spielte nie Karten, machte keine Besuche; nur zu Neujahr begab er sich zum Präsidenten der kön. Distriktualtafel, Grafen Thomas Szirmay, der in Eperies für den grössten Herrn galt, und zum Vicegespan in das Komitathaus. Dagegen stand sein Haus seinen Freunden und Verwandten stets offen, denn trotz seiner Sparsamkeit sah mein Vater gerne Gäste bei sich, es war ihm angenehm, wenn man ihn besuchte; dreimal, viermal des Jahres gab er ein grösseres Gastmahl, doch wurden immer Alle, die ihn besuchten, eingeladen, zum Mittagmahl oder zum Nachtmahl zu bleiben. Am Montag und Freitag waren gewöhnlich alle Plätze am grossen Tische des Speisesaales besetzt, da die Bekannten, welche zum Wochenmarkt in die Stadt kamen, sich für den Mittag zu uns zu Gaste luden. Am Karls-Tage gab es in unserem Hause in der Regel ein grosses Fest; aus dem ganzen Komitate fanden sich Gratulanten ein, welche meinen Vater zu seinem Namenstage beglückwünschten und dann für den Abend zum Ball geladen wurden; dieser Ball war stets der glänzendste im ganzen Komitate. Der alten magyarischen Sitte gemäss wohnten stets ein oder zwei Anverwandte bei uns; bald junge Männer, welche in Eperies ihren Studien oblagen, bald Mädchen, welche von ihren Eltern für den Fasching zu uns geschickt wurden. Denn zu jener Zeit bekundete sich das verwandtschaftliche Gefühl noch kräftiger als heute und die wohlhabenderen Verwandten waren die natürlichen Protektoren der ärmeren.

Die Familie Pulszky war schon seit einem Jahrhundert in Eperies ansässig, wo ihre Mitglieder als eifrige opferwillige Lutheraner in ununterbrochener Reihenfolge zu Inspektoren des Kollegiums und der Kirche gewählt wurden. Die Familie war nach mündlicher Ueberlieferung, für welche übrigens die urkundlichen Beweise fehlen, wallonischen Ursprunges und soll den Namen de Poule geführt haben; sie flüchtete sich, um den Verfolgungen des Herzogs Alba zu entgehen, nach Polen, wo sie den Namen Pulszky annahm; als jedoch in Polen der Einfluss der Jesuiten wuchs und die Dissidenten immer heftiger verfolgt wurden, übersiedelte sie zur Zeit der Kuruczen-Kriege nach Ungarn. Sie befasste sich hier mit Weinbau und versah den preussischen Hof mit Tokayer Wein. Mein Urgrossvater Samuel wurde einmal von Friedrich Wilhelm I. nach Berlin geladen, doch reiste er nicht früher hin, als nachdem er vom Könige durch ein eigenhändiges Schreiben die Zusicherung erhalten hatte, dass man dort seinen Sohn Samuel, welchen er mit sich nehmen wollte und welcher über sechs Fuss hoch war, nicht zurückhalten werde, denn Friedrich Wilhelm wendete bekanntlich selbst Gewalt an, um in seine Garde grosse Männer einreihen zu können. Um jedoch einen Pass zur Reise in's Ausland zu erhalten, musste mein Urgrossvater persönlich nach Wien gehen, wo man ihm den Pass nur unter der Bedingung bewilligte, dass er sein Ehrenwort gab, mit dem König von Preussen über die Lage der Protestanten in Ungarn nicht zu sprechen. Er wurde später im Jahre 1740 von Maria Theresia in den Adelstand erhoben und erhielt als Donation das Gut Cselfalva „ex Nota Véér.“ Seinen jüngeren Sohn Daniel, meinen Grossvater, schickte er

nach Pressburg, damit er an den dortigen Schulen studire; statt dessen aber heirathete mein Grossvater, so dass er nicht Schulzeugnisse, sondern eine junge Frau nach Hause brachte. Im Jahre 1756 wurde mein Vater geboren; er war der älteste von vier Brüdern und nach dem frühzeitigen Tode der Eltern das Haupt der Familie. Die drei jüngeren Brüder betraten die militärische Laufbahn. Einer von ihnen, Ferdinand Daniel Pulszky, wurde schliesslich Feldmarschall-Lieutenant, erwarb sich das Theresienkreuz und wurde in Folge dessen in den ungarischen Freiherrnstand erhoben. Maximilian Pulszky war Oberstlieutenant, als er auf der Reise zu seinem in Galizien stehenden Regimente begriffen in Eperies erkrankte und starb. Er hatte in den Schlachten des französischen Krieges glücklich mitgekämpft; in die gefahrvollste Lage gerieth er als Lieutenant. Er wurde nähmlich in den Niederlanden zur Zeit der Schreckensherrschaft von den Franzosen gefangen und alle Wahrscheinlichkeit sprach dafür, dass man ihn erschiessen würde, da drei Konvent-Kommissäre bei der Armee erwartet wurden. Zu seinem Glücke brachte man ihn in das Hauptquartier des französischen Armeekommandanten Dumouriez. Da er sich erinnerte, dass General Dumouriez im Jahre 1772 zur Zeit der ersten Theilung Polen's im Dienste der polnischen Konföderation den Winter in Eperies im Hause meines Grossvaters zugebracht hatte, richtete er an ihn einen Brief und bat, indem er ihn an die Vergangenheit erinnerte, in welcher er als Kind oft mit ihm gespielt, um seinen Schutz. Dumouriez setzte ihn sofort in Freiheit, zugleich ermahnte er ihn, die österreichische Armee so rasch als möglich aufzusuchen. Als der Lieutenant das österreichische Hauptquartier

erreichte, erfuhr er zu seiner Ueberraschung, dass General Dumouriez mit mehreren Gefährten ebenfalls dort angekommen sei; sie hatten ihr Vaterland und ihre Armee verlassen, um sich der Rache der Konvent-Kommissäre zu entziehen. Max hinterliess eine Witwe und sechs Kinder. Mein Vater nahm den ältesten Sohn Karl, in sein Haus auf und sorgte für seine Erziehung; den jüngsten Sohn, Alexander, nahm unser Anverwandter Samuel Ujházy zu sich. Die vier anderen Kinder blieben bei ihrer Mutter, doch erkrankten sie nach einem Jahre am Scharlachfieber und innerhalb einer Woche raffte sie alle der Tod hin. Ihre unglückliche Mutter, eine schöne deutsche Frau, liess sich hierauf bleibend in Eperies nieder und war durch vierzig Jahre beinahe täglich in unserem Hause zu Gaste.

Die erste Gattin meines Vaters war Judith Várady-Szakmáry*). Sie starb nach einer fünfundzwanzigjährigen glücklichen Ehe an einer Brustkrankheit, worauf mein Vater meine Mutter Apollonie Fejérváry heirathete. Sie war die verwaiste Tochter des bekannten gelehrten Sammlers Karl Fejérváry und die jüngere Schwester des Archäologen Gabriel Fejérváry. Mein Vater, dessen Haar damals schon silberweiss war, liebte meine Mutter wie ein alter Herr seine junge, schöne Frau zu lieben

---

[1]) Ihr älterer Bruder Donat Várady-Szakmáry, war der Schwiegersohn des berühmten Grafen Moritz Benyovszky, welcher im polnisch-russischen Kriege von den Russen gefangen und nach Kamtschatka geschleppt wurde; er spann dort eine Verschwörung an, bemächtigte sich mit seinen Gefährten der Hauptstadt, ging zu Schiff und fuhr nach Frankreich; später wurde er Vicekönig von Madagaskar, wo er fiel. Seine Thaten, welche er in französischer Sprache beschrieben hatte, wurden durch den Grafen Gvadányi in ungarischer, durch Kotzebue in deutscher Sprache Gegenstand der Dichtung.

pflegt und that ihr Alles zu Gefallen. Meine Mutter hegte wohl keine Wünsche, welche nicht leicht zu erfüllen gewesen wären, doch hätte sie gerne Wien gesehen, allein da zu jener Zeit eine Fahrt nach Wien für eine ausserordentlich grosse Reise galt, unterblieb dieser Ausflug einige Zeit lang. Als man jedoch der Heimkehr des Königs Franz aus dem ersten siegreichen Feldzuge gegen Frankreich entgegensah, rüsteten die Wiener zu einem grossartigen Empfang und die Zeitungen priesen die Pracht des Einzuges schon lange vorher. Da liess mein Vater seine vier Rappen einspannen und fuhr mit meiner Mutter nach Lautschburg im Zipser Komitate zu seinem Schwager Szakmáry. Dieser schloss sich meinen Eltern an und führte sie mit seinem eigenen Gespanne über Liptau, Túrócz und Neutra nach Wien. Dies war die erste und für lange Zeit die einzige Reise meiner Mutter, von welcher in unserem Hause oft die Rede war. Die Reisenden besahen alle Merkwürdigkeiten, ferner die Umgebung Wien's und zum Schlusse waren sie Zeugen des feierlichen Einzuges. Der Enthusiasmus des Volkes steckte sie an, sie sahen den Kaiser Franz, sie riefen ihm ebenfalls ihr „Vivat“ zu und da ich wenige Monate nach ihrer Rückkehr, als die Wunder der Wiener Reise in ihrer Erinnerung noch nicht verblasst waren, das Licht der Welt erblickte, erhielt ich zu Ehren des Kaisers bei der Taufe den Namen Franz. Ich hatte übrigens auch noch eine um drei Jahre ältere Schwester Apollonie, welcher ich von erster Kindheit an mit leidenschaftlicher Anhänglichkeit zugethan war.

Aus meinen Kinderjahren blieben mir natürlich kaum einige dunkle Erinnerungen. In späteren Jahren erzählte man mir, dass ich einst als kleines Kind im

Garten meiner Grossmutter in Komlós-Keresztes, an dessen Ende ein Bergabhang sich erhob, mit meinem damaligen ungarischen Kindsmädchen spielte, dass wir während des Spieles von einem plötzlich ausbrechenden Gewitter überrascht unter einen dicht belaubten Baum flohen und dass ein Blitzstrahl diesen Baum traf, dass ich aber unverletzt blieb. Daran erinnere ich mich jedoch schon, dass ich später durch lange Zeit, wenn ich den Sommer in Keresztes zubrachte, mich scheu von jenem Abhange fern hielt, ohne dass ich die Ursache meines Grauens gekannt hätte.

Im elterlichen Hause in Eperies wurde ausschliesslich deutsch, während der Weinlese in Mád, weil dort viele Bekannte und Gäste aus dem Alföld bei uns einkehrten, oft ungarisch gesprochen; die slovakische Sprache wurde von meinem Vater für so gemein gehalten, dass sie seiner Ansicht nach nur in den Mund der Bauern und des Gesindes gehörte. Er wünschte deshalb, dass ich sie niemals gründlich lerne, dagegen wurde zu meiner Wartung ein ungarisches Kindsmädchen in das Haus genommen, was in Nordungarn beinahe allgemein Sitte war. Meine Grossmutter war der deutschen Sprache nicht mächtig, bei ihr konversirte man in ungarischer Sprache, slovakisch wurde selten gesprochen. Das Sároser Komitat, dessen südlicher Theil bis zu Ende des XVII. Jahrhunderts noch zum ungarischen Sprachgebiet gehörte, — in drei Bezirken tragen die Feldriede selbst heute noch ungarische Benennungen — war zu meiner Zeit schon ganz slavisirt, allein die adeligen Familien des Tapolyer Bezirkes, zum grössten Theile Protestanten, die Fejérváry, Bánó, Körtvélyessy, Dessewffy, Kükemezey, Both u. s. w. hatten in ihren Familienkreisen noch die ungarische

Sprache beibehalten. Im geselligen Leben von Eperies herrschte die deutsche Sprache; man betrachtete die Kenntniss derselben als einen Beweis von Bildung, besonders beim weiblichen Geschlechte, denn die Mädchenerziehungsanstalten waren ohne Ausnahme deutsch. In dieser Beziehung war das Institut des protestantischen Mädchenlehrers Senowitz in Eperies berühmt, welchem selbst im Alföld ansässige ungarische Familien ihre Mädchen zur Erziehung anvertrauten. Meine Schwester besuchte ebenfalls dieses Institut und mit ihr ging auch ich hin, bevor ich im Alter von sieben Jahren die Elementarschule zu besuchen begann.

Den Sommer verbrachte ich in der Regel sammt meiner Schwester bei unserer Grossmutter in Komlós-Keresztes, wo das Leben einfacher und ruhiger war, als bei unseren Eltern in der Stadt. Das Wohnhaus, zwischen dem Hof und dem Garten auf einer geneigten Grundfläche erbaut, war klein. Auf der einen Seite der Vorhalle lagen die Küche, die Vorrathskammer und die Dienstbotenstube, auf der anderen drei Zimmer. Das erste Gemach war das Speisezimmer, wo Tante Tercsa (Therese), die Schwester meiner Mutter, in der einen Fensternische ihren Nähtisch untergebracht hatte, an welchem sie nähte oder las, oder mit uns und der Frau Pfarrerin, einer gebildeten Frau, welche oft in das Kastell kam — so wurde das Haus jedes Grundherrn genannt — konversirte; beim anderen Fenster nähte das Stubenmädchen. Aus dem Speisezimmer gelangte man in ein kleineres Eckzimmer, wo sich das Sopha, das Bett und der Schreibtisch der Grossmutter befanden, und von wo aus man sowohl die Ställe, als auch die Scheune vor Augen hatte. Das dritte Gemach, ein grösseres Zimmer, dessen Fenster nach dem Garten

zu lagen, war für angesehenere Gäste eingerichtet; die gewöhnlichen Gäste wurden in einem Nebengebäude, welches im Hofe stand, untergebracht. Dort wohnte auch ich mit meinem Erzieher während des Sommers. Tante Tercsa erzählte gerne von der Geschichte ihrer Familie; wie die Fejérváry's durch eine Donation Ferdinand I. in den Besitz der Hälfte von Komlós-Keresztes gelangten, und wie die Mitglieder der Familie dieses Besitzthum nie theilten, sondern das Gut durch 257 Jahre gemeinschaftlich bewirthschafteten und in dem burgartigen Kastell lebten, in welchem zu meiner Zeit Frau Josef Fejérváry (die Grossmutter des dermaligen Staatssekretärs im Landesvertheidigungs-Ministerium Baron Géza Fejérváry) wohnte. Erst als mein Grossvater von mütterlicher Seite seines Nachbars Tochter Polyxena Semsey, meine Grossmutter, heirathete, wurde endlich die erste Erbtheilung durchgeführt; er baute dann das Haus, in welchem wir wohnten. Noch interessanter war die Familiengeschichte meiner Grossmutter. Der alte Semsey rief einmal seine drei Söhne zu sich und theilte ihnen mit, dass seine zu weit getriebene gastfreundschaftliche Lebensweise sein Vermögen beinahe ganz verschlungen habe; er übergab dann Jedem einen neuen Anzug, Leibwäsche und 30 „Máriás" (ungarische Silbermünzen mit dem Bildnisse der h. Maria) und hiess sie in die Welt hinaus ziehen; sie sollten für sich selbst sorgen, er könne es nicht mehr thun, denn er habe seinen Gutsantheil in Komlós-Keresztes an den Obristen Dessewffy verpfändet und mit dem grössten Theile der erhaltenen Pfandsumme seine Schulden bezahlt, der Rest aber genüge nur eben zur Bestreitung seiner eigenen Lebensbedürfnisse. Der älteste Sohn suchte den König von

Schweden auf, trat in dessen Dienste und blieb bis zu seinem Tode am schwedischen Hofe; der jüngste Sohn, mein Urgrossvater, begab sich nach Pressburg, um dort zu studiren. Dort erhielt er im Hause des Vicegespans Prileszky eine Erzieherstelle, später wurde er dessen Sekretär, und endlich hielt er um die Hand der Tochter seines Brodherrn an. Prileszky hatte wohl seinen Sekretär Nikolaus Semsey liebgewonnen, doch mochte er seine Tochter Katharina einem unbegüterten Manne nicht zur Frau geben; er sagte ihm übrigens die Hand seiner Tochter zu, wenn es ihm gelänge sein avitisches Gut auszulösen. Dies schien kaum möglich zu sein, da von den 32 Pfandjahren noch nicht einmal die Hälfte abgelaufen war. Mein Urgrossvater reiste aber dennoch nach Keresztes zum Obristen Dessewffy und sagte diesem bei einer geeigneten Gelegenheit, er sei im Grunde genommen für 1000 Dukaten sehr wohlfeil in den Besitz des schönen Gutes gelangt. Der Obrist mochte vielleicht seinen armen Verwandten bedauert haben und da er eben guter Laune war, gab er das mündliche, ja selbst das schriftliche Versprechen, dass er das Gut an Nikolaus Semsey zurückgebe, wenn dieser vor Ablauf eines Jahres die Pfandsumme bezahle. Nachdem dies geschehen war, erhielt Semsey nicht nur die Hand der Tochter Prileszky's, sondern auch die 1000 Dukaten. Das junge Paar reiste nun nach Komlós-Keresztes; Obrist Dessewffy empfing sie sehr freundlich, war aber nicht wenig bestürzt, als die junge Frau nach dem Mittagessen ihre Reisetasche öffnete und aus dieser 1000 Dukaten auf den Tisch aufzählte. Der alte Obrist blieb jedoch Mann seines Wortes; er übergab am folgenden Tage das Gut und bezog wieder seinen alten Stammsitz Margonya.

II.

An einem Herbstabend des Jahres 1821 trat ein Herr eilig bei uns ein und sagte meinem Vater leise einige Worte, worauf der Vater wider seine Gewohnheit, denn er ging Abends nie aus, nach dem Hute griff und das Haus verliess. Die Mutter brachte mich und meine Schwester in das Nachbarhaus zur Familie Aleman, deren Kinder gewöhnlich unsere Gespielen waren. Wir verbrachten dort den ganzen Abend in lärmender Heiterkeit, waren aber sehr erstaunt, als man uns auch über Nacht dort behielt und erst am nächsten Mittag nach Hause gehen liess. Am Vater und an der Mutter war keine Veränderung wahrnehmbar, die Ordnung in unserem häuslichen Leben war nicht gestört, obwohl die Nachricht, durch welche sie Tags vorher überrascht wurden, keine geringere war, als dass mein älterer Bruder Ladislaus sich im Friedhofe erschossen habe. Für meinen Vater war dieser traurige Fall in zweifacher Beziehung betrübend, denn der Selbstmord verletzte sein religiöses Gefühl sehr tief. Auch später erwähnte er den Verlust seines Sohnes nur in sehr seltenen Fällen. Der Tod meines Bruders erregte in der damaligen ereignisslosen Zeit allgemeines Aufsehen, denn er war ein schöner ernster Mann, ein ausgezeichneter Jäger, ein kühner Reiter, ein guter Wirth, doch hielt er sich von jeder Gesellschaft fern; er hatte nur einen einzigen Freund, Ladislaus Ujházy, den Gatten seiner Cousine. Graf Josef Dessewffy, der unserer Familie in Freundschaft zugethan war, schrieb auf den Tod meines Bruders eine klassische lateinische Elegie, deren drei letzte Disticha der Vater auf das Grabmal

seines Sohnes meisseln liess. Baron Christian Zedlitz übersetzte das Gedicht in das Deutsche und gab es mit seinen übrigen Werken heraus, so dass es allgemein bekannt wurde.[1])

Als ich sechzehn Jahre alt wurde, durfte ich im väterlichen Hause für mich ein besonderes Zimmer wählen; ich wusste nicht, dass ich dasselbe wählte, welches mein Bruder bewohnt hatte. — Ich fand dort einen englischen Schreibtisch, welchen ich sofort zu meinem Gebrauche einrichtete. Als ich die Schubladen untersuchte und herauszog, bemerkte ich, dass der Schreibtisch einige geheime Fächer enthalte. Ich plagte mich eine ganze Woche lang, bis es mir gelang die geheimen Verschlussvorrichtungen aufzufinden; die Fächer waren mit Briefen an meinen Bruder gefüllt, aus diesen Briefen lernte ich seinen Lebenslauf und seinen Seelenzustand kennen. Ich ersah aus diesen Blättern, dass mein Bruder melancholischen Gemüthes war. Als er seine Studien in Eperies beendet hatte, verliebte er sich in ein schönes Mädchen, das mit ihm ungefähr gleichen Alters war. Meinem Vater missfiel dies, deshalb schickte er ihn auf Reisen. Ladislaus besuchte Deutschland und England und brachte dann auf Geheiss des Vaters zwei Jahre an der Universität von Göttingen zu. Nach dem Tode seiner Mutter kehrte er heim; der Vater widersetzte sich seiner Heirath jetzt nicht mehr, Ladislaus zögerte jedoch und als er endlich

[1]) Diesem gebot zu leben Geburt und Glück, und die Tugend,
Künste, Schönheit und Geist hatten ihn reichlich geschmückt;
Doch weil dies irdische Leben ihm allzu bitter bedünkte
Und nicht genug des Raumes für den unsterblichen Drang,
Hat der Jüngling, fromm, dem Schatten der liebenden Mutter
Seinen gesellt, am Grab, das die Gebärerin deckt.

um die Hand der Geliebten anhielt, antwortete sie ihm, dass sie schon die Braut eines Anderen sei. Hiedurch verbittert mied er seine alten Bekannten, deren Bildungsgrad dem seinigen ohnehin nicht entsprach; die gesellschaftlichen Kreise des Sároser Komitates befriedigten ihn nicht; es gab kein öffentliches Leben, dem er seine Thätigkeit hätte widmen können; er fand im Leben Nordungarn's Nichts, was seinen hochfliegenden Ideen entsprochen hätte, und als er endlich sehen musste, dass sie, die er so lange mit unveränderter Innigkeit geliebt, in ihrer Ehe nicht glücklich sei, da endete er, des Lebens überdrüssig, gewaltsam ein Dasein, welches seinen Zweck verfehlt hatte und unter dessen Last er zusammenbrach.

Kurz nach diesem traurigen Vorfall kam ein deutscher Professor, der alte Lange, nach Eperies. Er war nahe an siebzig Jahre alt, doch befand er sich noch im vollen Besitze seiner körperlichen und geistigen Kräfte. Man erzählte, dass er sich in der deutschen Bewegung von 1819 compromittirt habe, und vor der Mainzer Zentral-Untersuchungskommission unter einem angenommenen Namen in Ungarn eine Zufluchtsstätte suchte. Er kam zuerst nach Feled im Gömörer Komitate in das Haus des Grafen La Motte, doch konnte er es bei seinen aufgeklärten protestantischen Ansichten in diesem bigott katholischen Hause nicht lange aushalten. Er kam deshalb nach Eperies und gab aus Wissenschaften und Sprachen Privatunterricht, denn als tüchtiger deutscher Gymnasiallehrer war er in Allem bewandert. Auch meiner Schwester gab er täglich Vormittags eine Stunde, nach welcher er zum Mittagessen bei uns blieb. Ich wohnte diesem Unterricht mit der grössten Pünktlichkeit bei, nur Montags und Dienstags

hielt ich mich ferne, denn an diesen Tagen handelte es sich um Arithmetik und deutsche Sprachlehre. Am liebsten hörte ich Freitags den Vorträgen aus der Weltgeschichte zu. — Ich wurde übrigens streng und keineswegs nach den in Rousseau's „Emil" entwickelten Prinzipien erzogen. Man weckte mich des Morgens um 6 Uhr; nachdem ich mich angekleidet hatte, musste ich frühstücken und die aufgegebene Lektion lernen; von acht bis zehn Uhr war ich in der Schule, von zehn bis eilf dauerte der Privatunterricht, bis zwölf Uhr hörte ich den schönen Vorträgen des Professors Lange zu, nach dem Mittagessen ging es an das Erlernen der jeweiligen Aufgabe, von zwei bis vier Uhr war ich wieder in der Schule, bis fünf Uhr beschäftigte ich mich unter der Aufsicht meines Erziehers mit den Aufgaben für den nächsten Tag, um sechs Uhr machten wir einen Spaziergang. Schlag acht Uhr musste ich unbedingt zum Nachtessen zu Hause sein, denn mein Vater forderte Pünktlichkeit und die Anwesenheit der Kinder beim Nachtessen, so dass ich noch lange nachher, als ich schon erwachsen war, ja, als ich schon ein Komitatsamt bekleidete, nie das Nachtessen bei meinem Vater versäumte. Selbst wenn ich mich in Gesellschaft befand, ging ich um acht Uhr Abends nach Hause, um neun Uhr aber begab sich mein Vater zu Bette und dann suchte ich wieder die Gesellschaft auf. Nur die Nachmittage des Mittwochs, Samstags und Sonntags boten einige freie Stunden zum Spiele. Auf das Majalisfest freute ich mich jedesmal schon einen Monat vorher. Als der Vater eines Tages dies wahrnahm, erachtete er es seinem Erziehungsplane gemäss für nothwendig mich frühzeitig daran zu gewöhnen, dass man sich hinsichtlich dessen,

was man besonders lebhaft wünscht, sehr oft täuscht. Er erklärte daher, dass er, obwohl er mit meinen Fortschritten in jeder Beziehung zufrieden sei, mir dieses Jahr die Theilnahme am Majalisfeste nicht gestatten könne, weil ich mich nach demselben ausserordentlich sehne. Ich sprach kein Wort, vergoss auch in seiner Gegenwart keine Thräne, doch stand ich eine Woche lang täglich um eine Stunde früher auf, setzte mich auf die Stiege und weinte eine Stunde lang; dann ging ich wie sonst meiner Beschäftigung nach, am nächsten Morgen aber weinte ich wieder eine Stunde lang. Die Mutter liess jedoch am Nachmittage vor dem Majalisfeste die Pferde vor den Wagen spannen und schickte mich mit meinem Freunde Felix Aleman (den gegenwärtig pensionirten General) nach Lubócz, wo wir im Walde herumstreiften, Schmetterlinge fingen, die Bauernjungen Ball spielen lehrten, assen, tranken und uns so gut unterhielten, als wären wir auf dem Majalis gewesen.

In der Schule war ich stets der Erste. Mein Erzieher, Jonathan Schmeőr, gegenwärtig (1875) Vicegespan der Zipser XVI Städte, sah strenge darauf, dass ich mir hinsichtlich meiner Aufgaben nie eine Versäumniss zu Schulden kommen lasse. Mein Lehrer Albini hatte mich besonders liebgewonnen und in seinen Privataufzeichnungen, welche nicht blos die Namen seiner Schüler, sondern auch Angaben über ihre späteren Schicksale enthielten, setzte er zu meinem Namen die Bemerkung: „Es ist angenehm sich mit einem Schüler zu beschäftigen, der Alles so gut auffasst und so gut zahlt.“ — Der alte Lange war mir unter allen Lehrern der liebste; wenn er meiner Schwester Schiller's Gedichte vorlas und sie kommentirte, hörte ich ihm

mit grösster Freude zu; wenn er griechische und römische Geschichte vortrug, liess ich mir keines seiner Worte entgehen. Ich bedauerte es daher tief, als er nach Verlauf von vier Jahren nach Kaschau übersiedelte, wo unter Anderem auch Graf Aurel Dessewffy von ihm englisch lernte.

Zu dieser Zeit begann ich auch Zeitungen, d. h. die Augsburger „Allgemeine Zeitung“ zu lesen, denn die inländischen Blätter durften mit Ausnahme kleiner Lokalnachrichten über unsere Monarchie nichts Anderes mittheilen, als was in der amtlichen „Wiener Zeitung“ und im „Oesterreichischen Beobachter“ erschienen war. Unter den ausländischen Blättern war nur der Augsburger „Allgemeine Zeitung“ das Postdebit bewilligt. Dies sicherte ihr ein Monopol, welches Cotta dadurch erkauft hatte, dass er über die österreichische Monarchie möglichst wenig und auch das Wenige nur auf Grund jener Mittheilungen veröffentlichte, welche er aus offiziösen Kreisen erhalten hatte.

Um so besser war in diesem Blatte, welches der liberalen Richtung treu blieb, das Ausland vertreten. Aus den Debatten des englischen Parlaments und der französischen Kammern wurden treue Auszüge gebracht und durch dieses Blatt erhielten wir auch Nachrichten über die Bewegungen in Spanien und Italien, wie über den griechischen Aufstand. Dieser interessirte mich am meisten, denn aus den Vorträgen Lange's hatte ich Miltiades, Themistokles und Epaminondas lieb gewonnen und ich glaubte, dass die Griechen unserer Zeit direkt von jenen Helden abstammten. Ich las deshalb die Nachrichten aus Griechenland mit gespannter Aufmerksamkeit und als die Trauerkunde von der Erstürmung Missolunghi's und vom Heldentode der griechischen

Besatzung eintraf, war ich so niedergeschlagen, als wenn mich ein grosses Unglück getroffen hätte. Meinen Vater und seine Tischgenossen verletzte es tief, dass Fürst Ypsilanti, als er nach der Unterdrückung des wallachischen Aufstandes verwundet nach Ungarn flüchtete, in der Militärgrenze gefangen genommen und in der Festung Munkács internirt wurde. Die italienische Bewegung fand wenig Sympathien, da sie des Heldenmuthes entbehrte. Die Italiener ergaben sich beim ersten Angriffe, doch erregte es allgemeines Bedauern, als der Mailänder Graf Gonfalonieri, Marchese Pallavicini, sowie deren Genossen verhaftet und auf den Spielberg gebracht wurden, da dies an die Tragödie der neunziger Jahre erinnerte. Man erzählt zwar, dass FML Bubna sich bei dieser Gelegenheit sehr schonungsvoll benommen, namentlich an Gonfalonieri einen Tag vor dessen Verhaftung die Frage gerichtet habe, warum er sich nicht in der Schweiz befinde, seines Wissens sollte er dort sein; der Graf habe aber diesen Wink nicht verstanden und müsse nun dafür schwer büssen.

Die spanische Revolution interessirte Jedermann; man lobte die freisinnige Kortes-Konstitution, welche von allen romanischen Staaten für mustergiltig gehalten und in Piemont, sowie in Neapel auch angenommen wurde. Ueber diese Angelegenheiten wurde bei Tisch oft gesprochen, besonders wenn Graf Josef Dessewffy unser Gast war, denn er politisirte gerne, allein stets nur über auswärtige Verhältnisse, die Fragen der inneren höheren Politik kamen nur in intimen Kreisen zur Sprache. Zu derselben Zeit aber, als Jedermann von der spanischen Konstitution sprach, als die Namen Riego's, Quiroga's und Mina's populär waren, wurde auch Ungarn aus dem Schlummer aufgerüttelt. Die aus

Baden datirten Resolutionen, welche anordneten, dass die von den Nichtadeligen bis dahin in Papiergeld eingezahlte Kriegssteuer künftig in Silbergeld entrichtet werden sollte, und welche eine Rekrutenaushebung ausschrieben, ohne dass der Reichstag einberufen worden war, reizten die Gemüther auf. In den Komitatskongregationen herrschte Aufregung, und als ob man das Schloss vom Munde jedes Einzelnen entfernt hätte, begann plötzlich Jedermann von Politik zu sprechen. Man berief sich auf die Konstitution, schimpfte auf die Deutschen und auf den Vicekanzler Graf Almássy, erinnerte an die Treue, welche die Nation zur Zeit der französischen Invasion bethätigt hatte, und wies auf den Lohn hin, welcher ihr nun dafür wurde. Die Komitate richteten der Reihe nach heftige Repräsentationen an die Regierung. Auch das Sároser Komitat that es und führte dabei eine so kräftige Sprache, dass ihm dafür ein königlicher Kommissär auf den Hals geschickt wurde, worauf es unter Einlegung einer Rechtsverwahrung kapitulirte. Andere Komitate leisteten jedoch einen nachhaltigeren Widerstand. Meinem Vater bereitete besonders die Adresse des Barser Komitates grosse Freude. Graf Josef Dessewffy erzählte uns, dass im Zempliner Komitate selbst die verbauerten Edelleute sich in ausserordentlicher Anzahl im Komitathause in S.-A.-Ujhely einfanden und als der königl. Kommissär Gabriel Lónyay den Präsidentensitz einnehmen wollte, riss sein Kousin Ladislaus Lónyay, den Stuhl unter ihm weg. Gabriel Lónyay, ein hochmüthiger Mensch, verfiel in Folge dieser beschämenden Behandlung in ein Nervenfieber und starb, eben als man in Wien ihn durch die Erhebung in den Grafenstand trösten wollte. Zu jener Zeit traf auch mein Kousin Karl Pulszky,

welcher damals Fiskal des Neograder Vicegespans Paul Gyürky in Terenye war, in Eperies ein. Er war kaum im Stande durch oft wiederholte Schilderungen der Ereignisse im Neograder Komitate unsere fortwährend wechselnden Gäste zu befriedigen und zu erzählen, wie der kön. Kommissär Baron Wenckheim den Komitathaussaal sperren liess, wie hierauf die Kongregation unter freiem Himmel tagte, wie Johann Próuay eine begeisternde Rede hielt, wie das Militär hin beordert und Gyurcsányi, der zweite Vicegespan, in Haft genommen wurde, worauf der erste Vicegespan Gyürky dagegen protestirte, dass man ihn auf freien Fuss lasse, obwohl er ein eben so guter Patriot sei wie sein Kollege, worauf er ebenfalls verhaftet wurde. Auch dort hatten die Mitglieder des niederen Adels der Kongregation in ausserordentlich grosser Anzahl beigewohnt; die Anhänger der Hofpartei, die Aulici, gaben ihnen höhnisch den Spottnamen Kortes, welcher damals mit „Revolutionär" gleichbedeutend war. Mein Kousin erzählte auch noch von anderen Dingen, namentlich vom Erwachen des ungarischen Geistes, welcher sich übrigens in den Komitaten Heves und Neograd hauptsächlich in rohen Spässen, in nächtlichen Rundgängen mit Zigeunermusik und in übermüthigem Benehmen äusserte. — An der Spitze dieser Bewegung stand in den Komitaten Heves und Szabolcs Graf Nikolaus Keglevics als „Oberleithammel" (főkolompos). Auch im Neograder Komitate bildete sich eine solche Kameradschaft, die „Kolomperia." Im Sároser Komitate erhielt die Sache einen deutschen Anstrich, der „Lasterorden" suchte seinen Ruhm im Glückspiel und im Verführen der Frauen. Das Entstehen dieser Gesellschaften erzeugte in Wien Beunruhigung, man glaubte in ihnen Filiale

der Carbonari zu erkennen. Es wurden deshalb unverzüglich Untersuchungen angeordnet, welche jedoch bald zu der Ueberzeugung führten, dass dieses lümmelhafte Treiben keinerlei politische Zwecke maskire.

Zu dieser Zeit wurde bei uns gerüchtweise erzählt, dass Metternich selbst ein schonenderes Vorgehen empfohlen habe, nachdem Németh, der causarum regalium Director, sich widersetzt hatte, dass man gegen die Opposition auf dem Prozesswege einschreite. Fürst Metternich hielt es nicht für zweckmässig die Welt sehen zu lassen, dass die Regierung nicht nur in Italien, sondern auch in Ungarn verhasst und der Vermuthung Raum geben, dass eine Empörung zu befürchten sei. In Folge dessen wurden nicht Hochverrathsprozesse, sondern väterliche Ermahnungen vom Monarchen in Anwendung gebracht. Die muthigen Kongregationsredner, die Vicegespäne der renitenten Komitate, die Verfasser der kühnen Adressen erhielten Vorladungen, dass sie ad audiendum verbum regium vor Sr. Majestät erscheinen sollten. Ich hörte damals eine Menge Anekdoten über Diejenigen, die hinauf gerufen wurden, damit der Monarch ihnen einen Verweis ertheile. Szemere, der Vicegespan des Zempliner Komitates fuhr nach Ofen, nach Visegrád, nach Stuhlweissenburg und liess überall durch behördliche Zeugnisse constatiren, dass er in der That dort gewesen sei. Diese Zeugnisse schickte er dem Hofkanzler ein, indem er zugleich bemerkte, er sei dem Befehle des Monarchen nachgekommen und habe den König von Ungarn überall gesucht, wo derselbe lebend oder todt zu finden sein sollte, doch habe er ihn nirgends getroffen. Vitéz, der Vicegespan des Komitates Abauj hörte den langen deutschen Sermon, den Verweis und die väterliche Ermahnung ruhig an und als der König zum

Schlusse fragte, ob Vitéz seinen Fehler einsehe und ob er ein loyaleres Betragen verspreche, antwortete der Vicegespan: „Majestät, nix daitsch“, worauf Franz in die Worte ausbrach: „Das hätten S' mir früher a sagen können.“ Von den Reden, welche Franz bei dieser Gelegenheit hielt, wurde diejenige am meisten belacht, die er an irgend einen Vicegespan aus dem Alföld richtete. Der Mann schien von den Worten des Königs ergriffen zu sein, worauf der Monarch mit der folgenden Wendung schloss: „Ich kann bestrafen und kann belohnen; ich hoffe daher, dass Sie sich künftig so betragen werden, wie jener Vicegespan, welcher soeben zur Audienz hier war; das ist ein braver Mann, ich erinnere mich zwar nicht wie er heisst, es fällt mir auch nicht ein, welches sein Komitat ist, aber ich werde seiner nie vergessen.“ — Nach diesen Episoden begannen die konstitutionellen Zustände wieder aufzuleben. Es wurde gestattet in den Komitaten die Beamtenwahlen, die sogenannten Restaurationen, welche durchgehends schon seit Jahren unterblieben waren, vorzunehmen; für viele Komitate wurden neue Obergespäne oder Obergespans-Stellvertreter (Administratoren) ernannt. Für Sáros wurde im Jahre 1824 Johann Péchy zum Administrator ernannt. Die Stände rüsteten sich, ihn in grossartiger Weise mit Banderien, Deputationen und grossen Reden zu empfangen, denn sie fürchteten sich einigermassen vor ihm. — Péchy war nämlich vor Jahren Vicegespan gewesen und bei der Restauration wurde für den neuen Cyclus, ohne dass er den vorbereiteten Streich geahnt hätte, nicht er, sondern mit Akklamation Dessewffy zum Vicegespan gewählt. Péchy war durch diese Niederlage so sehr aus der Fassung gebracht, dass er in seiner Bestürzung,

seinen Kalpag auf dem grünen Tisch zurücklassend, aus der Sitzung fortlief und sofort auf sein in der Nachbarschaft von Eperies gelegenes Gut Kellemes hinauseilte. Bald darauf hatte er das Komitat verlassen; und nun sollte er als Obergespans-Stellvertreter in die Mitte seiner ehemaligen Gegner zurückkehren. Einen Verwandten Péchy's, den katholischen Pfarrer und Dechant von Sóvár, der als ein Mann von grosser Geistesgegenwart bekannt war, betraute man daher damit, den Administrator im Namen der Komitatsstände mit einer Rede zu empfangen. Diese Rede charakterisirt den damaligen patriarchalischen Geist Nordungarn's. „Es ist allgemein bekannt" — sagte der Pfarrer — „dass Josef von seinen Brüdern an die Ismaeliten verkauft wurde; allein das Glück begleitete seine Schritte, er wurde in Egypten ein grosser Herr, und als später seine Brüder zu ihm kamen, gedachte er ihres Verbrechens nicht, sondern er überhäufte sie mit Geschenken. Auch wir haben Er. Hochgeboren seinerzeit verrathen, seither aber sind Sie ein so grosser Herr geworden, wie einst Josef; wir hoffen daher, dass Sie sein Beispiel nachahmen und unsere Undankbarkeit mit Wohlthaten vergelten werden."

Im Frühling war das Ballspiel mit den Alemanschen Knaben meine liebste Erholung. Eines Tages warfen wir den Ball mit grösserer Kraft an die Wand unseres Hauses, wodurch der Mörtelbewurf an einer Stelle abbröckelte und Buchstaben sichtbar wurden. Ich liess eine Leiter bringen und ruhte nicht eher, als bis ich die ganze Inschrift, welche sich oberhalb der Thür der in das erste Stockwerk führenden Stiege befand, blosgelegt hatte. Sie lautete :

M ZIMMERMAN MARIA
MAGDALENA ZIMMERMAN
IN DEN 20 MARZI 1638
AHTE GOT ERE ÐEN KENIG.

Mein Vater erzählte mir nun, unser Haus habe im XVII. Jahrhundert der Familie Zimmerman gehört, in demselben Speisezimmer, welches auch wir als solches benützten, seien Zimmermann und Ketzer eben als sie beim Nachtmahl sassen von den Schergen Caraffa's verhaftet worden, das Blutgericht habe seine Sitzungen in jenem Zimmer gehalten, in welchem nun meine Tante, die Oberstlieutenantswitwe wohne, und aus einem Fenster des Nachbarhauses habe Caraffa der Hinrichtung der Märtyrer zugesehen, denn das Schaffot erhob sich an jener Stelle, wo jetzt vor dem protestantischen Kollegium die geschmacklose Dreifaltigkeitssäule steht, eine bald nach den erwähnten Hinrichtungen aufgeführte Kopie jener Dreifaltigkeitssäule, welche Leopold I. in Wien auf dem Graben zum Andenken an das Aufhören der Pest hatte errichten lassen. Die Erwähnung dieser Ereignisse entflammte meine Einbildungskraft. Dazu gesellte sich der Umstand, dass eben damals mein Erzieher das Werk Rezik's „Laniena Eperjesiensis" aus der Bibliothek des Kollegiums in's Haus brachte, mein Vater aber gab mir die ebenfalls verbotene Selbstbiographie des ehemaligen Eperieser lutherischen Pfarrers Bahil, damit ich daraus erfahre, wie man zu jener Zeit die Protestanten behandelte. Mit Pietät gedachte er bei solchen Anlässen in seinen Gesprächen des Kaisers Josef, welcher das Prinzip der Religionsfreiheit ausgesprochen hatte und bemüht war, es zur Geltung zu bringen. Ihm hatten es die Lutheraner in Eperies zu verdanken, dass sie die Kirche und das Kollegium, welche sie erbaut hatten, die ihnen aber nach dem Kuruczen-

krieg von den Jesuiten weggenommen und die seit der Aufhebung dieses Ordens als ärarische Magazine benützt worden waren, zurück erhielten. Die Wiedererlangung erfolgte in der Form eines Kaufes zu einem niederen Preise. Als nämlich mein Grossvater Karl Fejérváry und mein Grossonkel Samuel Pulszky als Abgesandte der Protestanten beim Kaiser Josef die wiederholte Bitte um die Zurückgabe jener Gebäude vorbrachten, erwiederte der Monarch, wenn er ihnen die Kirche und das Kollegium einfach zurückgebe, so könnte sein Nachfolger sie ihnen wieder wegnehmen; die Protestanten sollten, damit ihr Rechtstitel um so stärker sei, die erwähnten Gebäude durch Kauf an sich bringen. Der Kaiser ordnete in der That eine öffentliche Versteigerung an, bei welcher die Lutheraner ihr ehemaliges Besitzthum für 5000 Gulden erkauften. Sie hätten damals auch das jetzige katholische Schulgebäude zu einem Spottpreise an sich bringen können, allein sie strebten blos nach dem, was ehemals ihr Eigenthum war.

In den ersten Regierungsjahren des Kaisers Josef nahm mein Vater, eben im Interesse seiner Glaubensgenossen, auch ein Komitatsamt an. Der ihm persönlich bekannte Obergespan Szentiványi ernannte ihn nämlich zum Honorär-Jurassor, wobei er ihn von der Ablegung des katholischen Eides auf die heilige Jungfrau Maria und auf alle Heiligen dispensirte. Dies galt von da an im Sároser Komitate, wo vom Szatmárer Friedensschluss (1711) bis zum Jahre 1782 wegen der gesetzlich inartikulirten Eidesformel (Artikular-Eid) kein Protestant ein Komitatsamt annehmen konnte, als massgebender Präcedenzfall.

III.

Im väterlichen Hause war die deutsche Sprache die Umgangssprache, in der Schule wurde lateinisch und deutsch unterrichtet, deutsch war der Privatunterricht des alten Lange, deutsch waren die Bücher und Zeitungen, die ich las, ungarisch sprach ich nur bei meiner Grossmutter in Keresztes. Dort fand ich wohl Dugonics's „Etelka", Gvadányi's „Rontó Pál" und Kazinczy's Uebersetzungen, allein ich blätterte in diesen Büchern nur selten, denn ich zog es vor während der Ferien durch Wald und Feld zu schweifen, Schmetterlinge zu fangen, Raupen zu sammeln und aufzuziehen. — Ich fing an die ungarische Sprache zu vergessen. Meine Eltern hielten es nun an der Zeit dass ich das väterliche Haus für einige Zeit verlasse und schickten mich nach Miskolcz in die Syntax. Ich wohnte dort beim Gerichtstafelbeisitzer Michael Tomka, der zum Tausche für mich seinen Sohn nach Eperies schickte, damit dieser dort deutsch lerne. Die Mutter versah mich mit einem Empfehlungsbriefe an die Familie Abraham Vay, da Frau von Vay ihre Jugendfreundin gewesen war. Als Erzieher begleitete mich Johann Gartemann, der später in Eperies als Arzt starb. Die unregelmässig gebaute ungarische Stadt mit ihren schlecht gepflasterten Strassen und mit ihren meist niedrigen und mit Rohr gedeckten Häusern machte auf mich einen schlechten Eindruck; ausserdem war auch meine Wohnstube viel enger, als die im väterlichen Hause. Mein Klassenlehrer, Professor Psenyitzki-Nagy, der später Pfarrer in Tálya war, nahm mich sehr freundlich auf, lud mich in sein

Haus und machte bald die Bemerkung, dass ich über die ungarische Literatur sehr geringschätzig urtheile, dass ich hingegen für Schiller, Kotzebue und die deutsche Wissenschaft schwärme. Er machte mich daher mit Alexander Kisfaludy's „Sagen" bekannt. Im Tomkaschen Hause fand ich den „Bank-Bán" von Katona. Dies war das erste ungarische Buch, welches ich mit Genuss las.

Die Schule, die ich besuchte, war eine vierklassige lateinische, an welcher jedoch blos zwei Professoren wirkten, Beide sehr intelligente und fleissige Männer; allein es waren doch immer nur zwei Lehrer für 120 Schüler von 8 bis 16 Jahren. Dazu kam noch, dass wir ausser der Grammatica latina von Rhenius keine gedruckten Lehrbücher besassen, sondern dass die Lehrer täglich die Lektionen diktirten. Und doch wurde die Miskolczer Schule nicht für schlecht und das Unterrichtswesen der Lutheraner im Allgemeinen für besser gehalten als das der Katholiken.

In Miskolcz sah ich zum ersten Male die Vorstellungen einer ungarischen Theatergesellschaft. Cölestin war ihr Direktor und Frau Déry ihre beliebte Primadonna. Es wurden grösstentheils aus dem Deutschen übersetzte Stücke gegeben; die Oper, oder vielmehr das Singspiel „Béla futása" wurde als ein ungarisches Originalwerk aufgeführt, doch erkannte ich darin den umgearbeiteten Text von Kotzebue's gleichnamigem Drama. Nichtsdestoweniger sang auch ich begeistert das allgemein beliebte Lied:

Hunia nyög letiporva,
Sírnak a bús magyarok.

Rasch verfloss das Jahr, welches ich in Miskolcz zubrachte. Gartemann begab sich nach Wien an die

Universität, ich aber kehrte nach Eperies zurück. Nun wurde Nemesányi mein Erzieher, ein Professurskandidat, welchen der Schulkonvent aufgefordert hatte, am Eperieser Kollegium ungarische Sprache und Literatur vorzutragen, natürlich nicht als obligaten Lehrgegenstand. Mit grossem Eifer organisirte er unter den Studenten die ungarische „Gesellschaft," — es gab auch eine deutsche, — mit derselben Einrichtung, welche jetzt den sogenannten Selbstbildungsvereinen an den Gymnasien eigen ist. Er brachte durch seine Bitten einige hundert Gulden zur Errichtung einer ungarischen Bibliothek zusammen. Die Bücher, welche im Herbste bestellt wurden, langten erst spät im Frühjahre an, denn in Eperies existirte noch keine Buchhandlung und bei Wigand in Kaschau, dessen ausgedehntes Geschäft ganz Nordungarn mit Lektüre versah, waren ungarische Bücher nicht zu bekommen. Endlich kamen die verschiedenen Jahrgänge der „Aurora", Berzsenyi's Gedichte, Vörösmarty's „Zalán futása", einige Schauspiele von Karl Kisfaludy, mehrere Werke von Alexander Kisfaludy an, doch fehlte eben „Himfi", weil die ganze Auflage vergriffen war, und Toldy's Handbuch. Die Bücher gingen von Hand zu Hand. Viele von uns erfuhren erst bei dieser Gelegenheit, dass auch die Ungarn eine Literatur besassen und dass es lesenswerthe ungarische Bücher gäbe. Unsere Professoren wussten dies kaum, wenigstens erwähnten sie es in ihren Vorträgen nie, obwohl sie auch in der ungarischen Sprache Unterricht ertheilten und uns anhielten, theils deutsche, theils lateinische Pensa in's Ungarische zu übersetzen.

Der alte Keresztessy war Professor der Syntax. Er theilte die Schüler in Römer und Teutonen. Jede

Bank hatte zwei Tribune, diesen waren zwei Konsuln und ein Censor vorgesetzt. Die Besetzung dieser Stellen wurde durch die Anzahl der guten Noten entschieden, welche jeder Schüler für seinen Fleiss und sein Betragen täglich erhielt oder einbüsste. Jeder Tribun liess täglich von den ihm zugewiesenen Schülern die auswendig zu lernenden Aufgaben hersagen, er sah ihre schriftlichen Arbeiten durch und meldete die Anzahl der Fehler an. Dasselbe thaten die Konsuln den Tribunen gegenüber. Ausserdem hatte jeder Schüler seinen beigeordneten Genossen; diese mussten einander wechselseitig überwachen. Liess ein Schüler sich ein Vergehen zu Schulden kommen, so bestrafte man nicht nur den Schuldigen, sondern auch seinen Genossen und Vorgesetzten, wenn diese es unterlassen hatten die Anzeige zu erstatten. Das ganze System war recht gut geeignet, bei den öffentlichen Prüfungen mit glänzenden Resultaten zu prunken, doch wirkte es auf den Charakter nachtheilig, weil es auf Eitelkeit und Selbstsucht gegründet war, das Denunciren zur Pflicht machte, das wechselseitige Vertrauen ertödtete und das Hauptgewicht auf das Auswendiglernen legte. Fünfundvierzig Jahre später hatte ich Gelegenheit ein Jesuiten-Gymnasium zu besuchen und da machte ich zu meiner grossen Ueberraschung die Wahrnehmung, dass das von Keresztessy in seiner Klasse angewendete System nichts Anderes, als das alte berühmte Erziehungssystem der Jesuiten gewesen sei.

In dieses Jahr fiel die Installirung des Obergespans Baron Ignaz Eötvös, zu welcher auch dessen Sohn Josef nach Eperies kam. Bei dieser Gelegenheit trafen wir zum ersten Male zusammen, doch geschah dies nur flüchtig und ohne in ein freundschaftliches

Verhältniss zu treten. Der Sohn des Obergespans war fortwährend zu Diners, zu Unterhaltungen und Bällen geladen, wohin ich als Schulknabe nicht kam. Zur Feier der Installation wurde von Dilettanten Karl Kisfaludy's Lustspiel: „Csalódások" aufgeführt und damit der junge Baron Josef Gelegenheit habe sich auszuzeichnen, wurde in die Ouverture ein Flötensolo eingelegt, welches er zu allgemeiner Ueberraschung und unter grossem Applaus mit Virtuosität vortrug. Dies weckte in mir eine Regung des Neides, denn Gartemann wollte, als guter Musiker, in den freien Stunden mich auch in der Musik unterrichten, doch fehlte mir der Sinn dafür, und so sehr ich mir auch Mühe gab und mich auf der Flöte übte, ich blieb doch nur ein unglückseliger Flötenspieler. Der Obergespan musizirte ebenfalls gerne; er blies die Hirtenflöte. Baron Ignaz Eötvös besass eine ausserordentliche Arbeitskraft; er erledigte ex nobili officio, wie er zu sagen pflegte, in Kommissionssitzungen mehrere Angelegenheiten, hinsichtlich welcher das Komitat mit dem Statthaltereirathe im Streite lag, z. B. die Angelegenheit des verausgabten Insurrektionalfonds. Da der Obergespan zum Fleisse und zur Geschicklichkeit des Schriftführers kein Vertrauen hegte, so pflegte er sogar noch während der Sitzung das Protokoll zu diktiren, wobei er im Sitzungssaale auf und ab ging und von Zeit zu Zeit auf seiner Stockflöte phantasirte.

Im nächstfolgenden Jahre (1828) las ich ausserordentlich viel deutsche Bücher. Mein Oheim, Gabriel Fejérváry, schickte mir eine kleine Bibliothek, welche unter Anderem August Schlegel's Vorträge, Tasso's „befreites Jerusalem" übersetzt von Streckfuss, Calderon's Tragödien, mehrere Reisebeschreibungen und

historische Werke enthielt; in der Bibliothek meines Vaters fand ich Meissner's jetzt schon in Vergessenheit gerathene Skizzen, sowie Kotzebue's und Lessing's sämmtliche Werke; — von meiner Tante erhielt ich Walter Scott's Romane; die befreundete Familie Alemann lieh mir Wieland's sämmtliche Werke und Baron Holbach's „Système de la nature", selbstverständlich in deutscher Uebersetzung. Auch von anderen Seiten erhielt ich viele Bücher, z. B. Voltaire und Rousseau, die Romane von Lafontaine, Clauren und Hauff; Alles interessirte mich ausserordentlich, selbst vor Klopstock's Messias schrack ich nicht zurück. Nachdem Felix Alemann in ein Militärinstitut eingetreten war, waren Kramarcsik und Henszlmann meine intimsten Freunde; wir lernten mit einander griechisch und in dieser Beziehung schloss sich uns auch Hodzsa an, der berüchtigte panslavistische Agitator späterer Jahre; jedoch brachten wir es bei allem Fleisse nicht weit, weil unsere Professoren auch nicht viel mehr wussten, als wir.

Im väterlichen Hause wurde zu jener Zeit viel über Politik gesprochen und zwar auch vom theoretischen Standpunkte, denn in allen Komitaten wurden damals die operata regnicolaria, d. h. die Entwürfe der im Lande durchzuführenden Reformen erörtert. Spezialkommissionen waren mit der Prüfung dieser Operata betraut und da konnte es nicht fehlen, dass dabei den Köpfen der Táblabiró-Politiker mitunter die abenteuerlichsten Ideen entsprangen. Im Ganzen genommen waren die Operata des Reichstages von $182^{5}/_{7}$ weniger freisinnig, als jene von 1791. Nur das schöne Separatvotum des Grafen Josef Dessewffy über die Pressfreiheit erregte allgemein Aufsehen, denn es erhob sich hoch und glänzend über die flache Mittelmässigkeit

des übrigen Wustes von Aktenstücken. Bei der öffentlichen Erörterung dieser Operata kamen viele neue Ideen in Umlauf, welche man jetzt dem Grafen Stefan Széchenyi zuzuschreiben pflegt. — Und doch brachte damals noch Niemand die Besteuerung der Adeligen zur Sprache, ja, es wurde nicht einmal beantragt, dass die privilegirte Klasse zur Domestikalkasse der Komitate beisteuern sollte. Man diskutirte mit einem Worte die politischen und vernachlässigte die volkswirthschaftlichen Fragen. Das Hauptgewicht legte man auf die Gravamina. Sie waren wohl grösstentheils vollkommen begründet, allein es war doch ein Unsinn, hierin die Ursachen des Zurückbleibens der Nation zu suchen. Man beklagte sich sehr oft, dass in Ungarn viel Gold und Silber gewonnen werde und dass man doch kein Gold- und Silbergeld zu Gesicht bekomme. Als ob die Goldbergwerke und nicht die Arbeit der Reichthum des Landes wären; als ob die Arbeitslöhne und die übrigen Kosten, mit welchen der Betrieb der Gold- und Silberbergwerke verbunden ist, den Werth der Ausbeute nicht absorbiren würden. Allein zu jener Zeit kannten wir die Werke Adam Smith's noch nicht; Alle waren noch von den Irrthümern des Merkantil-Systems befangen.

IV.

Ein neuer Ideenkreis that sich mir auf, als mein Oheim, Gabriel Fejérváry, im Jahre 1829 mit der Absicht nach Eperies kam, hier seinen bleibenden Wohnsitz aufzuschlagen. Er lebte seit Jahren fern von der Familie, und ich kannte ihn kaum, weil er selten nach Nordungarn kam. Er besuchte noch die Schulen,

als sein Vater eben zu Beginn der Martinovics-Tragödie starb. Als er die Rechtsstudien beendet und das Advokatendiplom erworben hatte, wurde er mit dem Baron Josef Brudern bekannt, welcher ihn bald darauf zu seinem, mit umfassenden Vollmachten ausgestatteten Vertreter ernannte. Brudern war einer der schönsten Männer des Landes, er hatte grosse Reisen gemacht und lebte nun abwechselnd in Gyöngyös und in Pest als einer der namhaftesten Faktoren der hauptstädtischen Gesellschaft. Er hielt in Pest offenes Haus; täglich speisten acht bis zehn Gäste an seinem Tische. In seinem Salon war das Wort frei, die Konversation zwanglos, die Gesellschaft auserlesen. In Gyöngyös fanden sich bei ihm viele hochgestellte Offiziere, in Pest hauptsächlich Aristokraten ein, wahre Frondeurs, welche unter sich das Vorgehen der Regierung und den beschränkten Gesichtskreis der Táblabiró-Politik scharf kritisirten, allein am öffentlichen Leben in den Komitaten und später im Reichstage nicht theilnahmen. Sie waren insgesammt Bewunderer Napoleon's und prophezeiten den Untergang der österreichischen Monarchie. Die Wiener Regierung liess sie deshalb unausgesetzt überwachen, obwohl man sie, vermöge ihrer kosmopolitischen Ansichten, kaum für gefährlich hielt. Baron Brudern liess im Jahre 1817 sein Pester Haus mit dem bekannten Pariser Gässchen erbauen; der Salon dieses Hauses war zehn Jahre lang der Sammelplatz der geistreichsten Männer von Pest. — Zu dieser Lebensweise war jedoch viel Geld erforderlich und in der That machte Brudern, der kinderlos war, grosse Ausgaben, bis sein ausgezeichneter, aus Mähren gebürtiger Güterdirektor Fleckel, der Stammvater der Familie Térey, im Jahre 1827 die Fortsetzung dieser

Lebensweise für unmöglich erklärte und auf grössere Sparsamkeit drang. Der Baron nahm dies sehr übel auf und kündigte seinem Direktor den Dienst. Nun griff aber auch Fejérváry den schon oft gerügten Leichtsinn des Baron Brudern an; er erklärte, dass er zwanzig Jahre lang sein Leben und seine Interessen uneigennützig mit jenen des Barons identifizirt habe, allein seine Ehre könne er nicht zum Opfer bringen; wenn der Baron auf die Rathschläge Fleckel's nicht höre, sondern seinen besten Beamten entlasse, so müsse dies zum gänzlichen Ruin führen. Baron Brudern wurde dadurch ernst gestimmt; er schloss sich in sein Zimmer ein, aber am nächsten Morgen überreichte er meinem Oheim feierlich eine Urkunde, die Zusicherung von 30.000 Gulden pro fidelibus servitiis. Fejérváry gerieth darüber in Zorn, zerriss die Urkunde und warf sie dem Baron vor die Füsse : der hochgeborene Herr möge nicht glauben, dass man mit Geld Freundschaft erkaufen oder bezahlen könne! Er ordnete noch die Angelegenheiten des Baron Brudern, dann trennte er sich von ihm. Er unternahm eine Reise nach England, Frankreich und Italien und schwelgte in den Genüssen, welche die in jenen Ländern vorhandenen Meisterwerke der bildenden Künste bieten. — Nach seiner Heimkehr pachtete er auf die Dauer von 15 Jahren die ärarischen Opalbergwerke in Vörösvágás, welche er schon früher einmal in Gemeinschaft mit Baron Brudern gepachtet hatte, und, um den Betrieb dieser Werke besser überwachen zu können, verlegte er seinen Wohnsitz nach Eperies. Den letzten Winter vor seiner Uebersiedlung brachte er in Hédervár beim alten Grafen Michael Wiczay zu, mit welchem er durch so innige Freundschaftsbande verbunden war, dass er

von ihm wöchentlich zweimal Briefe erhielt. Graf Wiczay war ein echter grand seigneur von der jetzt bereits ausgestorbenen Gattung. Er stand mit dem Hofe und mit dem Auslande in Verbindung; er war ein Kunstkenner, im Interesse der Wissenschaften zu Opfern bereit und der letzte Freimaurer in Ungarn aus der Zeit Kaiser Josef's; seine Sammlungen, das auch im Auslande bekannte Museum Hédervárianum, welches der Barnabite Carroni und später der berühmte Numismatiker Sestini beschrieben, waren in künstlerischer und wissenschaftlicher Hinsicht von grossem Werthe.

Die Ansichten meines Oheims wichen von denjenigen, welchen ich bisher begegnet war, wesentlich ab. Er hatte stets in anderen Kreisen gelebt, als die Sároser Komitatsnotabilitäten und die nordungarischen Magnaten, und besass schon zu der Zeit, als er zu uns übersiedelte, eine ausgezeichnete Bibliothek. Er miethete das bis dahin unbenützte erste Stockwerk unseres Hauses; meinen Vater ärgerte es, dass sein Schwager die Wohnung nicht unentgeltlich annehmen wollte. Meine Mutter beklagte sich eines Tages, dass es so schwierig sei, für mich einen geeigneten Erzieher zu finden; der Letzte hatte, nachdem er ein Jahr bei uns zugebracht, selbst eingesehen, dass er zu mir nicht passe und war einem Rufe der Familie Máriássy gefolgt; mein Oheim aber erklärte, wenn ich nicht der Sohn Karl Pulszky's wäre, so müsste ich selbst mich schon um eine Erzieherstelle umsehen, es werde daher das Beste sein, mich in irgend einem Zimmer in seiner Nähe mir selbst zu überlassen. Sein Rath wurde befolgt und ich fühlte mich zum ersten Male in meinem Leben unabhängig.

Fejérváry war durch und durch ein Mann der neuen Zeit. Er kannte die neuen volkswirthschaftlichen

Lehren, doch schätzte er Bentham, dessen berühmtes Utilitaritätssystem zu jener Zeit auch bei uns sich zu verbreiten begann, noch höher als Adam Smith. Graf Aurel Dessewffy gedachte in einem Gespräche mit mir Bentham's, und sprach von ihm mit einer Ueberschwänglichkeit, welche er aus den Werken der Madame de Staël geschöpft hatte, somit aus den Werken einer Schriftstellerin, welche behauptete, die Nachwelt werde das XIX. Jahrhundert nicht als das Zeitalter Napoleon's, sondern als das Zeitalter Bentham's bezeichnen. Ich begann daher Bentham zu lesen, doch war seine Theorie, obwohl ich ihre Konsequenz und die innere Wahrheit ihrer Schlussfolgerungen einsah, durchaus nicht nach meinem Geschmack. Ich erachtete das Streben, die Forderungen der Moral blos aus dem Nutzen abzuleiten, mochte dies in noch so anziehender Weise geschehen, blos als ein Sophisma. Eine so trockene, prosaische Lebensphilosophie widerstrebte meiner idealistischeren Auffassung. Mein Oheim war jedoch von der Richtigkeit dieser Ansichten fest überzeugt und wenn mein Vater sich beklagte, dass er wenig oder gar kein Geld habe, obwohl Keller und Scheunen gefüllt seien, verursachte ihm mein Oheim oft nicht geringen Aerger, indem er offen die Behauptung aussprach und verfocht, dass Ungarn und dessen Bewohner nur dann Geld haben würden, wenn Jedermann Steuern zahlen und an die Stelle der Naturalwirthschaft die Geldwirthschaft treten werde. Mein Vater vermochte die Logik dieser Argumentation nicht einzusehen, ich ebenso wenig, doch schenkte ich trotzdem den Worten meines Oheims Glauben.

Im Juli brach die französische Revolution aus. Sie elektrisirte die ganze Welt, selbst die Táblabiró-Kreise

des Sároser Komitates, welche sich sonst mit Ausnahme der Wahlbewegung durch Nichts in dem Phlegma, mit welchem sie ihre ganze freie Zeit am Spieltische zubrachten, stören liessen. Jetzt las Jedermann die Zeitungen, ja die Aufregung steigerte sich noch, als im September die belgische und im November die polnische Revolution ausbrach. Um den Reichstag kümmerte sich Niemand, obwohl Fürst Metternich durch die Krönung des Thronfolgers Ferdinand vor ganz Europa den Beweis geführt hatte, dass die magyarische Loyalität den Revolutionen der halben Welt Trotz biete.

Michael Greguss, Professor der Philosophie am Eperieser Kollegium, der Vater des Aesthetikers August Greguss, welcher bei jeder Gelegenheit gerne lateinische Epigramme schmiedete, gab bei der zur Feier der Krönung veranstalteten Beleuchtung der Stadt, dem Gedanken des Wiener Staatsmannes durch das folgende Distichon Ausdruck:

Extera dum nutant regum diademata, clare
Hungarico solio dupla corona micat.

Im Herbste begleitete ich meinen Oheim nach Pest. Unterwegs besuchten wir den Baron Brudern in Gyöngyös, wo ich dessen Antiquitätensammlung studirte. Als wir die Hauptstadt erreicht hatten, begaben wir uns zu Mittag in das Kasino. Dort trafen wir mit Baron Zedtlitz zusammen; er war der erste berühmte Mann, dessen Bekanntschaft ich machte. Es nahm mich Wunder, dass ein so bedeutender Dichter mit anderen prosaischen Menschenkindern ebenso Billard spielte, wie ein Táblabiró vom Lande, und beim Mittagmahle mit gutem Appetite doppelt so viel ass. Wir besuchten auch Nikolaus Jankovich, der uns in seiner an der

Ecke der Hatvanergasse gelegenen Wohnung freundlich begrüsste und seine herrliche Sammlung von Schmuckgegenständen und Waffen, seine Diplome und handschriftlichen Codices zeigte, welche er zum grössten Theile von meinem Grossvater gekauft hatte. — Das Nationalmuseum, das sich noch in einem ungeordneten Zustande befand, interessirte mich weniger; dagegen betrachtete ich mit um so grösserer Bewunderung eine schöne Marmorstatue der Venus, die sich in der Antikensammlung meines Oheims befand. Dies war die erste antike Statue, welche ich zu Gesichte bekam. Nachdem wir die Bücher, Antiquitäten und Möbel meines Oheims eingepackt hatten, damit sie nach Eperies transportirt werden könnten, eilten wir nach Sáros zurück.

Die polnische Revolution fand in Ungarn, besonders im nördlichen Theile des Landes, die wärmsten Sympathien. Wir lechzten nach Nachrichten, welche wir oft von reisenden Juden früher erfuhren, als aus den Zeitungen. Die Frauen zupften während des ganzen Winters bei ihren geselligen Zusammenkünften Charpie. Die Namen Skrzinyecki, Dembinski und Dwernicki waren auf Aller Lippen, und als endlich die Katastrophe eintrat, als die Russen Warschau erstürmten, zweifelte Niemand daran, dass dies nur dem Verrathe Chrzanowski's und Chlopicki's, nicht der Erschöpfung der polnischen Nation zuzuschreiben sei. Wie alle Welt, so schwärmte auch ich für die Polen, doch konnte ich es schon damals nicht begreifen, warum sie nicht ihre Bauern freigaben, warum sie nicht die Rechtsgleichheit proklamirten, als die Existenz der Nation auf dem Spiele stand. Viele Polen suchten damals im Sároser Komitate eine Zufluchtsstätte; der bedeutendste unter ihnen, Ostrowski, der gewesene Präsident des

polnischen Abgeordnetenhauses, hielt sich eine Zeit lang beim Grafen Franz Haller in Sebes auf. Da erhielten die Vicegespäne durch Präsidialschreiben des Hofkanzlers die Weisung, die polnischen Flüchtlinge zu entfernen, ja, sie unter Bewachung in die österreichischen Provinzen zu transportiren. Dies erschreckte die Flüchtlinge, so dass ein grosser Theil derselben sich freiwillig nach Frankreich begab, Einzelne blieben jedoch noch immer bei den angeseheneren Gutsbesitzern auf dem Lande zurück, bei denen sie unter den verschiedensten Vorwänden als angebliche Oekonomiebeamte, Sekretäre, Archivare u. s. w. Schutz fanden, denn die adeligen Prärogative boten noch genügende Sicherheit gegenüber den Verfolgungen der Wiener Regierung, die sich der Präsidialschreiben des Kanzlers als Mittel bediente. Viele Komitate nahmen in die Instruktionen, welche sie ihren zum Reichstage von 1832 gewählten Ablegaten ertheilten, das Verlangen auf, dass im Interesse der Wiederherstellung Polen's an den Monarchen eine Adresse gerichtet werde, was übrigens mit jenem Punkte der sogenannten Präferential-Gravamina, in welchem die Einverleibung Galizien's in das Königreich Ungarn gefordert wurde, einigermassen im Widerspruche stand.

Das Interesse für die Polen war so gross, dass man in Nordungarn das Buch des Grafen Stephan Széchenyi „Hitel" (Kredit), dessen deutsche Uebersetzung zu jener Zeit zu uns gelangte, kaum beachtete. Die ungarische Ausgabe dieses Buches wurde im Sároser Komitate kaum von Einigen gelesen. Man war in Nordungarn der Ansicht, dass Grafen allenfalls über Pferde leidlich gute Bücher schreiben könnten, weil sie in dieser Beziehung Fachmänner seien, allein in die

Politik sollten sie sich nicht mischen, denn dies sei die Sache der Táblabiró-Kreise, welche in dieser Hinsicht einen praktischeren Sinn besässen, als so ein Pester Magnat. Man freute sich allgemein darauf, dass Graf Josef (Pips) Dessewffy seinem Standesgenossen gehörig heimleuchten werde, denn Graf Dessewffy arbeitete an einer Entgegnung auf Széchenyi's Werk, welche den Titel „Taglalat" (Analyse) führte und aus welcher er den nordungarischen Herren einzelne Bruchstücke vorlas. Vergebens behauptete Fejérváry, der die Fähigkeiten Széchenyi's sehr hoch schätzte, dass man das Erscheinen des „Hitel" als epochemachend anerkennen werde. Die erste Auflage wurde in unserer Gegend kaum gelesen. Nur in Pest und nur auf die höheren Kreise war sie von Wirkung, und es währte lange, bis sie auch auf die Táblabiró-Kreise Einfluss gewann. Was mich betraf, so konnte ich mich mit dem holperigen formlosen Styl des „Hitel" nicht befreunden und jede Zeile mahnte mich an Bentham.

Zu dieser Zeit war Michael Greguss mein Professor. Er trug Philosophie, Geschichte, Geometrie und Naturlehre vor; sein ausgezeichneter scharfer Geist, sein encyclopädisches Wissen und sein angenehmer Vortrag machten ihn bei der Jugend sehr beliebt. Eine Zeit lang trug er den für die politische Laufbahn sich vorbereitenden Jünglingen auch Theologie vor, allein einige junge Herren führten bei meinem Vater darüber Beschwerde, dass Greguss eine vollständig rationalistische Richtung verfolge, ja dass er selbst an der Inspiration der Bibel zweifle. Der Schulkonvent stellte hierauf diese Vorträge ein, indem die Ansicht überwog, dass die Politiker lieber keine, als eine Wegscheider'sche Theologie lernen sollten. Ich jedoch musste dem Wunsche

meines Vaters gemäss den theologischen Vorträgen des Rektors Mayer beiwohnen. Dieser alte Herr lehrte schon seit einem halben Jahrhunderte Theologie und übertraf in der Orthodoxie selbst Hengstenberg. In den Nachmittagsstunden der Samstage veranstaltete er mit seinen Hörern oft Disputationen. — Bei einer solchen Gelegenheit hatte es sich vor mehreren Jahren ereignet, dass er mit einem seiner besten Schüler, Namens Rochlitz, über die persönliche Existenz des Teufels in Streit gerieth. Rochlitz stellte sie in Abrede, worauf Mayer in Zorn gerieth, von seinem Sitze aufsprang und ausrief: „Und doch existirt der Teufel, er steckt in deinem Kopfe, von wo ich ihn augenblicklich austreiben werde.“ Mit diesen Worten schleuderte er die Bibel nach dem Kopfe seines Schülers. Rochlitz wich dem Wurfe aus, verbeugte sich und nahm sofort sowohl von seinem Professor, als auch von der Theologie Abschied. Er ging nach Wien, wo er Medizin studirte. Zu der Zeit, von welcher ich schreibe, war er Fejérváry's Hausarzt.

V.

Im Jahre 1831 bedurften wir der Aerzte in der That dringend. Mit den russischen Truppen war aus dem Inneren Asien's ein furchtbarer Gast, die Cholera, nach Polen gekommen. Es war dies das erste Auftreten dieser Krankheit in Europa. Die Schreckensgerüchte über ihren raschen, fast immer tödtlichen Verlauf und über ihre ausserordentliche Ansteckungsfähigkeit versetzten Ungarn um so mehr in Schrecken, als sie schon an den Grenzen des Landes, in Galizien wüthete. Die

Rathlosigkeit und die unverständigen, einander widersprechenden Verordnungen der Regierung steigerten noch das Uebel. Man ordnete die Absperrung der Grenze gegen Galizien an, allein sie nützte nichts. Schon im Juli trat die Cholera in den nördlichen Theilen des Sároser Komitates auf, worauf die benachbarten Komitate sich sofort durch einen Kontumaz-Kordon von uns absperrten, wir aber isolirten die inficirten Ortschaften. Die adeligen Familien flüchteten nach Eperies, weil hier doch stets ärztliche Hilfe zu finden war; Jedermann trug Chlor, Kampher oder Essiggeist bei sich. Allein Alles war vergebens, die Epidemie brach auch in Eperies aus. Der Verkehr stockte gänzlich, die Kaffeehäuser standen leer, in den Gassen war nur dann und wann ein Mensch zu sehen. Viele Häuser wurden ganz gesperrt, ihre Bewohner verkehrten nur durch die Fenster mit der Aussenwelt, alle Gegenstände, welche auf diesem Wege in die Häuser gelangten, wurden geräuchert oder in Essig getaucht, Niemand wagte Obst zu essen, doch nützte dies Alles nichts, die Sterblichkeit nahm fortwährend zu. Die Todtenglocke wurde ununterbrochen geläutet, in den Nachmittagsstunden folgte Begräbniss auf Begräbniss. Die Angst wuchs. Der Magistrat verbot das Todtengeläute, die Begräbnisse durften nur Nachts stattfinden, doch waren auch diese Massregeln erfolglos, denn es kamen bei einer Bevölkerung von 8000 Seelen an einem Tage bis 35 Todesfälle vor. Und eben als die Sterblichkeit den höchsten Grad erreicht hatte, traf eine neue Schreckensbotschaft ein. Im Zempliner Komitate hatte sich eben an der Grenze von Sáros das Landvolk von Varannó bis Zamutó empört. Von dem Wahne verblendet, dass die Honoratioren und die

Adeligen die Brunnen vergifteten, fiel das Volk über die Herrensitze her, die Juden, welche in seine Gewalt geriethen, wurden gemartert und gefoltert, der Pöbel wüthete, raubte und mordete. Das Sároser Komitat hielt sofort eine Kongregation und während der Sitzung brachten geflüchtete Edelleute, welche als Bauern verkleidet nach Eperies gelangten, aus dem Zipser Komitate die Nachricht, dass im südlichsten Theile dieses Komitates ebenfalls ein Aufruhr ausgebrochen sei; Eduard Zsedényi, der damals noch Pfannschmied hiess, hatte als junger Honorärfiskal des Komitates sich zu den aufrührerischen Bauern begeben, um sie zu beschwichtigen, allein auch er musste in rascher Flucht sein Heil suchen. Der Aufruhr tobte nun auch an der westlichen Grenze unseres Komitates. Ferner erfuhr man, dass die slovakischen Bauern in Sóvár, eine Viertelstunde Weges von Eperies, sich gleichfalls empörten, dass sie mit Sensen und eisernen Heugabeln bewaffnet die dortigen ärarischen Gebäude und Beamten bedrohten. Die Schwaben hatten sich ihnen nicht angeschlossen, ja sie hatten den bevorstehenden Ausbruch der Bewegung angezeigt, allein sie thaten doch zum Schutze der Beamten nichts, und das Militär war auf dem Quarantän-Kordon zerstreut. Gegen Abend traf die noch beängstigendere Nachricht ein, dass die Sóvárer Bauern in der nächsten Nacht die Stadt anzugreifen, anzuzünden und zu plündern beabsichtigten, indem sie auf die Mitwirkung des in den Vorstädten und in den Gärten wohnenden Pöbels rechneten. — Glücklicherweise war der Vicegespan Ladislaus Szinyey ein energischer Mann. Er berief sofort eine Kongregationssitzung ein, liess das Standrecht dekretiren, organisirte ein Freiwilligen-Korps, zu welchem die Besitzer

von Schiessgewehren herangezogen wurden, versah die Komitats-Haiduken mit scharfen Patronen und beauftragte meinen Vater darüber zu wachen, dass in dem einzigen Kaufladen, dessen Besitzer Schiesspulver feil hielt, dieses nicht an verdächtige Individuen verkauft würde. Die Gassen wurden plötzlich belebt; Jedermann traf Vorbereitungen, sorgte für Waffen und verfertigte Patronen; alle Fenster waren beleuchtet, die Freiwilligen patrouillirten durch alle Gassen, Niemand schlief. Gegen Morgen hörte man aus der Ferne Trommelschlag, eine Kompagnie Linienmilitär, welche der Vicegespan durch einen berittenen Eilboten hatte herbeirufen lassen, näherte sich der Stadt; der befürchtete Angriff unterblieb. Die Aufregung dauerte noch einige Tage lang fort, aber von jener Nacht an nahm die Cholera ab. Die Freiwilligen zogen nun an die Zipser Grenze des Komitates, wo sie einen aus Zipsen herüber gekommenen Aufwiegler fingen, ihn standrechtmässig hängen liessen und dem Umsichgreifen des Aufruhrs vorbeugten. — Auch in Zipsen, Zemplin und Gömör wurde der Aufruhr bald erstickt. Damals hörten wir zum ersten Male den Namen Ludwig Kossuth's nennen, eines jungen Advokaten, der sich als Cholera-Kommissär im Zempliner Komitate durch sein energisches und taktvolles Auftreten ausgezeichnet hatte. Einige Wochen später traf unser Obergespan, Baron Ignaz Eötvös, als königlicher Kommissär für Nordungarn in Eperies ein, um zu inquiriren und sofort zu strafen. Er kam seinem Auftrage mit bureaukratischer Strenge nach und überall, wo ein Mord oder qualvolle Misshandlungen vorgekommen waren, verurtheilte er die Rädelsführer zum Tode am Galgen, obwohl er dabei ein so freundliches, humanes Benehmen beobachtete, dass er jeden nicht

ganz ungebildeten Angeklagten beim Verhör mit „amice carissime“ ausprach.

Nach dem Verhöre eines gewissen Tasnády, eines Winkeladvokaten von schlechtem Rufe, welcher sich den Aufrührern angeschlossen und sie angeführt hatte, und seine Schuld gar nicht leugnete, sagte Eötvös in sanftem Tone, indem er einen Rockknopf des Angeklagten ergriff: „Amice carissime, cras pendebis.“ Und in der That liess er ihn am nächsten Morgen aufhängen. Die Gefahr war nun beseitigt, doch trauten viele Gutsherren ihren Bauern nicht mehr, weshalb sie ihren Wohnsitz in der Stadt aufschlugen; die Einsichtigeren aber besorgten, dass in Folge dieses unsinnigen Aufstandsversuches auf dem nächsten Reichstage, welcher unter Anderem die Urbarialfrage verhandeln sollte, die reaktionäre Tendenz erstarken dürfte. Wohl begleitete das Gerücht von der Vergiftung der Brunnen, welchem die ungebildeten Klassen Glauben schenkten, das erste Auftreten der Cholera von Petersburg bis Paris, wo man sogar einige Individuen in die Seine warf, doch hielt Jedermann nur das traurige, ungeahnte Resultat vor Augen; an das Nothwendigste, nämlich daran, dass man durch die Bildung des Volkes derartige Ereignisse unmöglich machen müsse, dachte Niemand.

Die Unhaltbarkeit des bisherigen Regierungssystems, die Unbehilflichkeit der Dikasterien, die Unzulänglichkeit der Komitats-Autonomie trat nie so deutlich zu Tage, als während der Cholera. Ueberall fehlte das einheitliche, energische Auftreten, die Intimate des Statthaltereirathes widersprachen einander oft, wodurch die Verwirrung und das Entsetzen noch gesteigert wurden. — Das Absperrungssystem hatte sich an der Grenze des Landes als wirkungslos erwiesen, aber

trotzdem wurde es zwischen den einzelnen Komitaten beibehalten; täglich wurden andere Desinfektions- und Heilmittel von oben empfohlen, in den Komitaten beobachtete jeder Stuhlrichter ein anderes Vorgehen, der Eine legte die Erlässe nach seinem Sinne aus, der Andere beachtete sie gar nicht, viele liessen ihre Bezirke ganz im Stiche, ja es fanden sich unter ihnen Individuen, welche schamlos offen erklärten, sie hätten blos ihre Dienste dem Komitate gewidmet und seien nicht verpflichtet, ihr Leben und die Sicherheit ihrer Familien zu gefährden. An den Kontumazlinien wurde der Dienst in geradezu lächerlicher Weise versehen. Niemand durfte reisen, kein Frachtwagen durfte verkehren; wenn ein Bote einen amtlichen Brief brachte, überreichte er ihn mittelst einer Zange den Wache haltenden Bauern, welche ihn ebenfalls mit einer Zange anfassten und in dieser Weise zum Kommissär brachten, wo der Brief durchlöchert und gehörig geräuchert wurde, bevor man ihn öffnete. Und wie wartete der Bote das Antwortschreiben ab? Er nahm neben den Wache haltenden Bauern Platz, rauchte und plauderte mit ihnen; sobald aber das Antwortschreiben überbracht wurde, sprangen alle auf und überreichten einander den Brief wieder mit Benützung der Zangen. Als die Cholera auch in Pest ausbrach, liess der furchtsame Statthaltereirath die Schiffbrücke absperren, damit die Seuche nicht nach Ofen eingeschleppt werden könne. Die Universitätsjugend wollte dies jedoch nicht dulden, denn diejenigen Studenten, deren Heimath sich in den jenseits der Donau liegenden Komitaten befand, wollten nach Hause reisen. Sie rotteten sich daher zusammen, durchbrachen unter Führung des Baron Theodor Palocsay den Kordon, entwaffneten die Soldaten und drangen nach Ofen hin-

über, von wo die Betreffenden sich nach allen Richtungen zerstreuten. Tags darauf schwoll jedoch dem Pester Pöbel der Kamm, er begann zu tumultuiren und ging selbst nach behördlicher Aufforderung nicht auseinander, so dass endlich das Militär feuerte. Bei dieser Gelegenheit wurde der reiche Blutegelhändler Rottenbiller, welcher ganz Frankreich mit seinen, in den Mohácser Sümpfen gezüchteten Blutegeln versorgte, der ältere Bruder des nachherigen Bürgermeisters, vor seinem Hause auf dem Heuplatze von einer Kugel zufällig in's Herz getroffen.

So lange die Gefahr dauerte, schimpfte man nach ungarischer Gewohnheit auf die Regierung, als aber Alles in das gewohnte Geleise zürückgekehrt war, kam es Niemanden in den Sinn, auf Grund der traurigen Erfahrungen an eine gründliche Verbesserung der Verhältnisse zu denken. — Im Zalaer Komitate schlug Ladislaus Csányi vor, gegen die Cholera eine partielle „Insurrektion der Adeligen" aufzurufen. Man wunderte sich über seinen Einfall, worauf er entgegnete: „Wenn nur einmal die Insurrektion aufgerufen ist, so wird schon noch etwas Anderes daraus werden." Die revolutionäre Idee begann in manchen Köpfen zu dämmern.

Reise nach Italien.

(1833.)

I.

Ein halbes Jahr vor dem Ausbruche der Cholera war meine altersschwache Grossmutter im 81. Lebensjahre gestorben. Schon seit zwei Jahren hatten ihre geistigen und körperlichen Kräfte fortwährend abgenommen. Sie sass meistens ohne ein Wort zu sprechen auf ihrem Sopha. Es war ihr angenehm, wenn in ihrer Umgebung Gespräche gepflogen wurden, sie selbst achtete jedoch auf Nichts. So oft ich zu ihr kam, richtete sie die Worte an mich: „Erzähle mir etwas, mein Kind!“ — „Was soll ich Dir erzählen?“ — „Erzähle mir die Geschichte vom armen Tataren.“ Ich erzählte ihr dann die bekannte Anekdote, sie lächelte und am nächsten Tage liess sie sich dieselbe wieder erzählen. Die arme alte Frau! Sie war das Muster einer guten ungarischen Hausfrau. Mit dem Ertrage ihres kleinen Gutes, welches blos 300 Joch umfasste, verstand sie es, ein respektables ungarisches Haus zu führen, und ihren Sohn und zwei Töchter zu erziehen. Sie leitete ihre Wirthschaft selbst und machte nie Schulden, obwohl sie in sehr bescheidenen Verhältnissen lebte. Und doch hätte es nur von ihr abgehangen, wohlhabender zu werden. Ihr Bruder, Nikolaus

Semsey, war der letzte Mann des protestantischen Zweiges dieser Familie; nach seinem Tode musste sein Vermögen den Prinzipien der Aviticität gemäss einem entfernten Verwandten, dem Kammerpräsidenten Semsey zufallen, mit welchem er kaum in Verkehr stand. Er forderte daher seine Schwester auf, mit ihm einen Kaufvertrag über das Semsey'sche Besitzthum zu schliessen. Meine Grossmutter wies dieses Anerbieten als eine Benachtheiligung der gesetzlichen Erben zurück, denn es lebte in ihr noch der alte Familiensinn, welcher die Aviticität als das Fundamentalprinzip des ungarischen Adels hoch hielt; ja, als ihr Bruder starb, berechnete sie die kleine Investitionssumme, welche ihr gebührte und, obwohl sie das Gut so lange hätte in Besitz halten können, bis diese Summe im Prozesswege festgestellt worden wäre, schickte sie doch ihren Sohn Gabriel, der damals die Advokatenprüfung ablegte, sofort nach Ofen, damit er den Kammerpräsidenten Nikolaus Semsey vom Tode seines Verwandten, von der Eröffnung der Erbschaft und vom festen Vorsatze meiner Grossmutter, ihm das Gut gegen Auszahlung der Investitionssumme augenblicklich und ohne Prozess zu überlassen, in Kenntniss setze.

In den hauptstädtischen Kreisen waren solche patriarchalische Ansichten längst aus der Mode gekommen. — Der Kammerpräsident war nicht wenig erstaunt, als Fejérváry ihm diese Eröffnungen machte. Er nahm die Rechnung an, zahlte die Investitionssumme aus und schenkte meinem Oheim mit Rücksicht auf die bekundeten verwandtschaftlichen Gefühle einen Viererzug, seine Söhne aber ermahnte er, das verwandtschaftliche Verhältniss mit der Familie meiner Grossmutter stets aufrecht zu erhalten, was sie auch getreulich

thaten. Sie trafen gerne mit uns zusammen, besonders während der Weinlese in Mád, wo sie die Grundherren waren, und als mein Vater, der nicht gerne zehentpflichtige Liegenschaften besass, die Zehentpflichtigkeit des ihm gehörenden sogenannten Königs-Weingartens von Hiob Semsey ablösen wollte, schenkte dieser meiner Mutter die Befreiung des Weingartens von der Zehentpflichtigkeit zum Namenstag.

Zu Beginn des Winters erschien Gustav Radvánszky in unserem Hause und warb um die Hand meiner Schwester. Er hatte vor einigen Jahren seine Schulstudien in Eperies beendet, seine orthodox-lutherischen Ansichten hatten ihm das Wohlwollen meines Vaters gewonnen. Da Radvánszky ein hübscher junger Mann war, einer angesehenen Familie angehörte und ein schönes Vermögen besass, so gab es im Sommer eine glänzende Hochzeit. Das junge Ehepaar nahm seinen Wohnsitz in Szárnya im Gömörer Komitate, dem Gute meines Schwagers, den Sommer aber brachte es in Radvány, dem Stammsitze der Familie zu und als Fejérváry während der Schulferien dorthin reiste, nahm er mich mit sich. Er benützte die heilkräftigen Quellen von Szliács, ich aber hielt mich bald in Szliács, bald in Radvány auf. In Neusohl machte ich die Bekanntschaft Zipser's, des Gründers einer renommirten Mädchen-Erziehungsanstalt, welcher als Mineralog und Mineraliensammler auch im Auslande bekannt war. Er verschenkte mehrere von ihm zusammengestellte Mineraliensammlungen an ausländische Institute, wofür er viele Orden erhielt, doch durfte er sie nicht tragen, denn die Hofkanzlei hatte ihm die erforderliche Erlaubniss versagt; die Hofkanzlei war nämlich der Ansicht, es sei nicht schicklich, dass ein

auf dem Lande wohnendes, nicht einmal adeliges Individuum Orden trage. Es gingen bei ihm viele Fremde ein und aus; auch als ich ihn besuchte, traf ich bei ihm einen schwedischen und einen russischen Geologen. Mit ihnen und mit Franz Kubinyi durchforschten wir die zwischen Neusohl und Schemnitz liegenden Berge und Thäler. In Szliács sah ich zum ersten Male den Grafen Adam Reviczky, den schönen, jedoch hinkenden, ungarisch gesinnten Hofkanzler und dessen Privatsekretär Ludwig Wirkner, mit dem ich im Leben noch oft zusammentraf. Fejérváry verkehrte meistens mit dem Judex Curiae Grafen Cziráky, den die Welt für einen hochmüthigen Magnaten hielt, vielleicht weil er seinen Kopf ungewöhnlich gerade hielt und stets nach oben blickte. Ich hatte bisher seinen Namen nur aus den Ereignissen des Jahres 1823, als den eines der königlichen Kommissäre gekannt und war nun nicht wenig erstaunt, ihn in vertraulichen Gesprächen diejenigen konstitutionellen Ansichten entwickeln zu hören, welche aus seinem Werke über das ungarische Staatsrecht bekannt sind. Aus diesem Badeorte begaben wir uns nach Losoncz zu Franz Kubinyi, der ein intimer Freund meines Kousins Karl Pulszky, der Schwiegersohn Paul Gyürky's, der feurigste oppositionelle Redner des Neograder Komitates und ein leidenschaftlicher Sammler von Alterthümern und Mineralien war. Seine Sammlung enthielt grösstentheils prähistorische Gegenstände aus Bronze und Gold, von denen wir damals noch glaubten, dass sie römischen Ursprunges seien. Der grösste Theil dieser schönen Sammlung ging im Jahre 1849 verloren, als die Russen Losoncz zerstörten, was erhalten blieb, gelangte in das Nationalmuseum. Der grösste Theil dieser Gegenstände war in der Umgegend von

Terenye ausgegraben worden; sie interessirten meinen Oheim Fejérváry so sehr, dass wir sofort nach Terenye reisten und dem Gutsbesitzer Gyürky einen Besuch machten; dieser gestattete es freundlich, dass Fejérváry und Kubinyi gemeinschaftlich am Abhange des Berges Hársas Nachgrabungen vornehmen liessen. Auch in Piliny waren wir, wo seither viele Bronze-Alterthümer gefunden wurden. Piliny gehörte damals dem Vater Kubinyi's, der sich ebenfalls gerne mit Alterthümern beschäftigte, dem aber die Schildkröten, welche er in seinem Garten züchtete, eine noch um Vieles grössere Freude bereiteten. Von hier begaben wir uns nach Szécsény zum Grafen Josef Forgách; als ich sein grossartiges Kastell betrat und den schönen Park durchstreifte, fiel es mir nicht im Traume ein, dass dies Alles mit der Zeit mir gehören würde.

II.

Mein Oheim machte mit Vergnügen die Wahrnehmung, dass ich mich ernstlich mit den Alterthümern beschäftigte und seine Sammlung wissenschaftlich zu studieren begann. Die Hauptzierde dieser Sammlung war eine schöne Marmorstatue der Venus; im Uebrigen bestand sie aus mehreren Bronzestatuetten, aus einer auserlesenen Kollektion von Gemmen und aus einigen mittelalterlichen Kunstdenkmälern. In seiner Bibliothek fand ich Visconti, Winkelmann, Zoega, Agincourt und Cicognara, was zu meiner Orientirung über die Bedeutung und den Kunstwerth der Gegenstände genügte. Eines Tages fragte er mich, ob ich der griechischen Sprache mächtig sei, denn ohne Kenntniss derselben

werde ich immer nur ein Dilettant bleiben und nie ein Gelehrter werden. „Ich weiss so viel, als man im Kollegium lehrt“, war meine Antwort. Er schlug nun den Homer auf und verlangte, dass ich aus dem griechischen Buche deutsch vorlesen solle, was ich natürlich nicht zu leisten vermochte. — „Das thut mir leid“ sagte der Alte, „wenn Du griechisch wüsstest, würde ich Dich im nächsten Juli nach Italien mitnehmen.“ Ich erröthete; eine Reise nach Italien war mein sehnlichster Wunsch. Ich hatte von Göthe's Reisebeschreibung bis zu Heinse's Ardinghello schon so viel über den Himmel, über die Natur, über die Kunstschätze Italiens gelesen, dass ich in Begeisterung gerieth, wenn Italien nur erwähnt wurde. Und nun stand die Möglichkeit der Erfüllung meines heissen Wunsches vor mir. Ich fragte daher meinen Oheim, in welcher Weise man eine Sprache in der kürzesten Zeit erlernen könne. „Lerne ein Lexikon, oder wenigstens Glossarium auswendig; es ist dies eine langweilige Beschäftigung, so trocken, als ob Du Stroh ässest, allein sie führt rasch zum Ziele, denn zweitausend Worte irgend einer Sprache genügen für Denjenigen, der die Grammatik kennt, um Bücher fliessend lesen zu können.“ Ich entschloss mich daher zum „Strohessen“; ich prägte täglich 50 Worte meinem Gedächtnisse ein und las ausserdem Matthiä's grosse Sprachlehre.

Was meine sonstige Beschäftigung zu jener Zeit anbelangt, so studirte ich das ungarische Privatrecht nach Alexander Kövy und besuchte die Vorlesungen des berühmten Eperieser Advokaten und Rechtsgelehrten Andreas Csupka, welcher das Lehrbuch Kövy's nach seiner eigenen Weise kommentirte. Er mischte in seinen

Vorträgen die lateinische, deutsche und ungarische Sprache durcheinander; er begann zum Beispiel einen seiner Vorträge mit den folgenden Worten: „Molitor propter Wassermangel habuit baj.“ Trotz seiner Strenge und trotz seines sonderlingsmässigen Benehmens war Csupka bei den Studenten sehr beliebt, denn er dressirte seine Schüler bestens in der Richtung, dass sie die Advokatenprüfung, man nannte sie kurzweg die Zensur, glücklich bestehen konnten. Mehr verlangte man von ihm ohnehin nicht, denn Jedermann betrachtete die Schule nur als eine Anstalt, in welcher die jungen Leute ihre Brodwissenschaft in möglichst kurzer Zeit erlernen sollten. Das Eperieser Kollegium gehörte zu jener Zeit zu den besten protestantischen Unterrichtsanstalten, und doch unterrichteten in der Prima Alles in Allem nur drei Professoren. Munyay lehrte die Theologie, Csupka die Rechtswissenschaften, Greguss Philosophie, Naturwissenschaften und Geschichte. Mit so Wenigem begnügte man sich damals! Im Frühling wurde ich, bevor ich noch an der Schule die juridischen Prüfungen abgelegt hatte, ausnahmsweise bei der Distriktualtafel als Jurat (tabulae districtualis juratus notarius) beeidet; ich wohnte den Sitzungen, obwohl ich dort nicht viel lernte, mit dem grössten Fleisse bei. Die vier jüngsten Richter referirten die Prozesse, welche ohne Ausnahme in lateinischer Sprache geführt wurden. Der Schriftführer Szentléleky konnte jedoch nicht lateinisch und war auch sonst nicht im Stande ein Urtheil zu konzipiren, weshalb er sich darauf beschränkte, die Kanzlei der Distriktualtafel in Ordnung zu halten; der Präsident war als ein unwissender Mann bekannt, zwei Richter hatten schon das siebzigste Lebensjahr überschritten und da gab es denn natürlich viele Klagen

über den Geschäftsgang dieses Gerichtshofes. — Man sprach öffentlich davon, dass die Richter bei Gelegenheit der Informationen Geschenke annahmen und dass unverschämt hohe Exekutionskosten zuerkannt wurden. Die sonderbarste Erscheinung war der lahme Okolicsányi. Er war königlicher Rath (Konsiliar), doch sagte man ihm nach, dass er im Dienste der Wiener geheimen Polizei stehe. Er benahm sich als ausserordentlich eifriger Katholik, dabei war er ein verknöcherter Konservativer und noch zerstreuter als Graf Josef Dessewffy. Als die Reformfragen aufzutauchen begannen, erklärte er sich als ein entschiedener Gegner der Reform. Seiner Ansicht nach, so pflegte er zu sagen, sei die ungarische Konstitution sehr gut, nur sei sie für ehrliche Menschen gemacht, nicht für uns, und bei diesen Worten pflegte er zur Steigerung des Effektes an seine eigene Brust zu schlagen. Auch das stufenweise Emanzipation der Juden im sozialen Leben erzürnte ihn. Er ärgerte sich, dass Beamte, Komitatsasessoren und selbst Vicegespäne mit ihnen Karten spielten, seiner Ansicht nach war „die Toleranz eine schädliche Ausdünstung des neumodischen Konstitutionalismus."

Zu Beginn des Sommers ging ich mit dem Homer in der Hand zu meinem Oheim, den ich bat, er möge das Buch nach Belieben wo immer aufschlagen, ich würde ihm dann den Text in deutscher Uebersetzung vorlesen. Fejérváry war über meine Fortschritte erfreut und wir begannen nun uns zur Reise zu rüsten. Die Reisegesellschaft sollte aus meinem Oheim, aus mir und aus Leo Holländer bestehen. Der Letztgenannte war der Sohn eines jüdischen Kaufmannes, den mein Oheim als leidenschaftlichen Numismatiker liebgewonnen und aufgefordert hatte, mit uns zu reisen. Dies war nicht

ganz nach dem Geschmacke meines Vaters; er war nicht im Stande seine Antipathie gegen die Juden zu unterdrücken, die er für eine minder edle Race hielt; er vermochte es auch nicht zu begreifen, wie sein Schwager mit Holländer umgehen konnte. Die Begriffe meines Vaters von den gesellschaftlichen Verhältnissen erinnerten noch stark an das Mittelalter, ja an die alte Zeit, doch waren diese Ansichten damals unter dem ungarischen Adel allgemein verbreitet. Blos die Stellung der Grundbesitzer wurde für ehrenvoll gehalten; nur wer kein Amt bekleide, von Niemanden abhänge, sei ein wirklicher Herr. Der grössere oder kleinere Umfang des Besitzthumes fiel nicht in's Gewicht, eher noch das Alter der Familie, doch wurde auch auf diesen Umstand mehr beim Schliessen neuer Familienverbindungen, als in der Gesellschaft Rücksicht genommen, denn der ganze grundbesitzende Adel, der sogenannte Táblabiró-Stand, war vom Gefühle der Gleichheit durchdrungen. Die Adeligen mieden die Magnaten, theils weil die Magnaten in Folge der Verleihung des Kammerherrnschlüssels, ihrer Aemter und ihrer Familienverbindungen vom Hofe abhingen, theils weil sie sich für etwas Besseres hielten als die übrigen Adeligen, und eine eigene Kaste bildeten, indem sie einander mit „Du“ ansprachen und sich stets abgesondert hielten, obwohl es im Gesetze hiess: „Neque habent Domini plus, neque servientes minus de libertate.“ Wer ein Regierungsamt bekleidete, wurde natürlich auch als ein Herr betrachtet, allein die Kameralbeamten genossen, selbst wenn ihr Gehalt grösser war, weniger Beachtung, weil es unter ihnen viele Fremde und Nichtadelige gab. Uebrigens wurden Diejenigen, die ein Regierungsamt annahmen, nicht mehr als gute Patrioten betrachtet,

nur die Wahlämter der Komitate hielt man mit dem Patriotismus vereinbar. — Die Advokaten und Aerzte gehörten auch noch zur herrschaftlichen Gesellschaft, denn wenn sie auch nicht adelig waren, so zählten sie doch jedenfalls zu den Honoratioren, Jedermann bedurfte ihrer und die innersten Familiengeheimnisse waren ihnen bekannt. Als ganz ebenbürtig wurden sie aber doch nicht betrachtet, denn sie waren, wenn auch nicht von Einzelnen, so doch vom Publikum abhängig. Diejenigen unter ihnen, welche die Komitatskongregationen fleissig besuchten, genossen das grösste Ansehen, und oft wurde der Eine oder der Andere zum Táblabiró ernannt. Die Kaufleute wurden, selbst wenn sie von adeligen Familien abstammten, nur als Bürgerliche betrachtet. Aus ihnen, dann aus den Professoren, Pfarrern und städtischen Hauseigenthümern bestand die höhere bürgerliche Gesellschaft. Die zünftigen Handwerker, welche man mit „Herr Meister“ ansprach, bildeten wieder eine besondere Schichte der Gesellschaft. Zwischen den Bürgerlichen und Adeligen war das jus connubii thatsächlich kaum vorhanden. Es kam wohl zuweilen vor, dass Söhne von Adeligen reiche Bürgerstöchter heiratheten, dass aber ein Mädchen aus einer adeligen Gutsbesitzer-Familie einen Nichtadeligen heirathen sollte, wurde als ein unerhörtes Aergerniss, als ein Familienunglück betrachtet. Nur dem Militär gegenüber gestattete man in dieser Beziehung Ausnahmen, denn die Offiziere wurden in sozialer Hinsicht als mit den Adeligen auf gleicher Rangstufe stehend behandelt. Allein nicht blos nach unten, sondern auch nach oben hin sonderten sich die Adeligen ab. Wenn ein Adeliger viel mit Magnaten verkehrte, den Kammerherrnschlüssel erhielt oder die Tochter eines Magnaten heirathete,

wurde er spottweise ein Viertelmagnat genannt. Mit einem Worte, die ganze Gesellschaft war scharf in verschiedene Klassen getheilt, welche mit einander wohl verkehrten, doch nie gänzlich mit einander verschmolzen. Dem Grafen Széchenyi gebührt das Verdienst, dass er diese Verschmelzung durch die Gründung des Nationalkasinos versuchte. Allein auch dies brachte nur die Táblabiró-Kreise, die Magnaten und die höheren Beamten in tägliche Berührung; die Pester Grosshändler, welche sich in dieser Gesellschaft nicht wohl fühlten, gründeten ein eigenes Kasino und die echten Spiessbürger, mochten sie noch so reich sein, besuchten weder das eine noch das andere, sondern blieben den Kaffeehäusern treu.

Als ich Anfangs Juli die letzte Schulprüfung abgelegt hatte, traten wir sofort die Reise an. Im Jahre 1833 war in unseren Kreisen eine Reise nach Italien noch ein seltenes Ereigniss. Ein Táblabiró reiste selten in's Ausland oder auch nur in ein Bad; höchstens begab er sich nach Wien, um sich dort um ein Amt zu bewerben oder seine Prozessangelegenheiten bei der Hofkanzlei zu urgiren; ging seine Reise weiter, so erzählte er sein ganzes Leben lang von seinen Reiseabenteuern.

In Pest besuchte ich meinen Freund Henszlmann, der an der Pester Universität Medizin studirte und im Museum beim Direktor-Stellvertreter Haliczky wohnte. Bei Haliczky waren schon damals Zeichen der Gehirnerweichung wahrnehmbar, allein auch früher schon war es schwer zu begreifen, wie dieser Mann, der doch ursprünglich Thierarzt war, eine Anstellung im Museum erhalten konnte. Die böse Welt sagte dem Statthaltereirathe nach, dass dieses hohe Dikasterium das Wort

„Veterinarius“ missverstanden, deshalb Haliczky für einen Alterthumsforscher gehalten und ihn zum Kustos des Antiquitätenkabinets ernannt habe. Uebrigens wurde das Museum auch noch viele Jahre später als ein Hafen betrachtet, in welchem brave Leute, die im Leben Schiffbruch gelitten hatten, einen Zufluchtsort fanden. — Bei dieser Gelegenheit sah ich die Vase und die Schale, welche bei Egyed gefunden worden waren und zu den kostbarsten Stücken der römischen Sammlung des Museums gehören, zum ersten Male. Ich hatte früher über diese Gegenstände, ohne sie selbst oder eine Abbildung derselben gesehen zu haben, nur nach einer ungenauen Schilderung von Nikolaus Jankovich eine lange Abhandlung geschrieben, die jedoch zu meinem Glücke nie veröffentlicht wurde. Zu derselben Zeit schrieb ich auch Gedichte in deutscher Sprache, ja selbst der Plan eines Trauerspieles „Rienzi“ beschäftigte mich lange. Den ersten Akt brachte ich auch fertig, liess jedoch die Sache dann liegen, weil ich, wie ich in meinem Tagebuche angab, Liebesscenen nicht schreiben konnte, da ich die Liebe noch nicht kannte, was mir nicht wenig Pein verursachte. Konnte ich doch mit Sankt Augustinus sagen: „Nondum amabam et amare amabam, quaerebam quem amarem, amans amare.“

In Pressburg hielten wir uns zwei Tage lang auf, damit ich den Reichstag sehen könne. In der Sitzung der Magnatentafel vermochte ich den trockenen lateinischen Diktionen keinen Geschmack abzugewinnen. Ich sah ein, wie sehr Ladislaus Szinyey, der frühere Deputirte des Sároser Komitates Recht gehabt hatte, als er mir zu Hause sagte, dass die Magnatentafel ihre bisherige entscheidende Rolle nicht mehr lange aufrecht erhalten

könne, und früher oder später die Schleppträgerin der Deputirtentafel werden müsse, nicht blos weil sie den Ansprüchen des Zeitgeistes sich direkt widersetzte, sondern hauptsächlich weil sie das Recht der Initiative nicht besitze, somit ihre Macht nur dadurch beweisen könne, dass sie den Beschlüssen der Deputirtentafel hindernd in den Weg trete und nicht gestatte, dass dieselben dem Monarchen unterbreitet würden, eine rein negative Stellung aber lasse sich nicht auf die Dauer behaupten; wer sich fortwährend vertheidigt, ohne auch angreifen zu können, muss schliesslich geschlagen werden. Die Deputirtentafel machte auf mich einen tiefen Eindruck, besonders die durchgeistigte Gestalt des einäugigen, blassen Kölcsey und als Gegensatz der huszárenmässige, untersetzte Beöthy mit seinen blitzenden Augen, ferner der schöne, bis zur Koketterie wählerische Balogh und der sein Aeusseres vernachlässigende Borsiczky. Diese Männer waren damals die bedeutendsten Deputirten; Ragályi begann sich bereits abzunützen, Paul Nagy fand kein Vertrauen und Deák war damals eben erst im Landhause erschienen, er hatte sich noch keinen Namen und keine Anerkennung errungen.

III.

In Wien hatte mein Oheim mit dem Bankhause M. L. Biedermann, welches bei der Pachtung der Opalbergwerke mit betheiligt war, geschäftliche Angelegenheiten abzumachen. — Ich benützte die Zeit dazu, das Belvedere, das Antiquitätenkabinet und das Hofburgtheater zu besuchen. Ich war zum ersten Male in einer grossen Stadt und sah zum - ersten

Male grossartige Kunstsammlungen, doch war ich noch nicht fähig die Bilder zu verstehen. Sie machten nicht den Eindruck auf mich, welchen ich nach ihrem Rufe erwartet hatte. Das Eckige der alten deutschen Schule, die nervigen, vollen Figuren Rubens', die alltäglichen, zuweilen gemeinen Sujets der holländischen Bilder missfielen mir. Ich war noch nicht im Stande, bei den Ersteren die Innigkeit des Ausdrucks, bei den Letzteren die lebhafte Auffassung zu erkennen, der Zauber des Kolorits machte auf mich keinen Eindruck, ich verstand die Koloristen nicht und eben an diesen ist die Wiener Gallerie besonders reich. Meine bisherigen Studien hatten meine Aufmerksamkeit hauptsächlich der plastischen Schönheit zugewendet und aus diesem Grunde fand ich im Antiquitätenkabinet mehr Genuss. Dort wurde ich mit Anton Steinbüchel, dem damaligen Direktor, einem geistreichen Manne bekannt, der als ein Freund Fejérváry's mir eine besondere Aufmerksamkeit widmete. Da er sah, dass seine Worte auf mich grossen Eindruck machten, beschäftigte er sich auch später viel mit mir; er war einer der Männer, von denen ich dass Meiste lernte und dessen ich auch jetzt noch dankbar gedenke.

Steinbüchel war noch ein junger Mann, als er zum Direktor des Antiquitätenkabinets ernannt wurde; der Monarch hatte ihn während seiner Reise nach Italien, auf welcher der junge Gelehrte ihn begleitete und ihm die alten Denkmäler erklärte, liebgewonnen. — Seine rasche Beförderung erregte natürlich grossen Neid; Viele strebten darnach, an seine Stelle zu gelangen, er aber war ein der Bequemlichkeit ergebener Oesterreicher, der seine Gegner nicht dadurch zum Schweigen brachte, dass er sich durch grössere wissenschaftliche

Werke eine nennenswerthe Autorität in der Gelehrtenwelt der Deutschen erworben hätte; — er schrieb wenig, ja seine Auffassung wich in vielfacher Beziehung von der trockenen Wissenschaftlichkeit der damaligen Archäologen ab, welche blos eine Menge von Daten sammelten, ohne aus denselben allgemeine, zur Aufklärung der Kulturentwicklung der alten Welt beitragende Schlussfolgerungen zu ziehen. Er kümmerte sich nicht viel um noch nicht beschriebene seltene Stücke, sondern wendete seine Aufmerksamkeit hauptsächlich den häufiger vorkommenden Münzen zu, weil diese von der Wichtigkeit und Richtung des Handelsverkehrs der einzelnen Staaten und Städte Zeugniss geben. Auch bei den Kunstdenkmälern prüfte er vor Allem ihre kulturhistorische Bedeutung. Als wir zum Beispiel im Wiener Volksgarten an der Nachahmung des atheniensischen Theseus-Tempels vorübergingen, welcher anstatt den Gipfel eines Hügels zu krönen, vielmehr in einer Niederung liegt, machte er mich auf den Gegensatz zwischen der Fundamentalidee des Tempels der alten Welt und jener der christlichen Kirchen aufmerksam. Bei den Ersteren ist das Heiligthum klein, gleichsam die Wohnstätte des Gottes; dort ist seine Statue aufgestellt, welcher sich nur die Priester und die Eingeweihten nahen dürfen, während das Volk draussen, auf dem zum Tempel gehörenden Raum steht und die Gottheit nur aus der Ferne sieht; auch am Opfer nehmen nur Wenige Theil, die Religion ist aristokratisch. Die christlichen Kirchen dagegen sind weit, denn sie sind dem Gebet gewidmet und nicht die Wohnung der Gottheit, sie nehmen daher Jeden ohne Unterschied auf, hier herrscht Gleichheit, der Bettler und der Reiche

knieen neben einander und beten, die Religion ist demokratisch. Der Sieg des Christenthums war daher von allem Anfange an gesichert, denn es verbreitete eine kosmopolitische Idee, welche das arme Volk sogleich auffasste und welcher die Abgeschlossenheit der alten Religion nicht zu widerstehen vermochte.

Ich hörte von Steinbüchel täglich während unserer Spaziergänge derartige geistreiche Bemerkungen und ich glaubte es ihm gerne, dass das Studium der Alten der Schlüssel ist, welcher uns die Geheimnisse der Gegenwart erschliesst und dass die alten Denkmäler betagten weisen Männern zu vergleichen seien, von denen die Jungen Vieles lernen können, wenn sie sich an ihre Sprache gewöhnen.

Ich bedauerte sehr, dass wir uns blos einige Tage in Wien aufhielten; mein Oheim sagte wohl, dass ich noch viel Zeit in Wien zubringen würde, doch wagte ich nicht recht, ihm dies zu glauben.

IV.

Zu Ende Juli trafen wir in München ein. Es überkam mich das Gefühl, dass hier schon die Pforte Italiens sei, denn München ist hauptsächlich eine Stadt der Kunst, welche weder das geräuschvolle Leben noch die politische Bedeutung Wien's besitzt. Hier erblickte ich zum ersten Male ausgezeichnet schöne Statuen, für mich alte Bekannte aus Winckelmann's Werken, der ihre Schönheiten kommentirt hat: den todten Niobiden, den Borghesischen Faun, Irene und Plutos — damals nannten wir sie noch Leukothea —; die Rondanini'sche Medusa, ferner die äginetischen Gruppen, welche ich bis dahin noch nicht kannte, und den herrlichen weichen

Torso des Ilioneus, der vielleicht ein Werk von Praxiteles ist. Und diese Meisterwerke waren in glänzenden Sälen aufgestellt, wie es solche Schätze verdienen; der Rahmen entsprach der Schönheit der Gegenstände. Es freute mich, dass der Palast der antiken Statuen, die Glyptothek, an sich selbst schöner und reicher war als die Kaiserburg in Wien, und dass der Palast der Könige von Baiern in das herrlichste Museum, in eine prachtvolle Bildergallerie umgestaltet wurde. Der Bau der Pinakothek war damals noch nicht beendet, wir mussten die Gemälde im Schlosse von Schleissheim studiren. Ich widmete meine Zeit wohl ausschliesslich der Besichtigung der Kunstsammlungen, allein als Landjunker, der zum ersten Male in die grosse Welt tritt, wünschte ich auch mit dem geistigen Leben der Gegenwart, besonders mit ausgezeichneten berühmten Männern bekannt zu werden, deren Werke ich gelesen oder deren Namen ich dem Rufe nach kannte. — Dem Rathe Steinbüchel's folgend, hatte ich schon in Wien Professor Friedrich Thiersch's Reise durch Ober-Italien gekauft und dieses Buch mit der gespanntesten Aufmerksamkeit gelesen. Abgesehen davon, dass die von Thiersch geschilderten Gegenstände äusserst interessant sind, war ich auch von seinem Style bezaubert. Das Buch überzeugte mich nicht nur von den tiefen wissenschaftlichen Kenntnissen, sondern auch von den edlen Gefühlen und der freisinnigen Denkungsart des Autors; ich fühlte, dass Thiersch nicht ein dürrer Stubengelehrter, sondern ein in der Gesellschaft lebender Philosoph und Politiker sei. Ich hätte ihn gerne persönlich kennen gelernt, doch hatten wir nur an den Hofarzt und Universitätsprofessor Ringseiss einen Empfehlungsbrief. Dieser war eine der Hauptstützen

der ultramontanen Partei; man erzählte von ihm, dass er an den Betten seiner Patienten stets bete und dass er die Kranken mehr auf die Wirkung seiner Gebete als seiner Rezepte vertröste. — Er nahm uns, als wir ihn besuchten, sehr freundlich auf. Wir trafen bei ihm mit Görres zusammen, dem genialen Schriftsteller, unter dessen Händen die deutsche Sprache eine solche Biegsamkeit und Gewalt bekundet, dass der Leser zur Bewunderung hingerissen wird. Ich wusste, dass seine Agitation mittelst des „Rheinischen Merkur“ zur Zeit Napoleon's von der französischen Regierung gefürchtet wurde; ich kannte seine Uebersetzung des Schah Nameh und die äusserst anziehende Einleitung derselben; ich hatte gehört, dass er jüngst, als der Erzbischof von Köln verhaftet worden war, wieder zur Feder gegriffen und mit flammenden Worten die Gemüther aufgestachelt habe und doch hätte seine Schweigsamkeit in Gesellschaft, sein volles geröthetes Gesicht und seine untersetzte Statur in ihm den gewaltigen Schriftsteller kaum erkennen lassen. Ringseiss führte mich auf meine Bitte auch bei Thiersch ein, bei welchem sich beinahe allabendlich eine sehr angenehme Gesellschaft versammelte, Gelehrte — hier traf ich in späteren Jahren mit Schelling zusammen — strebsame junge Männer, Universitätsstudirende, besonders Griechen, Polen und Russen, ferner durchreisende distinguirte Ausländer, welche dort angenehme gesellige Genüsse fanden, obgleich ihnen nach französischer Sitte weder ein Nachtessen, noch Wein, noch Zigarren geboten wurden. In einem Gespräche mit Ringseiss über die englische Verfassung und über die Veränderung ihres Charakters durch die damaligen Reformen, erklärte der ultramontane Hofarzt, dass er darin die Vorläufer einer Revolution und den

ersten Schritt zum Ruin des englischen Volkes erblicke. Mein Oheim war dagegen der Ansicht, dass weder die damaligen, noch die künftigen Reformen den Charakter der englischen Politik ändern, sondern dass sie die Aufregung beschwichtigen würden. Den Abschluss der lebhaften Diskussion, an welcher sich Mehrere betheiligten, führte Thiersch dadurch herbei, dass er erwähnte, er habe an einen englischen Staatsmann die Frage gerichtet, welches der wahre Geist der englischen Verfassung sei, ob ein volksthümlicher oder ein aristokratischer — denn die Institutionen sind aristokratisch — und wo man die Grenzen der Wirkung dieser aristokratischen Institutionen zu suchen habe? Darauf habe der Engländer geantwortet: „Der Geist der englischen Verfassung ist der Ausfluss der gesunden Natur des englischen Volkes, welcher stets, oft ganz unbewusst zum Besten des Volkes wirkt, denn die Grenze, nach welcher Sie fragen, ist die Volkserhebung.“ Thiersch war kurz vorher aus Griechenland zurückgekehrt und arbeitete nun an seinem Werke: „de la Gréce.“ Er las uns daraus mehrere Abschnitte vor, namentlich diejenigen, welche sich auf die Frage der künftigen Hauptstadt dieses Landes bezogen, denn in Griechenland behaupteten Viele, dass Korinth in strategischer und kommerzieller Hinsicht günstiger liege als Athen. — Thiersch befürwortete die Wahl Athen's, denn Korinth würde das neue Griechenland aller Traditionen berauben und für ewig zu einem unbedeutenden Lande ohne Vergangenheit und ohne Zukunft machen. Sein Buch hatte übrigens, als es erschien, nicht die von ihm erwartete Wirkung. Thiersch, bei dem ich während unseres Aufenthaltes in München jeden Abend zubrachte, war so freundlich mich in die

Glyptothek und in das Antiquarium zu begleiten. Dort machte er mich eines Tages auf ein Bruchstück eines Marmor-Hochreliefs aufmerksam, worauf ich erwiederte, dass die Abbildung desselben sich in Winckelmann's Werken befinde, doch habe der gelehrte Archäologe keine Erklärung dieses Bruchstückes gegeben.

„Ich habe seine Bedeutung gefunden," entgegnete Thiersch, „zeigen Sie nun, ob aus Ihnen ein Archäologe werden wird; als Wegweiser diene Ihnen die Bemerkung, dass es sich um einen Homer'schen Gegenstand handelt." Nach einigem Nachdenken erklärte ich: „Es kann dies nur die im dritten Gesange der Ilias beschriebene Scene sein. Priamos und die Aeltesten der Stadt sehen von einem Thurme dem Kampfe zu; da kommt Helena auf sie zu und bei ihrem Anblick sagen sie: es ist doch werth, um ein so schönes Weib zu kämpfen." Thiersch umarmte mich hierauf und gab mir seinen archäologischen Segen. — Ich blieb ihm während seines ganzen Lebens in treuer Anhänglichkeit zugethan und schickte ihm Tokayer Wein; so oft ich später nach München kam, war es für mich jedesmal ein Fest, wenn ich den liebenswürdigen alten Gelehrten besuchte.

Holländer suchte Saphir, den witzigen Juden aus Lovas-Berény auf, mit dem wir dann jedesmal beim Mittagessen zusammenkamen. Saphir war an witzigen Einfällen unerschöpflich reich, namentlich erzählte er uns vom König Ludwig, der damals nicht populär war, viele Anekdoten. Und doch, als dieser König starb, sprach Niemand von seinen Schwächen, von seinen schlechten Versen, von seiner Vorliebe für schöne Frauen, und von seinen mittelalterlichen Neigungen, welche ihn mit dem Zeitgeiste der Gegenwart oft

in Konflikt brachten; man gedachte nur seiner Verdienste, welche er sich um die Kunst erworben hatte, denn er baute das neue München auf, gründete die deutsche Malerschule daselbst und machte München zu einem der Brennpunkte der Kunst. Die Millionen, deren Verschwendung man ihm zur Last legte, für welche er Kunstschätze kaufte, Basiliken, Denkmäler und monumentale Paläste erbaute, diese mit Fresken und Statuen schmückte, haben reiche Zinsen getragen. Dadurch hat sich Baiern über die anderen deutschen Königreiche erhoben, dadurch hat München die Fremden angezogen, dadurch wurde es die Heimath der Künstler. Wohl hat König Ludwig die Armee vernachlässigt und einen Theil der mit Virement zu militärischen Zwecken votirten Summen zu Kunstzwecken, zum Ankauf von Kunstdenkmälern und zur Ausführung seiner Baupläne verwendet; allein selbst wenn er dies nicht gethan, sondern jene Millionen in der That für die Armee ausgegeben hätte, wäre Baiern im Jahre 1866 seinem Schicksale doch nicht entgangen, denn nicht Drehse's Hinterlader, nicht die preussische Disciplin, sondern die öffentliche Meinung, der seit lange gehegte Wunsch aller Deutschen verhalfen der Idee der deutschen Einheit zum Sieg. Selbst König Ludwig hat sich für diese Idee begeistert und sie besungen, und sein Enkelsohn, der doch wahrlich von der Würde der Krone hohe Begriffe hegt, war unter den deutschen Fürsten der Erste, der in Versailles dem alten Begriffe des deutschen Kaiserthums neues Leben gab.

Wir besuchten auch Boisseré, den berühmten Bildersammler, der in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts bei der Aufhebung der Klöster am Nieder-

Rhein die dort vernachlässigten Bilder aus der alten niederländischen Schule rettete und die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf die beinahe vergessenen Maler Van Eyk, Van der Weyde, Memling und Massys, auf die würdigen Nebenbuhler ihrer mehr bekannt gewordenen italienischen Zeitgenossen lenkte. Seine Sammlung, die ich aus Goethe's Abhandlung kannte, war schon vom Könige angekauft worden; ich studirte sie im Schlosse von Schleissheim.

Auch mit Voigt wurden wir bekannt, dem Medaillenstecher, welcher in die Stempelglyptik den Hochreliefstyl einführte, denn er grub seine Komposition nicht in den Stempel ein, sondern verfertigte Relief-Patrizen. Seine Technik war überraschend, seine Erfolge für den ersten Moment verführerisch; allein die Medaillenstecher nahmen sein Verfahren doch nicht an, weil sie wussten, dass sie ihren Werken eine feinere Charakteristik geben konnten, wenn sie die Stempel gravirten, als wenn sie erst Patrizen aus Stahl verfertigten. Dennoch beherrschte Voigt in den dreissiger und vierziger Jahren die Stahlschneidekunst in Deutschland beinahe ausschliesslich; er lieferte alle Prägestempel zu den Thalern. Wie ich vor Kurzem las, ist er in diesem Jahre (1876) gestorben; es blieb ihm demnach die Erfahrung erspart, dass Bismarck seine Werke einschmelzen und daraus Reichsmark-Stücke prägen lässt. Wir besuchten auch das optische Institut Frauenhofer's, in welchem eben an der Herstellung des Riesenteleskopes für die Sternwarte von Pulkova gearbeitet wurde; bei einer anderen Gelegenheit sahen wir den berühmten deutschen Maler Julius Schnorr, welcher eben zu jener Zeit den Nibelungen-Saal des neuen Königspalastes malte, an der Arbeit; wir waren mit einem Worte vom

Morgen bis zum Abend in Anspruch genommen, so dass ich kaum im Stande war die abwechselnden Eindrücke in meinem Tagebuche, welches ich damals noch in deutscher Sprache führte, aufzuzeichnen.

Am Tegern- und Achensee vorüber gelangten wir durch den Engpass von Schwatz nach Innsbruck. Ich bewunderte hier das grossartige Kaiser Max-Denkmal mit seinen 28 riesigen Erzstatuen und mit seinen kleinlichen Marmorreliefs. Mit bewegteren Empfindungen betrachtete ich das Denkmal des Erzherzogs Ferdinand, des Urhebers der Ambraser Sammlung, der von den stolzen Traditionen seines Hauses abweichend und ohne Rücksicht auf seine fürstliche Herkunft die schöne Philippine Welser zu seiner Gattin erkor. Es freute mich, dass ich die herrlichen Gesichtszüge der schönen Frau, wenn auch nur auf ihrem Grabmale sehen konnte.

V.

Das Stilfser Joch überschreitend, gelangten wir aus den kühlen Alpenthälern in den Garten Europa's, an den See von Como. Wir nahmen in der Cadenabbia Wohnung. — Bei Tage machten wir nach rechts und links Ausflüge, zur Villa Sommariva, um Thorwaldsen's Meisterwerk Alexander des Grossen Triumphzug in Babylon, das schönste Skulpturwerk der Neuzeit, welches den Fries des Hauptsaales bildet, zu sehen; zur Villa Melzi, wo mein Oheim, ein grosser Verehrer Napoleon's in der Erinnerung an den Kaiser Genuss fand; nach Bellaggio, von wo die Aussicht auf die drei Arme des Sees bezaubernd ist; Abends aber sassen wir im Garten unter Orangenbäumen am Ufer des im

Mondschein glänzenden See's. Ich wähnte mich in einem Feenlande zu befinden. Der südliche Himmel, die weiche Luft, die üppige Vegetation, die kühnen Kontouren der Berge machten auf mich einen so tiefen Eindruck, dass ich unwillkürlich ausrief:

Iste terrarum mihi praeter omnes
Angulus ridet!

Ein ältlicher Engländer hörte mein lateinisches Citat und knüpfte mit mir ein Gespräch an. Meine Missbilligung der chinesischen Politik England's schien ihn anzuziehen, denn er bemühte sich ernstlich mir eine bessere Meinung über die Politik England's im Osten beizubringen, als diejenige war, die ich aus der „Allgemeinen Zeitung" geschöpft hatte. Am folgenden Tage erfuhr ich, dass der alte Herr der englische Kriegsminister Eblis gewesen sei.

In Como, Mailand, Brescia und Verona besichtigten wir die Kirchen, die öffentlichen Gebäude und die Munizipal-Museen. Hier erschloss sich mir ein neuer Ideenkreis. Ich sah ein Land, in welchem nach dem Absterben des Staatslebens sich das Munizipalleben entwickelte, wo in jeder Stadt die vornehmsten Männer sich an die Spitze der zwischen engen Grenzen sich bewegenden Lokaladministration stellten, wo sich überall opferwillige Bürger fanden, welche zum Besten von Museen und öffentlichen Anstalten bedeutende Summen spendeten und welche darin ihren Ruhm suchten, dass sie die Zierden ihrer Vaterstadt vermehrten. Auf dem flachen Lande war es damals um die öffentliche Sicherheit schlecht bestellt, man hielt das Reisen in der Lombardie für gefährlich; man sprach überall von Räubern und der Eilwagen (Velocifero) wurde immer

von einem berittenen Gensdarmen begleitet. Man war der Ansicht, dass dadurch für die Sicherheit der Reisenden genügend gesorgt sei. Die Wegelagerer betrieben nämlich ihr Handwerk in der Weise, dass sie aus den an der Strasse sich hinziehenden Maisfeldern hervorsprangen, den Pferden quer über die Strasse ein Seil vorhielten, dadurch den Wagen zum Stehen brachten und dann die Reisenden plünderten. Der Gensdarm kümmerte sich in derartigen Fällen um die Wegelagerer nicht, sondern hieb mit seinem Säbel das Seil entzwei und der Wagen rollte weiter. Ich bedauerte es beinahe, dass mir kein Abenteuer dieser Art begegnete.

In Padua hielten wir zur Besichtigung der Fresken von Giotto, Avanzo und Aldighieri nicht an. Fejérváry liebte die Kunst der Trecentisten nicht; als echter Kunstfreund, welcher auf die Entwicklung der Kunst keine Rücksicht nimmt, vermochte er nur diejenigen Kunstwerke, welche gegen das Ende des XV. und zu Anfang des XVI. Jahrhunderts entstanden waren, mit Genuss zu betrachten. Auch ich lernte erst viel später Giotto und seine Schule würdigen und bewundern, ich fasste den Geist der christlichen Bildhauerkunst nicht auf und selbst die Werke Donatello's, Mino's und Verocchio's erwärmten mich nicht. Ich war ein vollständiger Heide, nicht ein Christ, und auch unter den Bildern verstand ich diejenigen am besten, die unter Julius II. und Leo X. geschaffen worden waren, als auch die Kirche heidnisch wurde. Ich verhehlte auch meine Antipathie gegen das ernst gestimmte Christenthum, welches bei seinem ersten Auftreten die klassischen Werke der alten Welt zerstörte und sich in der Reformation wieder in Verwüstungen und Bilderstürmen offenbarte, durchaus nicht. Erst später lehrten mich

Steinbüchel und Böhm einerseits das Knospen der Kunst bei den Trecentisten und nicht blos die entfalteten Blüthen der Kunst würdigen und die Innigkeit der alten christlichen Kunst verstehen, andererseits die Wirkungen der Weltanschauungen des neuen Zeitalters, des Protestantismus im Naturalismus des XVI. Jahrhunderts erkennen, denn der Geist der neuen Zeit, der Protestantismus spreche nicht nur aus Rembrandt's, sondern selbst aus Caravaggio's, Rubens' und Murillo's Gemälden, trotzdem sie von Jesuiten inspirirt wurden, denn sie Alle brachen mit dem edlen Idealismus der Renaissance und wendeten sich ausschliesslich der Nachahmung der Natur zu. Das Genie der Künstler bekundet sich seither in der Treue der Auffassung, in der lebhaften Charakteristik, im Zauber des Kolorits und in der Kunst der Beleuchtung, allein nicht mehr in der plastischen Komposition und im idealen Ausdruck der Gestalten.

Mächtig und melancholisch war der Eindruck, welchen Venedig auf mich machte. — Die lautlosen Kanäle, die sargähnlichen schwarzen Gondeln, die verfallenden Paläste, die orientalische Pracht des Domes von San-Marco, die regellose Grossartigkeit und die alten Kunstdenkmäler des Dogenpalastes, welche mit den damaligen Bewohnern des Palastes, den österreichischen Beamten in grellem Gegensatze standen, waren auf mich von so mächtiger Wirkung, dass ich zuweilen träumerisch, beinahe bewusstlos durch die engen Gassen wandelte, in die Erinnerungen der alten Republik vertieft, bis mich eine weisse Soldatenuniform aus meinen Träumen weckte. Ich studirte mit grosser Liebe die alten Gemälde und Denkmäler, was damals leichter war als heute, denn die Bildergallerien Manfrin

und Barbarigo waren noch unversehrt vorhanden. Im Palast Pisani sah ich noch den grössten Schatz des berühmten alten Hauses, das Gemälde Paolo Veronese's: „Die gefangene Familie des Königs Darius vor Alexander dem Grossen", welches vielleicht das schönste Bild dieses Meisters ist. Die Grimani'sche Antikensammlung war wohl schon zum Verkaufe ausgesetzt, doch konnte man sie noch in ihrem ganzen Umfange theils beim Kunsthändler San Quirico, theils im Familienpalaste studiren. Seither wurden diese Kunstschätze zerstreut, — man brachte die einzelnen Gemälde nach Petersburg und London, nach Paris, Wien und Berlin. Die gebildete Welt wird an italienischen Kunstschätzen immer reicher, sie erwirbt mit ihrem Gelde Gemälde, Statuen und Reliefs und führt sie aus den Städten, in welchen sie entstanden, weg und dabei vergisst sie es gerne, dass sie vom XIV. bis zum XVII. Jahrhundert ihre ganze Bildung Italien verdankt und dass ihr Geschmack selbst heute noch ein barbarischer wäre, wenn die Literatur und die Kunstdenkmäler Italien's ihn nicht verfeinert hätten. Als ich die österreichische Administration in Venedig kennen lernte, fand ich es natürlich, dass die Worte Papst Julius II. „fuori i barbari" (hinaus mit den Barbaren) Jahrhunderte lang in jedem patriotischen italienischen Herzen Wiederhall fanden. Und was eine Nation Jahrhunderte lang entschieden wünscht, das geht endlich in Erfüllung; im Jahre 1833 ahnte ich jedoch nicht, dass ich die Einigung Italien's erleben würde.

Der koloristische Zauber der venezianischen Schule und besonders der Assunta Tizian's öffnete mir Augen und Sinne; ich gewann Verständniss und Gefühl für die klassischen Werke der Malerei. Selbst die mittel-

mässigen römischen Statuen und Reliefs machten auf mich noch in München einen grösseren Eindruck, als Rafael's keusches Sposalizio in Mailand, allein in Venedig öffnete mir der mächtige Zauber des Pinsels Tizian's die Augen. Die Madonnen Bellini's bereiteten mein Gemüth zu der Fähigkeit, die christliche Kunst zu geniessen, vor; — in Bologna gewann ich schon den zarten, wenngleich kraftlosen Francesco Francia und den ernsten Perugino lieb; das Non plus ultra von Schönheit aber erblickte ich in Rafael's Santa Cecilia, wie sie beim Hören der Harmonien der himmlischen Chöre verzückt zum Himmel emporblickt und ihr irdisches Musikinstrument fallen lässt, während die einst sündigen, später bekehrten Heiligen, der heilige Paulus und die heilige Magdalena, in sich gekehrt und in Gedanken versunken zuhören. In der Kirche des heiligen Dominikus sah ich das zarteste Gemälde Michel Angelo's, den knieenden kleinen Engel; ich war hingerissen und konnte mich nicht enthalten dieses Bild zu küssen.

In Florenz stand ich ganz unter der Herrschaft der erhabenen Grösse Michel Angelo's und der reinen Schönheit Rafael's. Stundenlang hielt ich mich täglich in den zwei Gallerien auf, in meiner Seele drängten die neu auftauchenden Gedanken einander, so dass ich nicht immer im Stande war sie für mich zu behalten und dass ich selbst Unbekannten, bei denen ich Sinn für Kunst vermuthete, als Cicerone die Kunstdenkmäler erklärte. Bei einer solchen Gelegenheit traf ich mit einem italienischen Abbate zusammen, der mich ebenfalls hörte und dann einlud, die Bilder seines Besitzes bei ihm anzusehen. Es war Abbate Celotti, einer der berühmtesten Kunstkenner seiner Zeit, durch dessen

Vermittlung einige ausgezeichnete Gemälde in die Berliner Gallerie, in den Louvre und in die Pinakothek gelangten.

Bei dieser Lebensweise befand ich mich in fortwährender Aufregung, mein Freund Holländer dagegen fand mein Treiben langweilig. Er studirte lieber das Volksleben als die alten Bilder; er beobachtete die Florentiner, wie sie sich in die Cascinen drängten, wie sie sich an öffentlichen Orten unterhielten und welche Theatervorstellungen ihnen geboten wurden. Für mich hatte dies kein Interesse; nach den manigfaltigen Eindrücken des Tages fühlte ich mich Abends so ermüdet, dass ich im Theater einschlief.

Als der ausgezeichnete Maler Karl Markó, unser berühmter Landsmann, unsere Ankunft erfuhr, suchte er uns sofort auf, denn Fejérváry war einst sein erster Gönner gewesen. Markó beabsichtigte nämlich ursprünglich Ingenieur zu werden und machte seine Studien an der Pester Universität; in seinen freien Stunden malte er Gouache-Bilder, welche er dem Kunsthändler Müller zu Spottpreisen verkaufte. — Eines Tages sah er im Laden Müller's, dass Fejérváry für ein solches Bild den dreifachen Preis zahlte; er suchte ihn deshalb in seiner Wohnung auf und zeigte ihm seine Bilder, welche die schöneren Parthien der Aggteleker Höhle darstellten. Baron Brudern kaufte diese Bilder und da der junge Mann Talent bekundete, sicherten ihm Fejérváry, Baron Brudern und die Grafen Georg Károlyi, Karl und Georg Andrássy ein Jahrgeld zu, damit er sich an der Akademie in Wien ausbilden könne. — Markó war jedoch nicht frei von künstlerischen Launen; er gerieth mit seinen Professoren in Streit, gab das Malen auf und begann Elfenbeinpapier zu

erzeugen, welches bis dahin blos in England fabrizirt wurde. Dies verstimmte seine Gönner, nur mein Oheim verliess ihn nicht, ja er erwirkte für ihn ein Stipendium, damit Markó nach Rom gehen könne. Dort entwickelten sich seine Fähigkeiten in kurzer Zeit so bedeutend, dass er allgemeine Anerkennung fand; — ja, als die deutschen Maler dem alten Koch zu dessen Jubiläum einen silbernen Kranz überreichten, setzte der greise Künstler den Kranz auf Markó's Haupt, weil dieser der Würdigste für eine derartige Auszeichnung sei. Im Jahre 1833 war Markó schon ein berühmter Maler, der keiner Protektion bedurfte, doch vergass er dabei seinen ersten Gönner Fejérváry keineswegs; er blieb ihm stets in Freundschaft zugethan.

VI.

Ueber Cortona und Perugia gelangten wir nach Terni, wo wir den schönsten Wasserfall Italien's bewunderten. — Da ich mich erinnerte, dass Terni der Geburtsort des römischen Historikers Tacitus sei, wollte ich hier zum Andenken dessen Werke kaufen, allein dem Buchhändler des kleinen Städtchens war Tacitus nicht einmal dem Namen nach bekannt. — Endlich erreichten wir die verödete, Fieber erzeugende Campagna und am 7. September Morgens Rom. Mein Herz pochte, meine Wangen brannten, als wir über die Piazza del Popolo in das Hotel fuhren. Keiner von uns war zur Ruhe gestimmt; wir eilten auf das Forum, in das Coliseum, zum Capitol hinauf, zum tarpejischen Felsen, in das Pantheon, hin in die Peterskirche und gegen Abend auf den Monte Pincio, von wo aus unsere

Blicke entzückt über das Panorama der zu unseren Füssen liegenden ewigen Stadt mit ihren zweitausendjährigen Denkmälern schweiften. Ich glaubte damals, dass ich nie einen grösseren Tag erleben würde. Da auf den folgenden Tag das Fest Mariä Geburt fiel, begaben wir uns in die Kirche Santa Maria del Popolo, wo nach einem alten Brauche an diesem Tage der Papst pontifizirt. Zwischen den von Militär gebildeten Reihen trabten zuerst schwerfällig die mit Silber überladenen päpstlichen Dragoner daher; nach ihnen kamen die violett gekleideten Bischöfe, Erzbischöfe und Kardinäle; jedem Kardinal folgte sein Kaudatar, der die Schleppe des Purpurmantels trug. Zwölf in Scharlach gekleidete Diener trugen den vergoldeten Thron, auf welchem in einem faltenreichen weissen Mantel aus Wollstoff mit einem breiten rothen Sammtkragen und mit der Tiara auf dem Haupte der Papst sass. Zu beiden Seiten des Thrones schritt je ein Diener mit einem Wedel aus Pfauenfedern; schliesslich kam die Schweizergarde mit Helebarden in gelbrother mittelalterlicher Kleidung. Der Papst erhob die Rechte zum Segen und die unabsehbare Volksmenge sank auf die Kniee. Es war ein ergreifender Moment; selbst der Fremde empfand die grossartige Bedeutsamkeit des Pompes der römischen Kirche. Wir konnten uns kaum in die Kirche hinein drängen, doch erreichte ich mit Hilfe eines Paolo, welchen ich einem Schweizer in die Hand drückte, einen guten Platz, von welchem aus ich das gutmüthige Gesicht des Papstes, die lebhaften nervösen Gesichtszüge und die leuchtenden Augen Bernetti's, den steinkalten Gesichtsausdruck Fesch's, die Táblabiró-Gestalt Zurla's, die jugendliche Figur Giustiniani's, den von Gicht gepeinigten Doria und

die herrlichen Spitzen Odescalchi's ganz gut sehen konnte.

Selbst der prosaischeste Mensch wird in Rom vom archäologischen Fieber befallen; Jedermann sucht die Denkmäler des Alterthums auf, von den Mauern des Servius Tullius und von der Cloaca maxima, welche Tarquinius überwölben liess, bis zu den christlichen Katakomben, vom Pantheon bis zur Peterskirche, von den Ruinen der Cäsarenpaläste bis zum Vatican, vom Grabmale der Scipionen bis zu den Gräbern der letztverstorbenen Päpste. Um so mehr war dies mit mir der Fall, der ich das Studium der Kunstdenkmäler zu einer der Hauptaufgaben meines Lebens erkoren hatte. Vom Morgen bis zum Abend rastete ich nicht einen Augenblick, mit Nibby's Buch in der Hand wanderte ich zwischen den Kunstschätzen umher; ich schwelgte in Genüssen, als ich die Fresken Rafael's und Michel Angelo's in den Stanzen, in der Sixtina und in der Farnesina, als ich die Statuensammlungen im Vatican und im Capitol betrachtete.

In der Bibliothek wurde ich mit dem Kardinal Mezzofanti bekannt, der, als er hörte dass ich ein Ungar sei, mich ungarisch ansprach und zwar im echten kernigen Debrecziner Dialekte, welchen er von einem ungarischen Huszáren erlernt hatte. Er erzählte mir, dass er vor fünfzehn Jahren als Bibliothekar der Magliabecchiana in Bologna auch den Palatin Josef, welcher in Begleitung seines Obersthofmeisters Grafen Beckers und des Kammerherrn Grafen Fidel Pálffy reiste, in derselben Weise angesprochen habe, doch sei keiner dieser Herren im Stande gewesen, ihm in ungarischer Sprache zu antworten. Der gelehrte Kardinal, von dem es hiess, dass er mehr als hundert Sprachen spreche,

redete mir eifrig zu, mich der Linguistik zu widmen; nur beim Erlernen der ersten 20 bis 24 Sprachen — so lautete eine seiner Bemerkungen — habe man mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die übrigen gehen schon leicht.

Wir machten auch in die Umgebung Rom's Ausflüge, namentlich nach Tivoli, dem Tibur des Dichters Horaz und nach Frascati, dem Tuskulum Cicero's. In Frascati besuchten wir den preussischen Gesandten Bunsen, der an der Spitze des römischen archäologischen Institutes stand und eben damals unter Mitwirkung Gerhard's und Platner's an der grossen Beschreibung von Rom arbeitete. Ueber Mezzofanti äusserte er sich, dass dieser wohl die Schlüssel zu allen Schätzen der Welt erworben habe, diese Schätze jedoch nicht benütze, sein ungeheures Wissen sei unfruchtbar und werde keine Spuren zurücklassen. Bunsen, der Sohn armer Eltern, hatte sich ursprünglich der Theologie gewidmet. Zu seinem Glücke war bei seiner Doktorats-Disputation der preussische Thronfolger anwesend, der den ausgezeichneten jungen Mann lieb gewann, und als er hörte, der junge Theologe beschäftige sich auch mit Archäologie, sein grösstes Sehnen sei nach Rom gelangen zu können, liess er ihn zum Kaplan der preussischen Gesandtschaft in Rom ernennen. Der damalige Gesandte Niebuhr galt als gewiegter Finanzier; er war ja früher auch Präsident der Berliner Seehandlung gewesen, doch wurde er hauptsächlich durch seine epochalen historischen Studien bekannt. Zu jener Zeit machte Waddington, ein wohlhabender Engländer, mit seiner Familie eine Reise durch Italien; er war unter Anderem auch an Niebuhr empfohlen, welchen er fragte, ob er nicht einen jungen Gelehrten kenne, der befähigt und

bereit wäre, seiner Familie die römischen Kunstschätze und Kunstdenkmäler zu erklären. — Niebuhr machte hierauf Bunsen mit der Familie Waddington bekannt, zu welcher mehrere talentvolle junge Männer gehörten, die später in Italien und Frankreich bedeutende Rollen spielten. Der alte Engländer mit seinem praktischen Sinne erkannte die ausserordentlichen Fähigkeiten Bunsen's sofort; er erkundigte sich daher beim Gesandten, welche Aussichten der junge Mann habe, den er und seine Familie liebgewonnen hatte.

„Wenn der Thronfolger seiner nicht vergisst und Bunsen lange lebt, so wird er mit der Zeit ein preussischer Bischof werden, doch würde ich ihm, wenn er ein grösseres Vermögen besässe, auf der diplomatischen Laufbahn eine grössere Bedeutung profezeien."

Waddington brachte den Winter in Rom zu und sah Bunsen oft. Später gab er ihm seine Tochter zur Frau; der Kaplan wurde Legationssekretär, Legationsrath und endlich Gesandter, doch blieb er der Wissenschaft stets treu, so dass sein Name selbst heute noch von den Theologen und Archäologen mit Achtung genannt wird. Er war einer jener Männer, welchen die Gründung des römischen archäologischen Institutes hauptsächlich zu danken ist. Es ist allgemein bekannt, dass die preussische Regierung die Kosten der Zentralleitung dieses Institutes bestritt und jährlich auf Staatskosten zwei junge Männer nach Rom schickte. Während er in dieser Weise der Wissenschaft grosse Dienste leistete, erwarb er in Italien auch politisches Kapital und solche Popularität für Preussen, dass selbst der letzte Bauer wusste, der Prussiano sei doch ein ganz anderer Mann als der Tedesco, d. h. der Oesterreicher.

Bei Bunsen trafen wir mit Gerhard, dem berühmten

Alterthumsforscher zusammen, und mit Kellermann, den die Berliner Akademie der Wissenschaften mit der Redaktion des „Corpus Inscriptionum Romanarum“ betraut hatte. Kellermann war an die Vorarbeiten dieses ungeheuer grossen Unternehmens gegangen, doch starb er im blühenden Mannesalter, worauf Mommsen die riesige Arbeit, zu deren Durchführung er durch seinen scharfen kritischen Geist und seinen eisernen Fleiss befähigt ist, übernahm.

Während unseres Aufenthaltes in Rom nahmen wir das Frühstück täglich im Café Greco ein, welches hauptsächlich die deutschen Künstler besuchten. Wir schlossen mit mehreren von ihnen Bekanntschaft und besuchten ihre Ateliers. In der Kunst waren zu jener Zeit zwei Richtungen wahrnehmbar, die idealistische deutsche, oder wie sie von ihren Gegnern spottweise genannt wurde, die nazarenische, und die naturalistische französische Richtung. — Die Deutschen mit langem Haare, blassem Gesichte, viereckig gestutztem Knebelbarte und ernstem Gesichtsausdrucke, ahmten die Schule, welche vor Rafael bestanden hatte, in Allem, selbst in ihren Mängeln nach. Viele von ihnen traten in dem Glauben, dass der heilige Geist ihren Pinsel führen werde, zur katholischen Kirche über; sie behaupteten einstimmig, dass Rafael und Michel Angelo die Kunst ruinirt hatten, ja ich begegnete unter ihnen selbst solchen Schwärmern, die schon Giotto als den Vater des Naturalismus verdammten, welcher durch denselben die hohe, ideale Kunst ruinirt habe. — Sie hegten ohne Zweifel ernste Absichten, nur war bei ihnen der Glaube stärker als der geniale Geist, welcher sich höchstens bei Overbeck und Markó offenbarte. Die andere Gruppe war leichtsinnig; sie genoss das Leben, beobachtete

und malte das Volk mit voller Treue, doch gingen auch aus ihren Händen keine bedeutenden Bilder hervor. Ueberall war Gährung, Unfertigkeit und Unfruchtbarkeit wahrnehmbar; die Kunst hielt mit der Politik gleichen Schritt, Unzufriedenheit und Mangel an Orientirung charakterisirte Beide. Ueberhaupt beherrschten Lebensüberdruss, Langeweile und Menschenhass die damalige Generation, von welcher Macaulay scherzend sagte, ihr Losungswort sei : „Hasse Deinen Nächsten und liebe sein Weib!“ Auch ich war sehr oft ohne Grund ausserordentlich verstimmt; ich fühlte wohl, dass ich Kraft besässe, doch glaubte ich, dass ich nie Gelegenheit haben würde, sie zur Geltung zu bringen; ich war mit der prosaischen Einförmigkeit jener Zeit im Vaterlande unzufrieden, wo es mir meiner Meinung nach nie möglich sein würde, irgend einen Einfluss auf die Geschichte zu nehmen.

VII.

Der Abschied von Rom fiel uns sehr schwer, doch mussten wir auch noch Neapel sehen, dann Sorrent mit seinen Orangenhainen, die normänische Kathedrale in Salerno, die im dorischen Style erbauten drei alten griechischen Tempel in Paestum, die zahllosen Denkmäler des alten Provinziallebens in Pompeji und die Insel Capri mit ihrer berühmten blauen Grotte, deren Oeffnung in der Felsenwand über dem Meeresspiegel so niedrig ist, dass bei stürmischer See die Wellen sie ganz verschliessen, ja dass man selbst bei günstigem Wetter sich auf den Boden des Bootes niederlegen muss, um in die weite Halle zu gelangen, in welche

die Sonnenstrahlen nur von unten durch das Wasser eindringen können, so dass dann im Halbdunkel alle Gegenstände, das Wasser, die Menschen, die Felsen in einer feenhaften blauen Beleuchtung erscheinen.

In Neapel studirte ich ebenfalls die Kirchen, die Museen und die romantisch schöne Umgegend. — Ich lernte hier vier Gelehrte kennen, die schon seit lange durch ihre Werke meine Hochachtung gewonnen hatten. Der greise Millingen, der wissenschaftliche Kenner der griechischen Münzen und Vasen, war ein alter Freund Fejérváry's. Sein Werk : „Ancient inedited monuments" diente den späteren archäologischen Publikationen als Muster, insoferne er die Abbildungen der Alterthümer treu wiedergab und nicht gestattete, dass der Zeichner stylisire und verschönere, was vor ihm besonders bei der Veröffentlichung von Abbildungen alter Vasen durch Tischbein allgemein gebräuchlich worden war. Millingen nahm sogar keinen Anstand, bei der Erklärung der von ihm in seinem Werke angeführten Alterthümer offen zu bekennen, dass es darunter auch solche Gegenstände gebe, welche er nicht verstehe und nicht zu deuten vermöge, während man vor seinem Auftreten meinte, ein Gelehrter müsse Alles wissen und jeden Gegenstand aus dem Alterthum gut oder schlecht zu erklären verstehen. Diese Bescheidenheit wirkte höchst anziehend, denn sie erzeugte das Bewusstsein, dass Alles, was er sagte, nicht eine Voraussetzung, sondern seine wissenschaftlich begründete Ueberzeugung sei. Er benahm sich gegen mich sehr freundlich und obwohl er am Asthma litt, führte er mich doch bei Sir William Gell ein, dessen Verdienste um die Topographie Pompeji's und Griechenland's mir recht gut bekannt waren. Sir William hatte als Kammer-

herr die Gemahlin Georg IV., die unglückliche Königin von England, von welcher er stets mit grösster Hochachtung sprach, auf ihren abenteuerlichen Reisen begleitet. Jetzt plagte ihn die Gicht und deshalb lebte er unter dem neapolitanischen Himmel. — Steinbüchel hatte uns mit einem Empfehlungsbriefe an den Domherrn Jorio versehen. Der alte Herr nahm uns freundlich auf und in Folge seiner Einladung besuchte ich ihn jeden Abend in seiner Wohnung im fünften Stockwerk des Palazzo Madama, wo er mit mir bis Mitternacht und zuweilen auch noch länger gemüthlich plauderte. Wenn er von archäologischen Gegenständen sprach, brachte er die Denkmäler des Alterthums mit dem gegenwärtigen Leben in Beziehung, wobei er besonders auf die Mimik des neapolitanischen Volkes Rücksicht nahm, mit deren Hilfe er die Zeichnungen so mancher griechischen Vase in origineller Art erklärte. — Zuweilen erzählte er auch in humoristischer Weise von seinen Erlebnissen. Er stand schon im Mannesalter, als General Championnet an der Spitze der französischen republikanischen Armee in Neapel seinen Einzug hielt; damals schrieen die Lazzaroni bei der Proklamirung der parthenopäischen Republik wüthend: „Viva il popolo sovrano, morte al re tiranno“ („Es lebe das souveräne Volk, Tod dem König, dem Tyrannen“); er war aber auch anwesend, als Kardinal Ruffo an der Spitze der Armata della fede (Glaubensarmee) in Neapel eintraf, als die Lazzaroni eben so wüthend schrieen: „Morte al popolo sovrano, viva il re tiranno“ („Tod dem souveränen Volke, es lebe der König, der Tyrann“) und unter diesem Rufe die Liberalen ermordeten, ihre Häuser plünderten. Jorio hatte Nelson und Lady Hamilton gekannt, ferner den Admiral

Caracciolo, der als angeblicher Hochverräther gehängt wurde, den König Ferdinand, il nasone (den Grossnasigen), die Königin Karoline, Acton, den Günstling, Murat und dessen schöne Königin; er sah die Restauration, die Revolution von 1823, dann den General Frimont und die österreichische Armee nach der Schlacht von Antrodocco. „Zum Glücke“, sagte er, „hatte ich eine Hofwohnung, so dass ich nicht genöthigt war, jedesmal meine Fenster zu beleuchten.“ Im Museum machte er mich darauf aufmerksam, wie aus der modernen Aufschrift des Bronze-Pferdes von Herkulanum „ex quadriga aenea“ (aus dem Viergespann von Erz) im offiziellen Kataloge „un cheval de la quadrige d' Énée“ (ein Pferd aus dem Viergespanne des Aeneas) wurde; er zeigte mir, wie ungeschickt einige in Herkulanum gefundene Erzstatuen zusammengeflickt wurden, indem man auf einen grossen Körper einen kleinen Kopf gab, ohne dass die gelehrten Herausgeber der „Antichitá di Ercolano“ dies wahrgenommen und angemerkt hätten; — ferner setzte man auf die kleine sitzende Marmorstatue Moschion's einen bärtigen Bachuskopf, was selbst der berühmte Visconti nicht wahrnahm, so dass er eine Abbildung dieses Kopfes in seiner Ikonographie als Portrait veröffentlichte. Jorio war wiederholt unser Führer im Museum, wo er mich durch seine scharfen, treffenden Bemerkungen oft auf solche feine Züge der Komposition aufmerksam machte, welche in keinem Buche erwähnt sind. — In Pompeji führte uns der preussische Cavaliere Zahn herum. Zahn war ursprünglich für die gewerbliche Laufbahn bestimmt, allein in der Berliner Gewerbeschule, welche unter der mustergiltigen Leitung Beuth's stand, wurde er mit der Kunst und bis zu einem gewissen Grade

auch mit der Archäologie bekannt. Von der preussischen Regierung unterstützt, gab er in Italien sein berühmtes Werk über die Ornamente, Wandgemälde und Mosaiken von Pompeji heraus, aus welchem man zuerst die Zimmermalerei der ausgegrabenen Stadt gehörig schätzen lernte, indem er die Details dieser Malereien auf Strohpapier durchzeichnete und dann veröffentlichte. Niemand verstand mit der neapolitanischen Bureaukratie so geschickt umzugehen wie er. Als das Ministerium seine Bitte, den soeben ausgegrabenen berühmten tanzenden Satyr abzeichnen zu dürfen, abschlägig zurückwies, weil dies das ausschliessliche Vorrecht der „Academia ercolanese" sei, änderte er sein Gesuch dahin ab, dass man ihm nur erlauben möge, von der kleinen Statue einen Gypsabguss zu nehmen. Dies wurde ihm dann vom Minister gestattet. Der pfiffige Preusse erhielt schliesslich auch die Erlaubniss, die ebenfalls unter der Lava des Vesuv begrabene Stadt Oplontis ausgraben zu lassen. Er liess in der That Nachgrabungen anstellen, doch fand er dort nur solche Gegenstände, welche bei den Ausgrabungen von Pompeji gestohlen worden waren. Demgemäss kamen bei ihm nicht selten Bronzestatuetten, Werkzeuge, ja selbst Wandgemälde vor und ihm verdankte ich jene schöne Phädra, welche jetzt eine Hauptzierde des Antiquitätenkabinets im British Museum bildet. In Neapel kauften wir auch eine Reitergruppe aus Bronze, welche in einem Grabe des alten Armentum gefunden wurde; es ist dies wahrscheinlich die älteste griechische Erzstatuette, die wir kennen; sie befindet sich jetzt ebenfalls im British Museum.

Als wir von Neapel nach Pompeji fuhren, fiel mir in dieser Gegend der Fleiss des neapolitanischen Volkes

auf; — ich sah überall Gartenkultur und auf jedem Grundstück einen zur Bewässerung dienenden Brunnen. Nicht minder auffällig war es für mich, mit wie wenig Nahrung sich die Neapolitaner begnügen; in dieser Beziehung ist ihr Sprichwort charakteristisch : „Chi mangia poco, mangia assai“ („Wer wenig isst, der isst genug“). Dies stand mit Allem, was ich bis dahin von der Faulheit der Italiener und besonders der Neapolitaner gehört und gelesen hatte, in entschiedenem Widerspruche; die Reisenden haben den Charakter der faulen städtischen Lazzaroni auf die ganze Bevölkerung übertragen, welche doch, wie man jetzt weiss, fleissig und wissbegierig ist. Dagegen erreicht die Bettelei, welche uns von Tirol angefangen durch ganz Italien belästigte und ein Beweis der Demoralisation des Volkes ist, in Neapel ihren Gipfelpunkt; im Hafen von Neapel hat mich selbst eine Schildwache angebettelt „Eccelenza, per la bottiglia!“ Jedermann bat um ein Trinkgeld, selbst die Beamten erwarteten es, und von der Grösse des Trinkgeldes hing es ab, ob sie sich bei der Durchsuchung des Reisegepäckes höflich oder chikanirend benahmen. Die neapolitanische Regierung hat dieses Betragen nicht nur geduldet, sondern sie hat sogar dazu angeeifert; — konnte man doch im Amtsblatte wiederholt lesen, dass Se. Majestät den N. N. in Anbetracht seiner treuen Dienste und seiner zahlreichen Familie zum unbesoldeten Zollamtsaufseher ernannt habe. — Auf der ganzen Halbinsel konnte nur die Regierung von Toskana auf einige Achtung Anspruch machen.

VIII.

Bei herrlichem Herbstwetter brachte uns ein Dampfschiff von Neapel nach Livorno. Homer's Odyssee die ich an Bord dieses Schiffes las, bot mir nie einen so grossen Genuss, wie während jener Fahrt. Wir besuchten nun nochmals Florenz, Bologna und Venedig. In der letztgenannten Stadt hatte ich schon während unseres ersten Aufenthaltes beim Kunsthändler San Quirico eine griechische Bronzevase gesehen, welche Admiral Grimani im XVI. Jahrhundert aus Athen nach Venedig gebracht hatte. Diese Vase gefiel mir schon beim ersten Besuche so sehr, dass ich meinen Oheim sofort bat, er möge sie kaufen. Allein er zweifelte noch an meiner archäologischen Urtheilskraft: — ich sollte vorher eine grössere Anzahl derartiger Gegenstände, namentlich die berühmten neapolitanischen Vasen aus Pompeji sehen. Jetzt kamen wir hauptsächlich wegen dieser Vase nach Venedig zurück, denn ich war überzeugt, dass sie schöner sei als Alles, was wir bis dahin gesehen hatten. Wir kamen gegen Abend in Venedig an und begaben uns zu San Quirico, um die Oinochoe zu betrachten. Ich gab meinem Oheim Fejérváry einen Wink, er feilschte hierauf lange, wie es in Italien üblich ist, endlich aber kamen sie hinsichtlich des Preises überein. Als wir uns am nächsten Morgen mit dem Gelde zu dem alten Italiener begaben und dieser mir die Vase überreichte, betrachtete ich sie mit grösster Bestürzung; sie gefiel mir durchaus nicht und mit Betrübniss erklärte ich, dass ich mich getäuscht habe, ich möge diese Vase nicht. San Quirico setzte nun seine Brille auf die Nase, nahm die Vase in die Hand,

betrachtete sie von allen Seiten und bat endlich ohne in Verwirrung zu gerathen um Entschuldigung; er habe in der That einen Fehler begangen, es sei dies nicht die Oinochoe, welche wir Tags vorher betrachtet hatten, sondern eine moderne Nachahmung derselben. Mit diesen Worten öffnete er einen Schrank, in welchem sich die Original-Vase befand; diese übergab er uns, das Falsifikat aber sperrte er sorgfältig ein. — Diese Grimani-Vase war die Perle der berühmten Fejérváry-schen Kunstschätze und auch jetzt ist sie der grösste Schatz meiner Sammlung. Die „Monumenti“ des römischen archäologischen Institutes veröffentlichten eine Abbildung derselben, eine noch treuere Abbildung aber erschien in der bekannten Zeitschrift Gnauth's.

In Wien wurden wir von Steinbüchel auf den Hof-Medailleur Daniel Böhm, den Direktor der Münzgraveur-Akademie aufmerksam gemacht. Böhm's Geburtsort war Kirchdorf im Zipser Komitate, weshalb er sich stets als Ungar fühlte, obwohl er der ungarischen Sprache nicht mächtig war. Böhm sollte ursprünglich Kaufmann werden; er kam als Ladenjunge nach Miskolcz, wo er seiner kunstsinnigen Neigung nachhängend, aus Kirschenkernen Körbchen und Larven schnitzte. Später begab er sich, indem er auf die kaufmännische Laufbahn verzichtete, nach Wien, wo er durch seine Kirschkernschnitzereien die Gunst des Grafen Lamberg erlangte, welcher es ihm durch seine Unterstützung möglich machte, sich nach Rom zu begeben und dort zwei Jahre zuzubringen. Nach dem Tode des Grafen Lamberg musste er nach Wien zurückkehren, wo nun der bekannte Kunstfreund Graf Fries, der übrigens schon am Rande des Ruins stand, ihm seine Protektion angedeihen liess. Böhm wurde mit

Friedrich Schlegel, Zacharias Werner und Adam Müller bekannt, deren Ansichten auf ihn einen so mächtigen Einfluss gewannen, dass er sich ganz in mittelalterliche Ideen hineinlebte, zur katholischen Kirche übertrat und mit seinen neuen Freunden schwärmte. Graf Fries gewährte ihm einen kleinen Jahresgehalt, so dass er wieder nach Rom gehen und sich in der ernsten christlichen Kunstrichtung ausbilden konnte. Böhm stand mit Overbeck und dessen Genossen in freundschaftlicher Verbindung, doch studirte er dabei die alten Kunstdenkmäler und eignete sich eine gewisse Vielseitigkeit an. Obwohl seine Hilfsquellen sehr bescheiden waren, bemühte er sich doch stets Alles, was schön war, zu sammeln und in der That war er so glücklich einige ausgezeichnete Kunstgegenstände zu erwerben. Als er nach Wien zurückkehrte, widmete er sich der Medaillenstecherei, einem Kunstzweige, welcher immer mehr in Verfall gerathen war, so dass man in Wien die Technik desselben kaum noch kannte. Als im August des Jahres 1830 plötzlich beschlossen wurde, den Thronfolger krönen zu lassen, erklärten die Beamten des Münzamtes, dass sie nicht im Stande seien, die Krönungsmedaillen zur erforderlichen Zeit fertig zu machen. — Nun übernahm Böhm diese Aufgabe und da er sie mit Erfolg löste, wurde er zum Hof-Medailleur, später aber zum Direktor ernannt. In seiner äusseren Erscheinung war er stets einfach, auch beanspruchte er nicht, dass man ihn für wissenschaftlich gebildet halte, obwohl sein richtiges Urtheil über Kunstgegenstände Jedermann überraschte. Ich traf in meinem Leben kaum mit einem Kunstkenner von feinerem Kunstsinn zusammen; er lehrte mich, die Kunstdenkmäler stets mit Berücksichtigung des Zeitalters, welchem sie entstammten, zu

beurtheilen und die Kunst als den Ausfluss der Kulturstufe jeder Nation zu betrachten, mit einem Worte die Kunstdenkmäler auf Grund der Geschichte, und die Geschichte auf Grund der Kunstdenkmäler zu beurtheilen. — Böhm und Steinbüchel kamen selten zusammen, allein ihre Lehren ergänzten einander; der theoretische Gelehrte und der praktische Künstler machten auf mich gleichmässig Eindruck.

Zu Weihnachten trafen wir wieder in Eperies ein und am Neujahr lag ich fieberkrank darnieder. Die ausserordentliche Menge neuer Eindrücke, welche fünf Monate lang auf mich einwirkten, hatte meine Nerven so sehr aufgeregt, dass die Reaktion nicht ausbleiben konnte, doch überwand meine jugendliche, kräftige Natur die Krankheit binnen zwei Wochen.

Juratenjahre.

(1834—1835.)

I.

Zu Ende des Monates Januar verliess ich wieder das väterliche Haus, um mich nach Pressburg zu begeben, daselbst während des Reichstages als Jurat fünf Gerichtstermine zuzubringen und dann die Advokatenprüfung abzulegen. Dies gehörte ehemals zum Abschluss einer guten Erziehung, denn wer zur Klasse der Grundbesitzer gehörte und sich dieser Prüfung, der sogenannten Zensur nicht unterzog, galt als unbeholfener Tropf. — Der Zeitraum von anderthalb Jahren, welchen die jungen Männer zu diesem Zwecke in Pest oder in Pressburg zubrachten, glich übrigens in Vielem den Universitätsjahren der deutschen Studenten.

Bei den Juraten war der zusammenhaltende Korpsgeist vorhanden, vereint betheiligten sie sich an Unterhaltungen, an Gelagen und muthwilligen Streichen; dann und wann arbeiteten und studirten sie auch, jedenfalls aber schlossen sie Bekanntschaften, erlangten einen erweiterten Gesichtskreis und gewannen in Folge der Reibung untereinander an Schliff. — Unterwegs bereiste ich mit meinem Kousin Karl Pulszky, der zu jener Zeit der Güter- und Juriumdirektor des Herzogs von Koburg war, die in den Komitaten Gömör, Neo-

grad und Hont gelegenen herzoglichen Güter, wo er die Rechnungen revidirte, die Sperativa feststellte und in patriarchalischer Weise Herrenstuhls-Gerichtssitzungen hielt, auf welchen unter seinem Vorsitze von den herzoglichen Beamten und Güterfiskalen selbst in Kriminalprozessen Urtheile gefällt wurden. Karl Pulszky stand beim Herzog in grosser Gunst, denn ihm hatte der Herzog die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches, nämlich die Erlangung einer, die Koháry'schen Güter auf seine Familie übertragenden Donation zu verdanken. Sein Schwiegervater, der Hofkanzler Fürst Koháry wollte, als er seinen einzigen Sohn verloren hatte, seiner Tochter mittelst der Präfektion Sohnesrechte ertheilen lassen, allein er starb, bevor er dieses Ziel erreicht hatte. Die alte Fürstin besass nun die grossen Güter kraft ihres Witwenrechtes, doch sollten sie nach ihrem Ableben an den Fiskus zurückfallen. — Der Herzog von Koburg bemühte sich um die Donation der Koháry'schen Kaduzität, indem er die Verdienste der Familien Koháry und Koburg, besonders die Dienste, welche Herzog Josias durch die Bekämpfung der französischen Revolution geleistet hatte, geltend machte. Der König hatte ihm die Donation wiederholt zugesagt, doch wussten bald die kaiserliche Kammer, bald der kön. Fiskus, bald die Hofkanzlei, bald das eine oder das andere Dikasterium die Ausführung der im Prinzip beschlossenen Donation zu verhindern; es stellten sich stets neue Hindernisse der Ausfertigung des Diploms hemmend in den Weg. In diesem Stadium befand sich die Sache, als mein Kousin in den Dienst des Herzogs trat. Als er die Angelegenheit prüfte, wurde er sofort gewahr, was die Quelle aller Schwierigkeiten sei. Mit voller Aufrichtigkeit sagte er dem Herzoge, er möge

seine Söhne zur katholischen Kirche übertreten lassen, sonst würde er sein Ziel nie erreichen; es sei nicht denkbar, dass unter den damaligen Verhältnissen ein Protestant der mächtigste Dynast Ungarn's sein dürfe; erst wenn die katholische Kirche sehen werde, dass die jungen Prinzen ihr gehören, werde es möglich sein, die Donation zu erlangen. Der Herzog sträubte sich Anfangs, doch gab er endlich seine Zustimmung; seine drei Söhne gingen zur Messe und zur Beichte und bald darauf waren alle Schwierigkeiten verschwunden, und die Donation wurde unterzeichnet. Kaiser Franz ahnte damals nicht, dass Ferdinand, der älteste der drei Prinzen, einige Jahre später der Gemahl seiner Enkelin, der Königin Donna Maria da Gloria von Portugal werden würde.

In Pressburg traf ich im März ein, wo ich sofort als Jurat an der kön. Tafel beeidet und dem Baro Tabulae, Freiherrn Nikolaus von Vay zugetheilt wurde, in dessen Hause ich einen Theil meiner Zeit zubrachte; ich überreichte dem königlichen Personal (personalis praesentiae regiae locumtenens), mein Beglaubigungsschreiben als legatus absentium des Grafen Franz Haller und begab mich dann nach Wien, wo ich bei meinem Kousin Karl im Koburg'schen Palaste einige Wochen verlebte. — Tagsüber hielt ich mich theils bei Böhm, theils bei Steinbüchel auf, die Abende aber brachte ich in Gesprächen mit meinem Kousin und mit Dietz, dem Erzieher der jungen Prinzen Koburg zu, denn da ich selbst das Leben noch nicht kannte, fühlte ich mich besonders zu Denjenigen hingezogen, die ein vielbewegtes Leben hinter sich hatten und mir ihre Erfahrungen in zwangslosen Gesprächen bereitwillig mittheilten. Nach einigen Wochen kehrte ich nach Press-

burg zurück, wo ich meine Angelegenheiten zum ersten Male in meinem Leben ganz unabhängig ordnen konnte.

Wie jeder junge Mann, der etwas lernte, hatte ich eine grosse Meinung von mir. Ich hatte keinen glühenderen Wunsch, als meine Kräfte und Fähigkeiten je eher im Dienste des Vaterlandes und der Menschheit, welche für sie, wie ich glaubte, von Nutzen sein könnten, zur Geltung zu bringen. Ich fand es daher für nöthig, je eher mit der Jugend bekannt zu werden, denn auf diese wollte ich wirken. Allein mein erster Schritt fiel nicht sehr ermunternd aus. Die wohlhabenderen Mitglieder der Reichstagsjugend frühstückten in Hollinger's Kaffeehause und lasen Zeitungen, um 10 Uhr gingen sie in die Reichstagssitzungen, wo sie den oppositionellen Rednern mit Éljen-Rufen applaudirten, die Männer der Hofpartei durch Zischen und Murren zum Schweigen zu bringen suchten und auf den Gallerien den Frauen und Mädchen den Hof machten; Mittags begleiteten sie, oder beobachteten sie doch die auf der Promenade auf und ab spazierenden Familien der Deputirten, das Mittagessen verzehrten sie im „grünen Baum“ oder im „rothen Ochsen“, Nachmittags aber begaben sie sich wieder in Hollinger's Kaffeehaus, wo sie plauderten, Billard oder Karten spielten, oder in einem gesperrten Nebenzimmer sehr oft dem Hazardspiele huldigten. Ein ernstes Wort war höchstens von Denjenigen zu hören, die sich eben zur Advokatenzensur vorbereiteten und einander haarspalterische Fragen aus der Kasuistik des Privatrechtes stellten. Ueber Politik wurde kaum gesprochen. Die Juraten waren damals etwas eingeschüchtert, denn Anton Somogyi, der unter ihnen den grössten Einfluss

besessen hatte, war aus Pressburg entfernt worden und es ging das Gerücht, dass die Ungeberdigeren bei der Zensur durchfallen würden, wenn sie sich auch noch so gut vorbereitet haben sollten; es hiess sogar, dass die Advokatenprüfungen während des Reichstages ganz eingestellt werden würden. — Nur im vertraulicheren Verkehr mit guten Freunden, beim Nachtessen, bei einer Flasche Wein, und bei Spaziergängen in der herrlichen Pressburger Au oder bei Ausflügen in die gegen Dévény sich hinziehenden Berge wich die Zurückhaltung. Bei solchen Gelegenheiten kritisirten wir das Betragen und die Reden der Deputirten in scharfer Weise, härmten wir uns über das Schicksal des Vaterlandes und tadelten wir die vorurtheilsvolle Masse der Reichstagsjugend, denn es fehlte ihr im Allgemeinen das in den Jugendjahren so naturgemässe Vertrauen; besonders Diejenigen, welche dem königlichen Personal oder den Mitgliedern der kön. Tafel, den Tabularisten, zugetheilt waren, begegneten überall misstrauischen Blicken. Kossuth stand damals bei der Jugend nicht in Gunst. Er gab Anfangs im Vereine mit Josef Orosz, später allein, geschriebene Reichstagsberichte heraus. Da er die Kosten und die Umständlichkeit des Abschreibens beseitigen wollte, richtete er für sein Unternehmen eine lithographische Druckerei ein; dadurch sollten seine Berichte wohlfeiler werden und eine grössere Verbreitung erlangen. Dies rief in den offiziellen Kreisen grossen Lärm hervor und gar bald gab man ihm aus Wien zu verstehen, dass man seine lithographische Druckerei, wenn er sie nicht sogleich der Regierung verkaufe, konfisziren werde, denn eine Lithographie dürfe man nur mit allerhöchster Erlaubniss besitzen und die Regierung werde es keineswegs dul-

den, dass die Reichstagsberichte mit Umgehung der Zensur in lithographischer Vervielfältigung erscheinen sollten. Kossuth setzte die oppositionellen Deputirten von diesem offiziellen Schritte der Hofkanzlei sogleich in Kenntniss; Einige gaben ihm den Rath, der Gewalt gegenüber nachzugeben, die Reichstagsberichte aber um jeden Preis aufrecht zu halten; Andere dagegen hielten die Provozirung eines Konfliktes, eine gewaltsame Konfiskation und eine darauf zu basirende Agitation für zweckmässiger; man sollte aus der Sache ein Gravamen machen, im Reichstage heftige Reden halten; wenn auch die Reichstagsberichte eingingen, die Nation würde denn doch aus ihrer Apathie aufgerüttelt werden. Kossuth wählte das Erstere; dadurch zog er sich das Missfallen der Reichstagsjugend zu, welcher, obwohl sie selbst sich damals etwas ruhiger verhielt, um nicht die Einstellung der Advokatenprüfungen zu verursachen, ein allgemeiner öffentlicher Skandal lieber gewesen wäre. Da ich dies Alles sah, da mir die Thatlosigkeit der Jugend bekannt war, über die sich jeder Einzelne beklagte, und da ich glaubte sie daraus aufrütteln zu können, schrieb ich einen Leitartikel, einen bombastischen Aufruf an die Jugend. Ich begab mich damit früh Morgens in das Kaffeehaus, steckte mein Manuskript in einen Zeitungsrahmen und wartete das Resultat ab. Einer der Frühstückenden erblickte endlich den Aufruf, Mehrere lasen ihn und fragten, wer wohl der Narr sein dürfte, der dies geschrieben habe und die Jugend in's Verderben stürzen wolle; schliesslich zerrissen sie den Aufruf, weil Derartiges zur Einstellung der Advokatenprüfung führen müsste. — Es schnitt mir in's Herz, als ich sah, wie vollständig ich Fiasko gemacht hatte und in meiner

üblen Laune suchte ich nun diejenigen gesellschaftlichen Kreise auf, die ich bisher vernachlässigt hatte.

Die Familie des Grafen Josef (Pips) Dessewffy befand sich damals noch in Pressburg; durch sie wurde ich mit mehreren Deputirten, zunächst mit dem berühmten Paul Nagy bekannt. Nagy liess sich in freundlicher Weise mit mir in ein Gespräch ein und entwickelte dabei das Fundamentalprinzip seiner Politik. Er behauptete, die ungarische Verfassung sei nicht eine Konstitution im modernen Sinne des Wortes, sondern ein feudales Privilegium, welches den Adeligen unter der Bedingung der militärischen Dienstleistung politische Rechte einräume. Der Adelige komme dieser Verpflichtung, seitdem die stehenden Heere errichtet wurden, mittelst seiner Unterthanen nach, welche seine Unterlehensträger seien, denn der ganze Grundbesitz gehöre den Adeligen; eine Ausnahme machten nur die Gemarkungen der Städte. Dieser Zustand sei jedoch unhaltbar, denn die Eigenthümer der Puszten des Alföld, welche keine Urbarial-Unterthanen besitzen, entziehen sich dieser Verpflichtung und geniessen ihre Privilegien ohne jegliche Gegenleistung. Dies sei das fortwährende, gerechte Gravamen Nordungarn's dem Alföld gegenüber, ja selbst der Staat leide darunter, dass die Adeligen des Alföld keinerlei Staatslasten tragen. Von diesem mittelalterlichen Standpunkte betrachtete er die Bewegung der neuen Ideen. Er liebte sie nicht, denn er besorgte, dass sie die ungarische Nationalität gefährden würden; nun war aber die Erhaltung und Entwicklung der ungarischen Nationalität das Ideal, welches ihn in seinem ganzen wechselvollen Leben begeisterte. Sein leichter Vortrag, seine genialen Einfälle verliehen dem raschen Strom seiner Beredsamkeit

einen besonderen Reiz. Dabei verstand er es auch einen Scherz hinzunehmen und selbst damals gerieth er nicht in Zorn, als Franz Deák, der neben ihm sass, in scherzhaft muthwilliger Weise sein „Nuntium“ vertauschte, was dann die Folge hatte, dass Nagy, der seine Schriftstücke stets nur während der Sitzung durchsah, unter allgemeiner Heiterkeit von einer Angelegenheit zu sprechen begann, die gar nicht auf der Tagesordnung stand.

Durch die Familie Dessewffy wurde ich auch bei Stierle-Holzmeister, einem pensionirten Hauptmann eingeführt, welcher für die Wiener Almanache Novellen schrieb und einer der bedeutenderen österreichischen Humoristen war. Sein Haus war der Sammelplatz der deutschen Schriftsteller in Pressburg. Hier liess sich der Patriarch Pyrker, der hochgebildete Erzbischof von Erlau huldigen; hieher kam der Geschichtsschreiber Graf Johann Majláth, hieher Pazziazzi, der nebst Tretter der deutsche Satellit des Kisfaludy-Klub in Pest war; hieher kamen endlich alle Mitglieder der Pressburger Gesellschaft, die sich mit der deutschen Literatur beschäftigten, oder an ihr Gefallen fanden. Diese gemüthlichen Abende hatten jedoch auch eine Schattenseite; — es wurde nämlich zu Ehren und in Gegenwart Pyrker's dessen „Tunisias“ an sechs nacheinander folgenden Samstagen vorgelesen und der Erzbischof betrachtete es als eine ihn berührende Unhöflichkeit, wenn Diejenigen, welche die zwei ersten Gesänge der Tunisias angehört hatten, den weiteren Vorlesungen nicht beiwohnten. Doch erhielten Diejenigen, die sich in Geduld fassten, auch ihren Lohn: der Erzbischof beschenkte sie nämlich in der Regel mit einem Exemplar seiner Werke.

II.

Eines Tages besuchte ich auch meine Hausfrau, eine alte Witwe, die Nichte des Pressburger Bildhauers Messerschmied, der im vorigen Jahrhundert ein berühmter Mann war. Sie wusste mir von ihrem Oheim und von dessen sonderbaren Künstlerlaunen viel Interessantes zu erzählen.

Messerschmied formte schon als kleiner Knabe, als er noch die Ziegen seines Vaters hütete, aus Thon verschiedene Thiere. Sein Vater brachte ihn daher als Lehrling bei einem Kunsttischler unter, und als er heranwuchs und seine Fähigkeiten sich noch mehr entwickelten, schickte er ihn nach Wien an die Akademie. Dort erregte er solches Aufsehen, dass die Kaiserin Maria Theresia sich seiner annahm, sie sagte ihm die Ernennung zum Professor der Zeichnenkunst zu und verlobte ihn mit einer ihrer Kammerfrauen. Messerschmied suchte jedoch eine gewisse Genialität darin, sich als Sonderling, selbst seiner hohen Gönnerin gegenüber unschicklich zu benehmen. Er verfertigte nämlich das Modell ihrer Statue als Königin zu Pferde, im Krönungsornate. Dieser Entwurf fand grossen Beifall, so dass schon vom Preise des auszuführenden Werkes die Rede war. Messerschmied forderte eine exorbitante Summe und als der Obersthofmeister sie als zu hoch bezeichnete, zerschmetterte der Künster mit einem Hammerschlag das Modell in Gegenwart des Obersthofmeisters. Mit der ihm verlobten Kammerfrau ging er wohl bis zum Altar, allein im letzten Momente erschrak und entfloh er. — Da er nun den Zorn der hohen Kreise fürchtete, begab er sich unter einem

angenommenen Namen nach Rom, wo er mit grossem Geschick und Erfolg den geschundenen Marsyas aus Holz schnitzte. Die deutschen und italienischen Künstler verhöhnten ihn wegen seines, den gesellschaftlichen Formen keineswegs entsprechenden Benehmens und fanden an seinen Arbeiten stets etwas Tadelnswerthes. Er verliess deshalb Rom, als man aber sein Atelier öffnete, fand man darin so geschickt gearbeitete Karikaturen seiner Tadler, dass jeder zu erkennen war. Man fand an diesem Scherze grossen Gefallen und lud ihn zur Rückkehr nach Rom ein, Messerschmied fühlte sich jedoch unter den Italienern nicht heimisch, er begab sich lieber nach Wien. Hier gerieth er wieder in eine sehr schlimme Lage. Ein Jude machte nämlich die Anzeige, Messerschmied habe ihn ermorden wollen. Dieser Anzeige lag vielleicht etwas Wahres zu Grunde, denn Messerschmied wollte als Bildhauer um jeden Preis die Anatomie des menschlichen Körpers studiren, die Erlangung von Leichnamen aber war zu jener Zeit mit grossen Schwierigkeiten verbunden. Die Aerzte erklärten Messerschmied für irrsinnig; man forderte daher den in Pressburg ansässigen jüngeren Messerschmied auf, er möge seinen Bruder zu sich nehmen, vielleicht werde er in seiner Vaterstadt gesund werden. Der jüngere Messerschmied war ebenfalls Bildhauer, doch besass er nur sehr geringe Fähigkeiten; er war ein umsichtiger, redlicher Steinmetz. — Als er seine Arbeiten, welche für die Gärten grosser Herren bestimmt waren, seinem älteren Bruder zeigte, erklärte dieser, die mythologischen Statuen seien nicht griechische Götter, sondern Bauern aus der Umgegend von Pressburg; übrigens seien auch solche Geschöpfe auf der Welt nöthig. Messerschmied lebte von da an in

Pressburg; er baute in der Vorstadt Zuckermantel ein kleines Haus, in welches kein weibliches Wesen eintreten durfte, denn er hasste das weibliche Geschlecht. Er pflog auch sonst keinen Umgang; in seinen Fenstern standen fratzenhaft verzerrte Gestalten. Seine Taschen waren stets mit Thon gefüllt, woraus er, wenn er einem charakteristischen Individuum begegnete, selbst auf der Gasse Figuren modellirte. Das Volk hielt ihn deshalb für einen Zauberer und behauptete, er habe mit dem Teufel einen Bund geschlossen. — Er führte für die ungarischen Aristokraten viele Arbeiten aus, hauptsächlich Portraitmedaillons aus Marmor, von denen einige sich im ungarischen Nationalmuseum befinden, ferner einige Büsten und zu feierlichen Mahlzeiten selbst Tafelaufsätze aus Zucker, welche stets einen satyrischen Beigeschmack hatten. An der Familie seines Bruders hing er, wie meine alte Hausfrau sich aus ihren Kinderjahren zu erinnern wusste, mit grosser Liebe; — ihr hinterliess er sein kleines Vermögen, dessen werthvollster Theil aus 38 lebensgrossen Charakterbüsten aus einer Mischung von Blei und Zinn bestand. Ich sah diese Büsten, welche nach dem Tode Messerschmied's verkauft wurden, in späteren Jahren in Wien; ihre Technik verdiente unbedingt Beachtung.

III.

Zu dieser Zeit erhielt ich aus Rom die Mittheilung, dass das archäologische Institut, welchem ich im Januar Zeichnungen mehrerer in unserem Vaterlande aufgefundener Alterthümer zugesendet hatte, mich zum korrespondirenden Mitgliede gewählt habe. Diese uner-

wartete Auszeichnung verursachte mir grosse Freude, im Allgemeinen aber war ich doch übel gelaunt. Mein damaliger Seelenzustand wird am besten durch den folgenden Auszug aus meinem Tagebuche charakterisirt. „Ich kann nicht begreifen“ — so heisst es darin — „was mein Sehnen befriedigen könnte. Mit neunzehn Jahren sah ich Italien, sah ich das Schönste, was die Welt zu bieten hat, allein mit lebensüberdrüssigen Augen, welche beim ersten Erblicken der medizäischen Venus nur darnach forschten, ob diese Statue aus der Schule des Praxiteles oder aus einem späteren Zeitalter stamme. Jetzt studire ich frei von Sorgen den Reichstag, ich bewege mich unter den Notabilitäten des Vaterlandes und doch wende ich mich gelangweilt von ihnen ab. Selbst dem Ehrgeiz öffne ich kein Thor; es lässt mich kalt, dass ich mit zwanzig Jahren zum korrespondirenden Mitgliede des bedeutendsten archäologischen wissenschaftlichen Institutes gewählt wurde; woher soll ich also Wärme schöpfen?“ So jammerte ich in meinem Tagebuche, wenn ich aber jetzt an jene Zeit zurückdenke, muss ich gestehen, dass ich mich eigentlich doch gut unterhielt, allein ich gefiel mir darin in Byron's Weise Unzufriedenheit und Weltschmerz zu affektiren. Es ist übrigens wahr, dass die Sehnsucht nach Thaten mich verzehrte, und dass ich keine rechte Gelegenheit zur Befriedigung dieses Dranges fand. — Nach und nach wurde ich mit den hervorragenderen Mitgliedern der Reichstagsjugend befreundet, besonders mit dem armen Ladislaus Lovassy, mit Sabbas Vukovics, der auch durch seine männliche Schönheit auffiel, mit Paul Asztalos, der zu Ende des Jahres 1848 Vicepräsident des Abgeordnetenhauses war, mit dem abenteurischen Thomas Palóczy und mit Koloman Halász,

einem ausgezeichneten jungen Manne, der die Kanzlei des kön. Personales leitete. Mit Szemere traf ich selten zusammen, denn er mied die Gesellschaft der Jugend, weil er sich für etwas Besseres hielt, als wir waren; wenn wir ihm begegneten, benahm er sich kalt; er wollte uns eben fühlen lassen, dass er mit Kölcsey und anderen Deputirten zu verkehren pflege. Die kalvinischen jungen Männer aus der Theissgegend hielten ihn wohl für eine ausserordentliche Erscheinung, allein die Jünglinge aus Oberungarn, aus der Donaugegend und aus dem Banate kümmerten sich um ihn nicht; er besass bei uns keinen Einfluss. Eines Tages erschien er in unserer Mitte mit einem Briefe, welcher im Namen der Reichstagsjugend an den Baron Nikolaus Wesselényi, den die Regierung damals auf dem siebenbürgischen Landtage zu verfolgen begann, gerichtet war. Der Brief war hübsch abgefasst, wir unterschrieben ihn auch in genügender Anzahl, allein er zündete nicht, denn die Persönlichkeit Szemere's war nie sympathisch. Bald darauf traf eine nach Wien entsendete Deputation des siebenbürgischen Landtages in Pressburg ein. Dieses Ereigniss erwärmte die Jugend in höherem Grade. Ladislaus Lovassy verfasste im Namen der ungarischen Reichstagsjugend einen an die siebenbürgische Landtagsjugend gerichteten Brief, welcher unter uns mit grösstem Eifer kolportirt wurde. Wir drängten uns zum Unterschreiben desselben. Unwillkürlich sehnten wir uns darnach, eine politische Rolle zu spielen und unserer Thatkraft einen Wirkungskreis zu eröffnen. Wir stimmten insgesammt darin überein, dass die bestehenden Verhältnisse für die Dauer nicht haltbar seien, dass das herrschende System zusammenbrechen müsse, dass die Umgestaltung der politischen Verhältnisse des Landes

unvermeidlich sei. Auch daran zweifelten wir nicht, dass der ungarische Reichstag nicht im Stande sei die Reform durchzuführen, doch war Niemand darüber im Reinen, welcher Weg eigentlich einzuschlagen sei, Jeder hätte gerne seinen eigenen Ideen gemäss geholfen. Die Idee einer Revolution wurde von Jedem unter uns zurückgewiesen, ja wir trugen gerne unsere Loyalität zur Schau, dabei beweinten wir jedoch Rákóczy s Schicksal, schimpften auf die Deutschen, erwärmten uns für Lamennais' „Worte eines Gläubigen", riefen den kühner sprechenden Deputirten in stürmischer Weise Éljen zu, brachten dem Grafen Széchenyi, der fortwährend zur Mässigung und Klugheit mahnte, weshalb wir ihn wohl achteten aber nicht liebten, Fackelserenaden und vor Allem studirten wir die Geschichte der französischen Revolution.

Niemand wusste ganz genau anzugeben, worin eigentlich die Reform bestehen sollte. Die ausländischen freisinnigen Ansichten waren uns nicht unbekannt, wir lasen Széchenyi's „Stadium" und hielten die darin enthaltenen Vorschläge nicht für ausreichend. Zu jener Zeit wurde es gebräuchlich — und dieser Gebrauch erhielt sich recht lange — die als utopistisch betrachteten Wünsche in einige wenige Schlagworte zusammen zu drängen und dies Punkte zu nennen. Zwölf Punkte waren die gewöhnlichste Form. Auch ich schrieb ein solches Dutzend nieder, welches ich hier reproduzire, um zu beweisen, dass viele Ideen, für welche man später andere Väter entdeckte, schon zu jener Zeit in den Kreisen der Jugend keineswegs unbekannt waren. — Unter meinen Notizen vom Monate Juli finde ich Folgendes :

Wünsche eines ungarischen Reformers.

1. Verbreitung der ungarischen Sprache.
2. Abschaffung der Avitizität.
3. Allgemeine Berechtigung
   a) zur Erwerbung von Grundbesitz.
   b) zur Bekleidung von Aemtern.
4. Abschaffung des Zehnten, des Neuntels, der Zünfte, der Privilegien.
5. Kirchliche Reform.
6. Unterrichtsreform.
7. Volksvertretung.
8. Minister-Verantwortlichkeit.
9. Budget und Zivilliste.
10. Reform der Munizipien.
11. Beseitigung der Wahlmissbräuche.
12. Unabhängigkeit der obersten Gerichte.

Es muss auf den ersten Blick auffallen, dass die staatsrechtliche Frage in diesen Punkten nicht berührt ist. Wir grämten uns wohl über unser Verhältniss zu Oesterreich, doch dachten wir an die Aenderung desselben noch nicht. Nur wenn ein Oesterreicher sich dahin aussprach, dass Ungarn im Falle einer Erweiterung seiner Autonomie einen Theil der österreichischen Staatsschuld übernehmen müsse, lautete die einhellige Antwort: Wer die Schulden gemacht hat, der soll sie auch bezahlen, wem sie zum Nutzen gereichten, der soll auch ihre Lasten tragen. Selbst Széchenyi protestirte stets gegen die Anerkennung der Gemeinsamkeit der Staatsschulden. Dagegen war schon im siebenten, achten und neunten Punkte, somit lange vor dem Auftreten der Zentralisten das Postulat des Parlamen-

tarismus ausgesprochen, nur hielt man dies damals noch für einen utopistischen Wunsch.

Wenn ich jetzt, in meinem fünfundsechzigsten Lebensjahre auf die politischen Träume des einundzwanzigjährigen Jünglings zurückblicke, so sehe ich, dass Alles, was mir damals als verworrenes Bild einer fernen Zukunft vorschwebte, sich beinahe ganz verwirklicht hat — natürlich unter Bedingungen, welche wir damals nicht ahnen konnten, denn sie waren die Folgen grosser Ereignisse, welche Niemand vorauszusehen vermochte. Nichtsdestoweniger ist das Ideal zur Verkörperung gelangt und auch ich habe zu dessen Verwirklichung beigetragen. Stolzerhobenen Hauptes kann ich die Beschuldigungen Derer zurückweisen, die mich der Inkonsequenz zeihen, denn ich stehe am Ende meiner politischen Laufbahn auf derselben Basis, welche ich zu Beginne derselben eingenommen habe.

An einem schönen Sommerabend im Juni sassen Anton Dániel, Vukovics, Palóczy, Sigmund Ormos und ich im „grünen Baum;“ wir sprachen über Politik, wurden beim Weine warm und beschlossen einen freisinnigen Leseverein zu gründen. Dieser Verein sollte auch Gelegenheit zu Vorlesungen und zum vertraulichen Verkehr bieten, er sollte den bessern Theil der Reichstagsjugend den Kaffeehäusern und dem Kartenspiele entfremden. Die Idee fand Beifall, wir versprachen einander für sie im Kreise unserer intimeren Bekannten Propaganda zu machen und geeignete Mitglieder zu werben. Wir handelten unserem Versprechen gemäss; nach vier Tagen war unsere Zahl schon auf dreissig angewachsen, darunter befanden sich Mehrere, deren Namen später in einer oder der anderen Richtung bekannt wurden. Ausser den oben bereits Ge-

nannten gehörten unter Anderen Asztalos, beide Lovassy, beide Madarász, Noszlopy und Szacsvay, zu unserem Kreise. In heller Begeisterung für unser Projekt mietheten wir ein Vereinslokal, bestellten Zeitungen und Bücher und gingen an die Ausarbeitung der Statuten. Bei dieser Arbeit geriethen wir jedoch in Streit. Es lag uns wohl ein Kommissionsentwurf und ein Separatvotum vor, doch fand weder der eine, noch das andere allgemeine Zustimmung. Schliesslich kamen wir überein, den Entwurf den Deputirten Deák, Kölcsey, Beöthy, Balogh und Bezerédy mit der Bitte vorzulegen, ihn zu prüfen und auszubessern. Eine Deputation trug unsere Bitte diesen Deputirten vor, worauf Deák in der That einen Statutenentwurf verfasste, welchen wir aber auch nicht en bloc annehmen wollten, denn wir waren mit dem Styl, der uns zu einfach und veraltet erschien, nicht zufrieden. (!) Beinahe jeder von uns glaubte, dass er besser schreiben könne als Deák. Wir brachten mehrere Sitzungen mit der Abänderung des Entwurfes zu; endlich war er fertig und wir trugen ihn zum Censor, um das Imprimatur zu erlangen und ihn drucken lassen zu können. Der Censor erklärte sich für inkompetent, weil er, da die Reichstagsjugend dem kön. Personal untergeordnet sei, die Censur für jedes von der Reichstagsjugend ausgehende Manuskript nur dann zum Drucke zulassen dürfe, wenn es vorher die Genehmigung des kön. Personals erlangt habe. Dies ärgerte uns um so mehr, als man im Kreise unserer Bekannten und Deputirten schon zu flüstern begann, dass unser Verein gefährlich, ja eine Konspiration sei und dass ich die Rolle des agent provocateur spiele, da ich einer italienischen geheimen Gesellschaft affiliirt sei; der Refrain dieser Nachreden

war aber stets, dass man die Advokatenprüfungen einstellen werde. Thomas Ragályi, der ehemals an der Spitze der oppositionellen Deputirten stand, zu jener Zeit aber schon stark zu den Conservativen hinneigte, sah überall das Gespenst der Revolution und betrachtete unsern Verein als ein gefährliches Symptom mit misstrauischen Blicken. Er hielt es für natürlich und verzeihlich, wenn die jungen Männer Karten spielten, tranken und den Mädchen nachliefen, dass sie aber lesen, nachdenken, das Vorgehen des Reichstages und die Reden der Abgeordneten kritisiren sollten, das sei gefährlich und berge die Revolution in seinem Schoosse! Es herrschte damals überhaupt in ganz Europa eine reaktionäre Strömung; man roch überall Conspirationen und überall befürchtete man Revolutionen, denn allerwärts herrschte Unzufriedenheit und das Gefühl, dass der Zustand Europa's morsch sei, war allgemein verbreitet. Metternich berief die Diplomaten der zum deutschen Bunde gehörenden Staaten nach Wien, um die Presse zu knebeln, dem freieren Geiste die Flügel zu stutzen, Börne und Heine zum Schweigen zu bringen und die deutschen Studenten von der Politik fern zu halten. Es war ihm ausserordentlich unangenehm, dass eben zu der Zeit, als er den Regierungen der kleineren Staaten wegen ihrer Unfähigkeit, die Professoren und Studenten zu bändigen, herbe Vorwürfe machte, die ungarische Reichstagsjugend sich zu regen begann und dass in den Kreisen der legislativen Körperschaften in Pressburg und Klausenburg Aeusserungen laut wurden, welche den Beweis lieferten, dass die Ideen, die ganz Europa durchdrangen, auch dort nicht mehr unbekannt seien. Es wurde daher beschlossen, die von der Reichstagsjugend jüngst bekundeten Bestrebungen zu unter-

drücken. Der kön. Personal ertheilte den zur Hofpartei gehörenden Deputirten den Auftrag, die ihrer Aufsicht anvertrauten jungen Männer auf die Unannehmlichkeiten aufmerksam zu machen, denen sie sich aussetzen würden, wenn sie aus dem geselligen Vereine nicht austreten. Dies wurde natürlich in einer unserer Sitzungen zur Sprache gebracht, worauf wir in schönen Reden auseinandersetzten, dass unser Verein loyalen Tendenzen huldige und dass nur Missverständnisse oder Verleumdung die Quelle sein könnte, aus welcher die irrige Meinung über uns entsprang. Dann stellte ich den Antrag, dass wir unsere Statuten dem kön. Personal vorlegen und ihn bitten sollten, er möge sie nach seinem Gutdünken ändern, wir würden die Aenderungen unbedingt annehmen, nur möge er sich überzeugen, dass wir keinerlei gefährliche Absichten hegten. Mein Antrag wurde einhellig gutgeheissen, doch wollte Niemand die heikle Mission übernehmen, bis endlich ich mich dazu bereit erklärte. Pankraz Somssich, zu dem ich mich in Folge dieses Entschlusses begab, empfing mich gleich beim Eintreten mit harten Worten; er häufte Vorwurf auf Vorwurf, fügte Drohungen hinzu und sprach sogar von Martinovics. Als ich endlich zu Worte kommen konnte, trug ich unser Anliegen vor; ich überreichte ihm die Statuten, allein er weigerte sich sie anzunehmen, denn er wolle von der ganzen Sache nichts wissen. Zum Schlusse schlug er einen sanfteren Ton an, ja mit sichtlicher Bewegung ermahnte er uns, den Verein aufzugeben, weil die Sache ein schlechtes Ende nehmen müsse. Ich verbeugte mich und ging. Nach dieser Audienz brach der Sturm gegen uns los. Ragályi sprach im Kreise seiner Freunde wiederholt von der gefährlichen Tendenz der Jugend

und beschuldigte Deák und Bezerédy, dass sie ihr Vorschub leisteten; der Marmaroser Abgeordnete Asztalos schickte seinen Sohn von Pressburg nach Marmaros-Sziget zurück; fünf Mitglieder verliessen unsern Verein, dafür traten aber Andere ein. Wir begannen uns für wichtige Männer zu halten, vor denen die Regierung sich fürchte. Unseren austretenden Genossen stellten wir Diplome aus, in welchen wir unserem Bedauern über ihr Scheiden Ausdruck gaben, dann aber mit jugendlicher Begeisterung das Versprechen ertheilten, dass wir Alle während unseres ganzen Lebens sie als Freunde und Brüder mit Rath und That unterstützen wollten, wenn sie unserer Unterstützung bedürften. Später gerieth auch ich in einige Verlegenheit, denn ich erhielt von Fejérváry einen Brief, welcher die Weisung enthielt, aus dem Vereine auszutreten, denn der Vicegespan Emerich Péchy habe vom Hofkanzler ein Präsidialschreiben erhalten, in welchem darauf gedrungen wurde, dass meine Eltern mich nach Hause rufen sollten; Fejérváry wolle jedoch nicht, dass ich in unserem Komitate verschimmeln solle, er wünsche daher, dass ich auf dem Reichstage bleibe und jede gefährliche Kameradschaft aufgebe, es sei nicht werth, wegen einer solchen Kinderei meine Zukunft zu kompromittiren. Dieser Brief versetzte mich in grosse Aufregung. Mein Stolz gab es nicht zu, den Verein zu verlassen, zu dessen Gründern ich gehörte. Ich sann lange nach, was ich thun solle. Endlich fiel mir ein, dass zwischen dem Erzherzog Palatin Josef und dem Hofkanzler ein gewisser Antagonismus bestehe, welcher sich vielleicht benützen liesse. Ich begab mich daher zu Oettinger, der ein guter Freund meines Oheims und Oberststallmeister des Erzherzogs war. Er wies mich

an Stoffer, den vertrauten Kanzleidirektor des Erzherzogs, dem ich die ganze Angelegenheit eingehend schilderte und unsere Protokolle vorlegte; schliesslich ersuchte ich ihn, den Erzherzog entsprechend zu informiren. — Ausserdem begab ich mich aber auch zu Wirkner, der von Seite der Hofkanzlei nach Pressburg gesendet war und beim Hofkanzler Reviczky grossen Einfluss besass, ja selbst bei Franz I. in Gunst stand. Ein eigenthümlicher Charakterzug dieses Monarchen war bekanntlich die Sucht, Alles erfahren zu wollen, was in seinen Ländern geschah; selbst über häusliche Vorfälle und die Klatschgeschichten in den höheren Kreisen und bei den höher gestellten Beamten wollte er unterrichtet sein; deshalb spielte unter ihm die Polizei eine grosse Rolle. Darum war Graf Sedlnitzki beinahe so einflussreich, wie Fürst Metternich; dem Monarchen aber machte es das grösste Vergnügen, wenn er den Grafen Sedlnitzki überbieten und zeigen konnte, dass er noch besser unterrichtet sei, als die geheime Polizei. Da der König alle Vorgänge im Reichstage kennen wollte, so beorderte der Hofkanzler seinen Sekretär Wirkner nach Pressburg, damit er über Alles, was dort geschehe oder sich vorbereite, Bericht erstatte. Wirkner stand mit Josef Andrássy und Eduard Pfannschmied (Zsedényi), den zwei bedeutendsten Männern der Regierungspartei, auf freundschaftlichem Fusse; sie theilten ihm die geheimeren Details aller Ereignisse mit und sprachen mit ihm oft darüber, was zu thun sei. Sedlnitzki hatte seinerseits den Sektionsrath Ferstel nach Pressburg entsendet. Ferstel wohnte im Postgebäude, und hatte die verdächtigen Briefe zu öffnen und den Inhalt derselben seinem Chef mitzutheilen, doch erfuhr er auf diesem Wege nicht viel, da die Deputirten

grösstentheils faule Briefschreiber waren und die Briefe über wichtigere Angelegenheiten nicht der Post anvertrauten. Ausserdem besoldete der Polizeiminister noch andere Organe, welche ihn von allen reichstäglichen Klatschereien in Kenntniss setzten. Sein intelligentester Berichterstatter war zufälliger Weise ein mit Wirkner befreundeter städtischer Abgeordneter, welcher bei ihm Informationen einholte und diesem dafür seine Berichte vorlas. Wirkner zeichnete das Gehörte auf und schickte dem Hofkanzler einen Auszug desselben zu; er liess seine Berichte durch Estafetten nach Wien gelangen, während die Briefe des Abgeordneten durch die Post befördert wurden. — Der Hofkanzler erfuhr daher Alles immer einige Stunden früher, als der Polizeiminister, und da er die Neigungen des Monarchen kannte, begab er sich vor der Ankunft der Post zur Audienz, um dem Könige den Pressburger Bericht vorzutragen. Wenn später, nach der Ankunft der Post, auch Sedlnitzki sich einfand, empfing ihn der Monarch in bester Laune mit der Erklärung, dass er schon Alles wisse, was der Minister ihm melden wolle. Franz sagte hierauf den Inhalt des Berichtes her und fragte den Minister ob er mehr wisse? Dies bereitete dem Grafen Sedlnitzki, zum Vergnügen des Monarchen, grossen Aerger und hob das Ansehen Reviczky's. Diese Scenen wiederholten sich jede Woche; die Sache fiel jedoch dem Monarchen auf, und er fragte endlich den Hofkanzler, auf welchem Wege er in den Besitz der Geheimnisse des Polizeiministers gelange? Reviczky erwiederte, dass er einen ausgezeichneten vertrauten Konzipisten, der Alles erfahre, nach Pressburg geschickt habe. König Franz äusserte nun den Wunsch, diesen Mann zu sehen, worauf Wirkner nach Wien berufen

und dem Könige vorgestellt wurde, der an ihm so grosses Wohlgefallen fand, dass er ihm eine Sekretärstelle in seinem geheimen Kabinete anbot. Wirkner stutzte. Die angebotene Stelle war mit einem ansehnlichen Gehalte verbunden und der öftere persönliche Verkehr mit dem Monarchen fiel noch schwerer in's Gewicht. Er erbat sich eine 24-stündige Bedenkzeit, erklärte aber am folgenden Tage, dass er seine Carrière bisher dem Grafen Reviczky verdanke, und seinen Wohlthäter für keine ihm angebotene glänzende Stellung verlassen könne. Diese Antwort gefiel dem Monarchen so wohl, dass er zu Reviczky sagte, er beneide ihn um seinen jungen Freund.

Diese Verhältnisse waren mir damals nicht bekannt, doch wusste ich, dass Wirkner beim Hofkanzler grossen Einfluss besitze. Ich suchte ihn daher auf uud klagte ihm mein Leid. Er beruhigte mich und wirklich setzte er es beim Hofkanzler durch, dass man uns hinfort unbehelligt liess, und dass trotz der wiederholten Drohungen alle Mitglieder unseres geselligen Vereines zur Advokatenprüfung zugelassen wurden. In Wien aber begannen schon damals die Intriguen gegen Revitzky, indem gewisse Kreise selbst seinen halben Liberalismus für gefährlich hielten. Man steuerte auf eine vollständige Reaktion los.

Seit Beginn des Sommers machte ich allwöchentlich bei Kölcsey einen Besuch. Ich wusste, dass er mich gerne bei sich sah, denn er hatte wahrgenommen, dass ich seinen Ideengang auffasste und ihm mit der grössten Achtung zuhörte. Ich wünschte von ihm zu lernen, und ihn freute es mich zu belehren. Er hatte bemerkt, dass meine Erziehung und meine bis dahin gemachten Erfahrungen überwiegend kosmopolitischer

Natur gewesen waren, deshalb betonte er bei jeder Gelegenheit den Patriotismus und die Nationalität im Gegensatze zu den kosmopolitischen Ideen, denn nur darin liege der feste Boden, dessen wir bedürften, um uns empor zu schwingen, nur das Vaterland biete die Kraft, um — gleich Antäus — selbst mit einem Herkules den Kampf aufnehmen zu können. Sein herrlicher, abgerundeter Vortrag, der edle Schwung seiner Gedanken, die melancholische Sanftmuth seines ganzen Wesens machten auf mich einen tiefen Eindruck. In Folge seiner Worte begann ich mich als Ungar zu fühlen. Von da an führte ich mein Tagebuch und meine sonstigen Aufzeichnungen in ungarischer Sprache. Auch bei Johann Balogh sprach ich vor, doch wurde ich bald gewahr, dass sein glänzendes Aeussere keinen inneren Gehalt barg. Mit ihm, mit dem braven guten Madocsányi und mit Baron Kulmer, der im Jahre 1848 in Wien Minister wurde, übte ich mich im Fechten; — mit Eugen Beöthy traf ich in der Schwimmschule zusammen, wo er trotz seines vorgerückten Alters schwimmen lernte, mit den jungen Männern scherzte und sie in der Regel tüchtig ausschalt. Bei Deák war ich nur einmal; ich fand ihn kalt und sah ein, dass er wohl der Kopf der Opposition, Kölcsey jedoch ihr Herz sei.

IV.

Im August unternahm ich einen Ausflug nach Pest, wo ich Bajza, Czuczor und Garay aufsuchte; Vörösmarty und Toldy waren abwesend. Damals schloss ich auch mit dem Buchhändler Heckenast Freundschaft; von ihm erhielt ich die verbotenen Bücher, darunter

das neueste Buch Wesselényi's „Balitéletek“ (Vorurtheile) worin man in Wien um jeden Preis Majestätsbeleidigungen und Landesverrath finden wollte, denn man bedurfte eines Vorwandes, um den damals ausserordentlich gefeierten siebenbürgischen Magnaten angreifen zu können. — Zu diesem Zwecke wurde das Buch dem siebenbürgischen königl. Causarum-Direktor mit dem Auftrage übergeben, er möge nachforschen, ob sich darin ein Grund finden liesse, gegen den Verfasser einen Prozess einzuleiten. Man fand jedoch am Causarum-Direktor kein gefügiges Werkzeug, denn er zog aus dem Buche alle loyalen Sätze aus, in welchen von der Dynastie mit der grössten Hochachtung gesprochen wurde, und gab das Gutachten ab, dass das Buch höchst erbaulich sei und Nichts enthalte, wogegen Einwendungen zu machen wären.

Während meines Aufenthaltes in Pest wurde ich auch mit Helmeczy, dem Redakteur des „Jelenkor“ (Gegenwart) bekannt. Mit diesem Blatte begann eine neue Aera der ungarischen Zeitungsliteratur. Ueber die innere Politik musste es wohl schweigen, doch besprach es die ausländischen Angelegenheiten zuweilen so geschickt, dass man das Gesagte auch auf die ungarischen Verhältnisse anwenden konnte. Das Beiblatt „Társalkodó“ (Gesellschafter) übertraf Kulcsár's „Hasznos Mulatságok“ (Nützliche Unterhaltungen) in jeder Hinsicht. — An der Gründung des „Jelenkor“ hatte man ursprünglich viel schönere Hoffnungen geknüpft; nach dem ersten Plane hätte Karl Kisfaludy das Blatt redigiren sollen, es wäre das Organ seiner ganzen Schule, und den mit Zuversicht erwarteten namhaften Reinertrag des Blattes wollte man zur Hebung der ungarischen Literatur verwenden. Allein Karl Kisfaludy starb

und das Blatt wurde Helmeczy anvertraut, welcher es zu seinem persönlichen Vortheile ausbeutete, denn, obwohl es einen bedeutenden Gewinn abwarf, honorirte er doch seine Mitarbeiter schlecht, z. B. Szenvey, den Redakteur des „Társalkodó“ mit 800 Gulden.

Beim Herannahen des Faschings führte mich Pfannschmied (Zsedényi) in die Damengesellschaften des Reichstages ein, in deren Mitte ich mich recht wohl fühlte. Ich tanzte, machte schönen Mädchen den Hof und unterhielt mich so gut, dass ich mir kaum mehr glauben zu machen versuchte, dass das Leben eine Last und dass es ein Unglück sei geboren zu werden, wovon ich bisher überzeugt war. — Schopenhauer's Philosophie war bei uns noch Niemanden bekannt, doch war die Atmosphäre vom Pessimismus gesättigt, Niemand war zufrieden, die Dichter entsagten jeder Hoffnung und die Deputirten verhehlten die Ueberzeugung nicht, dass der parlamentarische Kampf unfruchtbar und dass es unmöglich sein werde, die so sehnlich erwünschte Reform im Vaterlande durchzufüren. Nur zwei Männer liessen die Hoffnung nicht sinken : Széchenyi und Kossuth.

Die Werke Széchenyi's und die darin enthaltenen Lehren waren uns Allen bekannt. Er behauptete, dass Ungarn durch genaue Berechnung, vernünftiges Vorgehen, kluges Auftreten und strenges Einhalten einer richtigen Reihenfolge selbst unter den bestehenden Verhältnissen Oesterreich gegenüber reussiren könne, dass es aber Wahnsinn, ja Verrath wäre, an diesen Verhältnissen rütteln, sie abändern zu wollen, weil jeder ernste Konflikt den Ruin des Landes nach sich ziehen müsse. Nichtsdestoweniger lautete sein Losungswort : Ungarn war noch nicht, es wird erst sein. —

Kossuth's Ansichten waren uns zu jener Zeit nicht bekannt; später erfuhr ich sie durch Deák, den Kossuth allabendlich vom „rothen Ochsen" bis zu seiner, in der Ungargasse befindlichen Wohnung zu begleiten pflegte. Während eines dieser Spaziergänge entwickelte Kossuth begeistert seine Ansichten über die bedeutungsvolle Zukunft Ungarn's, und als Deák fragte: „In welcher Weise soll nach Deiner Meinung diese Wendung eintreten?" da antwortete Kossuth: „In welcher Weise immer; wie kann ich heute wissen, was kommen wird; vielleicht wird eine europäische Revolution, oder ein europäischer Krieg diese Wendung herbeiführen, aber sie wird unbedingt eintreten." — Dieser festen Ueberzeugung, welche auch die spätere Thätigkeit Kossuth's stets beseelte, hatte er die Sicherheit zu verdanken, die sein Auftreten stets charakterisirte und in Anderen Vertrauen zu ihm erweckte.

Mittlerweile begannen sich die Landesangelegenheiten immer ernster zu gestalten. Es wurde der siebenbürgische Landtag aufgelöst, das Zusammentreten der Komitats-Kongregationen verboten und gegen Wesselényi ein Hochverrathsprozess eingeleitet; dieser konnte daher nicht länger in Siebenbürgen bleiben. In Ungarn begann in jenen Komitaten, welche in ihren, den Deputirten ertheilten Instruktionen das Freikaufsrecht der Bauern, den sogenannten 5. Artikel gefordert hatten, eine Agitation, damit die Instruktionen in dieser Beziehung abgeändert und die betreffenden Deputirten zurückgerufen würden. — In Nagy-Károly wurde im Dezember die Instruktion in der That abgeändert. — Wesselényi hatte im Interesse des Robotablösungsrechtes eine fulminante Rede gehalten, über welche in konservativen Kreisen Schrecken erregende Gerüchte zirkulir-

ten, allein die fanatisirte Masse des niedrigen Adels siegte. Kölcsey war nicht im Mindesten geneigt, im Sinne der abgeänderten Instruktion des Szathmárer Komitates von nun an gegen Dasjenige, was er bisher so ruhmvoll vertheidigt hatte, zu stimmen; er legte daher sein Mandat nieder und verliess den Reichstag. Die Deputirten veranstalteten aus diesem Anlasse ein Abschiedsbanket, die Reichstagsjugend aber begleitete ihn bis Kittsee, wo sie von ihm Abschied nahm. Der hochherzige Dichter war tief ergriffen; er dankte gerührt für die sympathievolle Ehrenbezeugung und schloss seine Abschiedsrede mit den Worten : „Wenn meine Reden zuweilen auf Sie Eindruck machten, so habe nicht ich, sondern die gute Sache in Ihrem Herzen die Vaterlandsliebe geweckt. Gedenken Sie auch künftig meiner, und obwohl ich auch jetzt nichts Anderes, als schon oft Gehörtes sage, so mögen Sie es doch nicht vergessen, denn es ist nothwendig, dass die ungarische Jugend es stets im Sinne behalte : seien Sie der Stellung würdig, welche Sie Ihrer Geburt verdanken.“

In den letzten Faschingstagen, am 2. März 1835 starb der König im 42. Jahre seiner Regierung. Niemand beweinte ihn in Ungarn, doch hofften wir auch vom neuen Monarchen keine Besserung der Verhältnisse, denn wir wussten, dass er das alte Regierungssystem beibehalten werde. Viele Deputirte begaben sich zur Leichenfeier nach Wien; auch ich versagte es mir nicht, das pomphafte Leichenbegängniss anzusehen. — Ich hatte für den verstorbenen Fürsten nie Sympathie empfunden, allein ich war doch über die herzlosen Wiener Witze empört, welche ich während der Zeremonie zu hören bekam. Das Ableben des alten

Kaisers Franz gab übrigens der reaktionären Strömung neue Kraft. Reviczky, der ihr nur nothgedrungen nachgab, hatte seine wichtigste Stütze, das persönliche Wohlwollen des Königs verloren; seine Ansichten wurden nicht mehr berücksichtigt, sein Sturz war unvermeidlich und nur eine Frage der Zeit.

V.

Die Rede, welche Wesselényi in der Kongregation des Szathmárer Komitates gehalten hatte und in deren Besitz wir uns seit Wochen befanden, indem sie durch Abschriften immer weiter verbreitet wurde, erhielt plötzlich die Bedeutung eines wichtigen politischen Ereignisses. Es wurde nämlich bekannt, dass der Kronanwalt gegen Wesselényi einen Hochverrathsprozess eingeleitet und ihm am 27. Februar in Pest die gerichtliche Vorladung eingehändigt habe. Im Anklage-Akt war gesagt, Sr. Hochwohlgeboren der Baron Nikolaus Wesselényi von Hadad habe sich, uneingedenk seiner natürlichen und gesetzlichen Pflichten gegen König und Vaterland, nicht entblödet, in der am 9. Dezember 1834 in Nagy-Károly gehaltenen Kongregation des Szathmárer Komitates öffentlich eine Rede zu halten, welche direkt die Störung der öffentlichen Ruhe und Ordnung bezweckte und eine offenkundige Auflehnung gegen den Staat (contra statum publicum) enthielt. — Als wir dies hörten, trauten wir kaum unseren Ohren. Wesselényi kam bald darauf persönlich nach Pressburg; er vermied jede Demonstration und nahm die Sache ernst, denn er fasste sie anders auf als Paul Nagy und Balogh, die über die abgeschmackte Anklage lachten;

und behaupteten, es gebe keinen Richter auf der Welt, welcher auf Grund derselben Wesselényi verurtheilen könne. Bald darauf wurde es bekannt, dass Wesselényi dem Anrathen Széchenyi's gemäss ein Majestätsgesuch eingereicht habe, in dem er bat, dass sein Prozess niedergeschlagen werde. — Dieser Schritt wurde von Vielen getadelt, weil dadurch die Jungfräulichkeit der Redefreiheit nicht gerettet wäre und es zweifelhaft bleibe, ob man sich auch durch Worte des Landesverrathes schuldig machen könne. Ich hatte schon seit lange den Wunsch gehegt mit Wesselényi bekannt zu werden, denn er war ja einer unserer berühmtesten Männer, der Freund und zugleich der Antipode Széchenyi's; im Allgemeinen beliebter als dieser, obwohl sein Einfluss keine Resultate aufzuweisen hatte. Mein Freund Benedikt Kovács aus dem Szatmárer Komitate stellte mich ihm vor. Aus den Notizen, welche ich gleich nach diesem Besuche in mein Tagebuch schrieb, ist am Besten zu ersehen, welchen Eindruck derselbe auf mich machte. — Mein Tagebuch enthält darüber Folgendes :

28. März.

Benedikt Kovács versprach mir schon vor längerer Zeit, mich Wesselényi vorzustellen, da er aber krank war, konnten wir uns erst heute um 10 Uhr zu ihm begeben. Sein Aeusseres entsprach auf den ersten Blick meinen Erwartungen nicht. Seine Statur wird dadurch, dass er sehr beleibt ist, sein kühnes Gesicht durch ein alltägliches aristokratisches Kinn beeinträchtigt, allein wenn er spricht, fällt seine Schönheit auf. Seine herrliche, von schwarzem Haupthaar beschattete Stirne, seine flammensprühenden blauen Augen mahnen an einen Löwen, sein hübscher Mund an das höhnische

Lächeln Széchenyi's erinnernd, allein sein Kinn ist wirklich der berühmten Büste Caracalla's ähnlich. Seine Stimme ist tief und volltönend, seine Zähne sind nicht schön, seine Hände gross, aber aristokratisch weiss, mit wohlgepflegten schönen Nägeln. Er sprach hauptsächlich von der Szatmárer Kongregation und von seinem Prozesse; er hält es für ein Unglück, wenn dieser Prozess in seinem Laufe nicht gehemmt wird, weil dann festgestellt wäre, dass gegen Jedermann wegen seiner Meinungen und wegen der Aeusserung derselben Hochverrathsprozesse (nota infidelitatis) angestrengt werden können; dies wäre der Tod der Redefreiheit, das Damokles-Schwert würde jedes Haupt bedrohen, denn wer solle aufrichtig sprechen, wenn die kön. Tafel zum Zensor der Reden bestellt würde, wenn in den Kongregationen der blutrothe Henker mit dem Richtschwerte hinter uns stünde. „Um diesen Schlag von der Konstitution des Vaterlandes abzuwenden" — sprach Wesselényi — „liess ich mich zum grössten Opfer herbei; dies war meiner würdig, denn es war gross. Ich habe bei dem höchsten Würdenträger des Vaterlandes, beim Palatin, Schritte gethan, um die Niederschlagung dieses Prozesses zu erwirken, ich habe deshalb auch an den König ein Gesuch gerichtet. Um die Redefreiheit unversehrt zu erhalten, musste ich meinen makellosen Namen zum Opfer bringen, denn in diesem Sinne werden auch solche Männer, deren Meinung ich hoch achte — die Meinung der grossen Menge verachte ich ebenso wenig, wie ich mich besonders darum kümmere — über meinen Schritt urtheilen; sie werden sagen, Wesselényi sei erschrocken, er, der bisher so unerschüttert dastand, krieche nun und um seinen Kopf zu retten, habe er seinen Nacken unter

das Joch gebeugt. Allein ich brachte noch mehr meinen makellosen Namen, ich brachte auch meine Unabhängigkeit zum Opfer; wenn der Prozess niedergeschlagen wird, werden auch die Wurzeln des Baumes meiner Thätigkeit durchschnitten, werden die Früchte derselben zertreten sein. Wer der Erreichung seines Zieles sicher ist, der kann dies leicht ertragen; leicht war es für Curtius sich in den Abgrund zu stürzen, denn er wusste, dass er dadurch der Pest ein Ende bereite, er leerte vorher den vollen Becher der Dankbarkeit seines Vaterlandes, allein für Ungewisses Alles aufopfern, ist viel, und weil es viel ist, ist es meiner würdig. Wie viel es mich kostete, um mein Selbstgefühl, meinen Stolz zu überwinden, mag unerwähnt bleiben. Es wäre mir nicht lieb, wenn von den Komitaten, wenn von wem immer Lärm geschlagen würde, bevor es entschieden ist, ob der Prozess ungehindert seinen Verlauf nehmen wird; erst wenn man den Prozess in Gang setzen wird — und ich wünsche dies, denn dann beuge ich mich vor Niemand mehr — erst dann wird es an der Zeit sein gegen das Prinzip Protest zu erheben, dass man wegen der in den Kongregationen gehaltenen Reden auch vor einem anderen Forum Rechenschaft geben müsse. Es ist keine Aussicht vorhanden, dass die kön. Tafel sich hinsichtlich der Beurtheilung der in den Kongregationen gehaltenen Reden für inkompetent erklären werde; sie wird mich auch nicht freisprechen, weil ein freisprechendes Urtheil die Regierung kompromittiren würde; sie wird mich also verurtheilen, ich werde die Strafe erdulden; der Terrorismus wird dann begonnen haben, die Erbitterung wird wachsen, meine Laufbahn wird unterbrochen sein; allein die Redefreiheit wird schon in dem Momente vernichtet sein, in welchem

der Prozess das Stadium erreicht, wo man die Frage aufwirft, welcher Ausdruck strafbar sei und welcher nicht. Und haben Sie je gehört, dass man einem Fuchse zwei Felle abgezogen hätte? Ich wurde auch in Siebenbürgen vorgeladen. — Der kön. Fiskal weigerte sich, gegen mich eine Anklage zu erheben, worauf Erzherzog Ferdinand ihm das Amt entzog und es einem Anderen übertrug, der dann in der That gegen mich inquisitorisch vorging und zwei grosse Geheimnisse entdeckte; erstens, dass ich in öffentlicher Sitzung mich bereit erklärte dem Landtage meine Lithographie zu überlassen, wofür die kön. Tafel mir augenblicklich dankte, und zweitens, dass ich mehrere ausserehelichе Kinder habe. Auf diese zwei Punkte stützte er seine Anklage, in welcher er forderte, ich solle persönlich erscheinen „ad subeundam poenam corporalem.“ Und da ich damals in Ungarn krank darnieder lag, so wurde ich am 18. März in contumaciam verurtheilt. Und dabei wurden noch absichtlich falsche Gerüchte über mich verbreitet, z. B.: dass ich von den Franzosen Geld erhalten habe, dass ich Emissäre anwarb, mit dem Auslande in Korrespondenz stehe und Verschwörungen vorbereite. Die Wiener dagegen reizte man durch das Gerücht auf, dass ich der Urheber der siebenbürgischen Wirren sei, welche den Tod des Kaisers verursachten. Meine Prozessangelegenheit macht mich übrigens nicht missmuthig, ja ich fühle, dass mein Geist in trüben Zeiten ruhiger ist, und dass ich trotz meiner Kränklichkeit und trotz der Nothwendigkeit mich auf das Bitten zu verlegen, während ich mich doch unschuldig weiss, heiterer bin als früher.“ — Schliesslich dankte er uns, dass wir ihn nicht durch eine Deputation begrüssen liessen, was ihm unter den jetzigen Verhält-

nissen Unannehmlichkeiten bereitet hätte, denn es werde ja ohnehin erzählt, er sei nur um Aufregung hervorzurufen nach Pressburg gekommen, was ihm doch schon sein Stolz nicht erlauben würde. Wir schieden tief ergriffen von ihm. —

Als der fünfte Gerichtstermin meiner Juratenpraxis abgelaufen war, meldete ich mich zur Advokatenprüfung. Ich las Kövy, Kelemen und Szlemenics noch einmal durch und erschien wohlgemuth vor der Prüfungskommission. Szerencsy war der strengste meiner Examinatoren; länger als eine halbe Stunde stellte er Fragen über die Majestätsbeleidigungen, den Hochverrath, über das hierauf bezügliche Gerichtsverfahren und überhaupt über Alles, was sich auf die Ahndung politischer Verbrechen bezieht. In Folge des Wesselényi'schen Falles hatte ich in der letzten Zeit eben diese Gegenstände eingehend studirt, ich bestand daher die Zensur mit glänzendem Erfolge und da ich auch in der praktischen Prüfung die mir zugewiesenen Aufgaben richtig löste, erhielt ich das Advokatendiplom cum praeclaro. Ich unterliess es nicht, meinen ehemaligen Rechtslehrer Csupka davon in Kenntniss zu setzen, denn ich wusste, dass er es aufzuzeichnen pflegte, mit welchem Erfolge seine Schüler die Advokatenzensur bestanden und dass jedes neue Praeclarum ihn mit Stolz erfüllte.

Fejérváry drängte mich wiederholt zu einem Entschlusse hinsichtlich der Wahl einer Laufbahn; er fragte mich, ob ich ein Sároser Landwirth und Táblabiró werden, oder beim Statthaltereirathe in Ofen, oder bei der Hofkanzlei in Wien als Honorär-Konzeptspraktikant eintreten wolle. Die Wahl war schwer. Ich dachte nur mit Schaudern an eine Laufbahn im

Komitatsleben zwischen den Eperieser Spiessbürgern und den Sároser Windbeuteln; mit den Schriftstellern in Pest, oder mit Böhm und Steinbüchel in Wien hätte ich wohl gerne einige Jahre zugebracht, doch widerstrebte es mir, irgend ein noch so kleines Regierungsamt zu einer Zeit, in welcher die Freiheit verfolgt wurde, anzunehmen. Endlich entschloss ich mich die Entscheidung über meine Zukunft dem Schicksale anheimzustellen. Ich begab mich nach Wien, stellte mich dem Kanzler vor und setzte ihm offen auseinander, dass ich dem Vaterlande dienen wolle, dass ich hiezu auch die erforderliche Befähigung besitze, dass ich aber nicht wisse, ob ich meine Laufbahn im Komitatsdienste oder bei den Dikasterien beginnen solle, deshalb bäte ich ihn um seinen Rath und um seine Entscheidung. Reviczky hörte mich sehr freundlich an, sprach mit mir über verschiedene Gegenstände und rieth mir schliesslich, ich solle mich im Sároser Komitate zum Honorär-Vicenotär ernennen lassen, denn wer in Ungarn den Komitatsdienst nicht durchgemacht habe, könne sich in der ungarischen Politik nicht gut zurecht finden. Mein Obergespan, der Vicekanzler Eötvös machte mir Vorwürfe, warum ich mich eher an Reviczky und nicht an ihn gewendet habe, und ernannte mich augenblicklich zum Vicenotär. Als ich hierauf meiner Wohnung zuschritt und beim Café Daum vorüberging, erblickte ich Baron Josef Eötvös, der an einem Fenster sitzend eine Zeitung las. Bisher hatte ich ihn gemieden, denn ich war der Meinung gewesen, dass ich zu einem Magnaten nie in ein näheres und ganz vertrauliches Verhältniss treten könne, weil ihre Erziehung, ihre Gesellschaft, ihre Laufbahn von meiner ganz verschieden sei. Jetzt aber trat ich in das Kaffee-

haus ein und reichte Eötvös die Hand. Er legte die Zeitung sogleich nieder und machte mit mir einen Spaziergang auf dem Glacis; Stunde um Stunde verrann, wir tauschten unsere Ansichten aus und schlossen einen Freundschaftsbund, der uns bis an das Ende seines Lebens verband.

Als ich wieder in Pressburg eintraf, fand ich einen Brief von Heckenast und ein Manuskript vor; Heckenast wünschte meinen Rath, ob er es herausgeben solle. Ich las das Manuskript und war hingerissen; ich schrieb ihm, dass dieses Werk in der ungarischen Literatur Epoche machen werde, er möge es jedenfalls herausgeben. — Dieses Werk war Abafy, der erste Roman Jósika's.

Im April verliess ich Pressburg; meine Lehrlingsjahre waren vollendet.

Im Sároser Komitate und im Auslande.

(1835—1836.)

I.

Zu Hause wartete meiner eine grosse Ueberraschung; mich däuchte, ich sei in einem Feenpalast: Fejérváry hatte das obere Stockwerk meines väterlichen Hauses mit feinem Kunstsinne in ein wahres Museum umgestaltet. An den Fenstern hingen deutsche Glasmalereien aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert, in einem herrlichen Ahornschranke befanden sich seine römischen, griechischen und mittelalterlichen Alterthümer; in einem Gemache, welches früher als Rumpelkammer gedient hatte, liess er Oberlicht anbringen, diesen Raum zierten nun Böhm's Nachahmungen der Parthenon-Reliefs; an der einen Wand standen Bücherschränke, ihnen gegenüber befand sich ein breiter Glasschrank, in welchem er seine etrurischen und grossgriechischen Vasen aufgestellt hatte. Aus diesem Saale gelangte man in mein Arbeits- und Schlafzimmer, in welchem ein Badeapparat angebracht war; eine Hintertreppe bot einen besonderen Zugang zu diesem Zimmer.

Meine Eltern empfingen mich, ihren zum Manne gewordenen Sohn, mit grosser Freude, allein ich konnte, nach dem geräuschvollen Leben am Reichstage, den

kleinstädtischen Verhältnissen in Eperies keinen Geschmack abgewinnen. — Ich fühlte mich gelangweilt, missgestimmt, unzufrieden, besonders weil mir der Umgang mit Frauen fehlte. In dieser Beziehung stimmte ich vollkommen mit Byron überein, der in einem seiner Briefe sagte, dass die Gesellschaft der Frauen auf ihn stets beruhigend wirke, dass sie, selbst wenn er nicht verliebt war, auf ihn einen eigenthümlichen Einfluss ausübe, dass er mit sich und mit der Welt zufriedener sei, wenn er Frauen in seiner Nähe wisse.

Zur Bekämpfung meiner üblen Laune begann ich die ungarische Geschichte zu studiren und Abhandlungen zu schreiben, welche drei Jahre später unter dem Titel: „Beiträge zur Philosophie der ungarischen Geschichte" im „Athenäum" erschienen. Den Volkssagen, Familienüberlieferungen, Teufel- und Hexengeschichten wendete ich ebenfalls meine Aufmerksamkeit zu; ich schrieb Studien über Paul Nagy, Kölcsey und Deák, und begann auch ein grösseres dichterisches Werk, dessen Held Dózsa sein sollte, doch gerieth es an den Schwierigkeiten des Versbaues in's Stocken.

Im Sommer brachte ich einen Monat bei meiner Schwester im Gömörer Komitate zu, wo ich viel heiterer gestimmt war, als sonst. — Hier suchte mich ein Fremder auf, Davey, ein Bekannter meines Oheims aus England. Davey hatte schon, obwohl verhältnissmässig jung, Nordamerika und den Orient bereist; er verstand es seine Erlebnisse und Erfahrungen, welche er in den beiden Hemisphären gemacht hatte, in fesselnder Weise zu schildern. — Natürlich kam auch die Politik zur Sprache. Meine Schwester interessirte sich damals, wie alle Frauen, besonders für die junge Königin von England, welche soeben noch als Mädchen den Thron

bestiegen hatte. — „Was wird die Folge dieser eigenthümlichen Laune des Schicksals sein?“ fragte meine Schwester unter Anderem während eines Gespräches mit unserem Gaste. „Nichts Anderes“, erwiederte der Engländer, „als dass Sie, gnädige Frau, obwohl Sie einen kleinen Fuss haben, diesen nach einem Jahre so sorgfältig verhüllen werden, dass ihn Niemand mehr erblicken wird; unsere Königin hat keinen schönen Fuss, sie wird ihn daher mit einem langen Kleide verdecken; diese Mode wird gleich in der Londoner Gesellschaft allgemein werden, im künftigen Jahre wird man sie hier und auf der ganzen zivilisirten Welt nachahmen, und sie wird so lange dauern, wie das Leben unserer Königin.“

Als ich mich bald darauf mit meinem Oheim nach Pest begab, trat ich zum ersten Male mit Széchenyi in näheren freundschaftlichen Verkehr. Graf Stephan Széchenyi hatte kurz vorher aus einem geringfügigen Anlasse mit dem Baron Ludwig Orczy einen Zweikampf ausgefochten. Ich war über diesen Zweikampf ausserordentlich ungehalten, denn nach meiner Ansicht hätte damals kein schwererer Schlag Ungarn treffen können, als wenn Orczy's Kugel nicht blos den Hut, sondern die Stirne Széchenyi's durchbohrt hätte. Zu dieser Zeit traf ich auch mit Vörösmarty zum ersten Male zusammen. Sowohl er, als auch Bajza klagten voll Unmuthes, dass die Akademie, welche damals noch die „gelehrte Gesellschaft“ hiess, gänzlich verknöchert sei, so dass man nur zuweilen in den Wochensitzungen die Koalition des Klerus und der Magnaten besiegen könne. Es ist wohl überflüssig zu bemerken, dass dies nichts Anderes war, als die gewöhnliche, nie ernst zu nehmende Klage der Minorität gegen die Majorität.

In Wien waren eben damals die Gemmen und Elfenbeinschnitzereien des Grafen Michael Wiczay bei Biedermann verkäuflich. Fejérváry wählte und kaufte die schönsten, ebenso zwei Dyptichen, welche dann zu den werthvollsten und bekanntesten Gegenständen seiner Sammlung gehörten. Abbildungen des Dyptichons mit Aeskulap und Hygieia, sind auch im Handbuche Labarte's erschienen.

Nach der Rückkehr widmete ich mich mit grösserem Eifer meinem Komitatsamte und dem Studium der Komitatsverhältnisse. Der Makoviczaer Bezirk befand sich im Besitze der Nachkommen der Familie Rákóczy; ausser ihnen gab es bei uns keine Grossgrundbesitzer, keine Eigenthümer von Latifundien, wie sie im Alföld und an der Donau vielfach vorkommen. Die Magnatentafel war blos durch die Grafen Szirmay, Dessewffy, Klobusiczky und Haller vertreten, welche die Kongregationen wohl häufig besuchten, jedoch auf die Komitatsangelegenheiten keinen bedeutenden Einfluss üben konnten, da das Sároser Komitat viele sehr alte Familien zählt. Mehrere dieser führen ihren Stammbaum bis auf jene Geschlechter zurück, welche zugleich mit Árpád die Karpathen überschritten. Die Familien Gombos, Usz, Roskoványi, Dobay sind de genere Tekule, die Familien Hedry, Berthóty, Keczer de genere Aba; der Stammvater der Familie Dessewffy kam mit der Königin Gizella, Rutger, der Stammvater der Berzeviczy mit Gertrud von Meran, der Gattin Andreas II. nach Ungarn; unter demselben Könige that sich Komes Botyz, der Ahnherr der Márjássy's hervor; der tapfere Frank, von welchem die Semsey's abstammen, wanderte im XIII. Jahrhunderte aus Meissen ein; ebenso weit vermögen die Familien Szinyey und Ghillányi ihren

Stammbaum zurückzuführen; Raak, der Ahnherr der Familie Szirmay zeichnete sich in der unglücklichen Schlacht am Sajó gegen die Mongolen aus, ebenso Isabor, von dem die Familien Bánó, Kálnásy und Duka abstammen; die Familie Kapy erhielt ihre Donationsurkunde von Sigmund, die Familie Bydeskúty von Mathias; Nekes, der Ahnherr der Familie Fejérváry, fiel bei der Vertheidigung von Belgrad unter Ludwig II.; der Familienname Szulyovszky kommt unter den Anhängern des Königs Johann, der Name Tahy unter den Opfern der Schlacht von Mohács vor, in welcher ein Tahy als Prior von Aurana fiel, ein späteres Mitglied dieser Familie war der Schwager des Helden Nikolaus Zrinyi; der erste Péchy, dessen Name in der Geschichte genannt wird, zeichnete sich bei der Vertheidigung von Szigetvár, der erste Bornemisza bei der Belagerung von Erlau aus.

Jede dieser Familien war auf ihre Abstammung stolz, welcher jedoch der in Folge zahlreicher Erbtheilungen zerstückelte Gutsbesitz nicht immer entsprach.

Dennoch spielten Luxus und Gastereien, Festlichkeiten und Kartenspiel im Komitate eine grosse Rolle; so manche dieser alten Familien ging in materiellen Wirren unter; — ihre Mitglieder, sowie die ärmeren Verwandten der Begüterten trachteten dann bei den Beamtenwahlen, bei den sogenannten Restaurationen, ein wenn auch noch so bescheidenes Aemtchen zu erlangen um doch wenigstens drei Jahre lang, bis zur nächsten Restauration, als Herren gelten zu können.

Es herrschte daher im Sároser Komitate stets ein reges politisches Leben, und stets überwog die regierungstreue Gesinnung; in deren Folge viele Sároser bei der Hofkanzlei, beim Statthaltereirathe, bei der

Hofkammer, bei der kön. Kurie und bei den Distriktualtafeln Aemter und Einfluss erlangten. Die Opposition zählte im Komitatssitzungssaale sehr wenig Mitglieder; an ihrer Spitze standen der mit Kossuth befreundete Ladislaus Ujházy und der Obernotär Thomas Sárossy. Die älteren Herren bedienten sich in den Kongregationen stets der lateinischen Sprache, die Jüngeren ergriffen selten das Wort, da die alte Táblabiró-Schaar sie überschrie.

II.

Dies war die Lage des Komitates als ich als Vicenotär in den Komitatsmagistrat eintrat. Meine Ernennung erfolgte eben zu der Zeit, als man in den Sitzungen sich der ungarischen Sprache zu bedienen und als die liberale Opposition, besonders aber die Jugend, in grösserer Zahl aufzutreten begann, wozu wir von Ladislaus Ujházy angefeuert wurden. Da wir uns in der Minorität befanden, so trachteten wir die Sitzungen durch unsere Reden in die Länge zu ziehen, so dass sie oft bis nach 1 Uhr dauerten wo die älteren Herren sich zum Mittagessen entfernten, was uns bei den Abstimmungen, zum grossen Aerger des Vicegespan Emerich Péchy, dann und wann zum Siege verhalf. Derartigen Ueberraschungen konnte der Vicegespan nur dadurch vorbeugen, dass er die einflussreiche Táblabiró-Schaar durch eine Einladung zum Mittagessen bis zum Schlusse der Sitzung beisammen hielt, da er aber nicht reich war, so war diese nothgedrungene Gastfreundschaft für ihn eine grosse Unannehmlichkeit. An den Kongregationstagen versammelte sich die Opposition zum

Nachtmahle im „schwarzen Adler.“ Bei einer derartigen Gelegenheit wollte auch ich mich hervorthun; ich brachte daher einen schwungvollen Toast auf Baron Nikolaus Wesselényi aus. Am folgenden Tage liess der Vicegespan mich zu sich rufen. Ich war mit diesem Herrn schon früher in Konflikt gerathen, weil ich mich geweigert hatte eine an die Hofkanzlei zu richtende Repräsentation lateinisch zu verfassen, was zu einer grossen Debatte Anlass gab. — Schliesslich wurde damals der vermittelnde Antrag angenommen, dass die Repräsentationen hinfort zweispaltig in lateinischer und ungarischer Sprache geschrieben werden sollten, denn die ausschliessliche Benützung der ungarischen Sprache galt zu jener Zeit in den nordungarischen Komitaten für ein Merkmal der Opposition. — Als ich dem Rufe des Vicegespans Folge leistete, empfing er mich mit heftigen Vorwürfen, dass ich es gewagt habe, in einem öffentlichen Lokale für einen Hochverräther das Glas zu erheben. Ich bestritt hierauf höflich, jedoch ernst, die Befugniss des Vicegespans, mich wegen meines Thun und Lassens ausserhalb meines amtlichen Wirkungskreises zur Rede zu stellen. Péchy fand diese Entgegnung anstössig und beklagte sich später, dass die Jugend ganz verdorben sei, dass sie keine Autorität mehr anerkenne und dass dies früher oder später zur Revolution führen müsse, denn die einzige sichere Grundlage des Staates bestehe in der Achtung der Autorität.

Im Sároser Komitate besassen seit lange zwei Familien grösseres Ansehen und grösseren Einfluss. Die Familie Szinyey zählte wohl wenige Mitglieder, doch war sie wohlhabend; die Familie Péchy dagegen war sehr ausgebreitet, sie hatte nebst ihrer Verwandt-

schaft und Schwägerschaft beinahe die Hälfte der Komitatsämter inne. Diese zwei Familien standen einander oft als Gegner gegenüber, während die ebenfalls einflussreiche Familie Berzeviczy sich bald mit der einen, bald mit der anderen verbündete. Endlich bildeten auch die protestantischen Familien eine wohl kleine, allein in Folge ihres fest geschlossenen Auftretens bei den Wahlen nicht unwichtige Partei. Diese Familien waren in den Reihen des Adels die wahren Vertreter des ungarischen Elementes, in ihren Häusern herrschte die ungarische Sprache, sie gehörten ohne Ausnahme zur Opposition; dies war seit Rákóczy's Zeiten ihre traditionelle Politik. — Die Familie Péchy war ultrakonservativ, die Familie Szinyey gemässigt liberal. Als die Restauration herannahte, wollte Hieronymus Berzeviczy, ein allgemein geachteter alter Táblabiró, der schon einmal als Obernotär und Vertreter des Vicegespans fungirt hatte, mit Benützung der soeben geschilderten Verhältnisse den Versuch machen, Emerich Péchy aus dem Vicegespansamte zu verdrängen.

Die Kortes-Agitation nahm grosse Dimensionen an, wenn auch nicht in derselben Form wie in anderen Komitaten. In Sáros ist die Anzahl der verbauerten Adeligen, der sogenannten Bundschuh-Edelleute, eine sehr geringe, dagegen waren unter den ungefähr 1000 Stimmen das Votum der katholischen und ruthenischen Geistlichkeit von grosser Bedeutung; die protestantische Geistlichkeit war nicht stimmberechtigt. — Wählerversammlungen und öffentliche Wahlreden waren hier nicht üblich, auf Prinzipien berief man sich vergebens; Intriguen, geschickte Köderung der Familieninteressen, Neid und das Zusagen von Aemtern spielten die Hauptrolle.

Mir missfiel dieses Treiben, noch mehr aber, dass wir nach unserer Berechnung der Majorität für Berzeviczy sicher waren und dass im letzten Momente viele Stimmen, die uns zugesagt waren, sich gegen uns kehrten, so dass wir in der Minorität blieben.

Ich wohnte auch der Restauration im Zipser Komitate bei, wo ebenfalls die hyperkonservative Regierungspartei siegte. Leider bewährte es sich auch hier, dass die Opposition in den Komitaten, in welchen der Adel intelligent, aber arm ist und um leben zu können ein Amt zu erlangen trachten muss, nicht siegen könne.

Diese Erfahrungen berührten mein Gemüth äusserst unangenehm und entfremdeten mich dem Komitatsleben. Ich fühlte, dass für mich das Leben in einer grossen Stadt und der Verkehr mit ausgezeichneten Männern nothwendig sei, wenn ich nicht in den Kleinlichkeiten des alltäglichen Lebens zu Grunde gehen sollte. Auch trafen aus Pressburg schlimme Nachrichten ein. Der gegen Wesselényi eingeleitete Hochverrathsprozess wurde nicht niedergeschlagen und als die oppositionellen Komitate ihren Deputirten die Instruktion ertheilten, diesen Fall als Gravamen zu behandeln, erklärte der Barser Deputirte Johann Balogh in seiner gewohnten provozirenden Weise in einer Sitzung des Reichstages, dass er dem Inhalte der inkriminirten Rede beipflichte, man möge sie so betrachten, als ob er sie gehalten hätte. Die Regierung versuchte hierauf im Barser Komitate durch Bestechungen und Einschüchterungen die Abberufung Balogh's durchzusetzen. Dies gelang wohl nicht, doch wusste Jedermann, dass der kön. Fiskal auch gegen Balogh die Anklage erhoben habe. Die Reaktion griff immer weiter und im ganzen Lande herrschte eine gedrückte Stimmung.

In Eperies waren die gesellschaftlichen Kreise konservativ gesinnt; sie billigten daher das energische Einschreiten der Regierung; die Mitglieder der Opposition wohnten auf dem Lande und kamen nur zu den Kongregationen in die Stadt. Ich fühlte mich vereinsamt und es gereichte mir daher zu grosser Freude, als August Tréfort, mit dem ich auf einem meiner Ausflüge nach Wien auf einem Dampfschiffe bekannt geworden und später während der Weinlese in Mád wieder zusammengetroffen war, nach Eperies kam, in unserer Nachbarschaft eine Wohnung miethete und als Jurat an der Distriktualtafel praktizirte. Da wir auf einander angewiesen waren, schlossen wir bald Freundschaft. Wir lasen mit einander Thomas Moore's Gedichte, denn ich begann damals die englische Sprache mit grossem Fleisse zu studiren, weil Fejérváry ernstliche Vorbereitungen zu einer grösseren Reise traf. — Wir sollten nämlich nach Deutschland, England und Frankreich, möglicher Weise nach Portugal reisen, wo Prinz Koburg, der zu meinen Wiener Bekannten gehörte und etwas jünger war als ich, der Gemahl der Königin geworden war. Mein Oheim hatte ursprünglich eine Reise nach Konstantinopel und Griechenland in's Auge gefasst, doch brachten ihn die grossen Beschwerlichkeiten, mit denen das Reisen im Oriente damals noch verbunden war, zu meinem Bedauern von seinem Plane ab. Wir sollten nun nach dem Westen reisen, wo ich seiner Ansicht nach mehr Erfahrungen sammeln und mehr lernen konnte.

III.

In der zweiten Hälfte des April reisten wir von Eperies ab. In Wien erlangte mein Oheim als Pächter der Opalbergwerke vom Ministerium des Aeusseren binnen einigen Tagen sowohl für sich, als auch für mich die erforderlichen Reisepässe, welche sonst nicht eben leicht ertheilt wurden. Als Alles geordnet war, begaben wir uns zum Vicekanzler Baron Ignaz Eötvös, unseren Obergespan, um ihm einen Abschiedsbesuch zu machen. Seine Excellenz war sehr erstaunt, als er mich erblickte, und als er hörte, dass wir eine grössere Reise antreten wollten, meinte er unter Anderem, dass wir hinsichtlich des Reisepasses auf Schwierigkeiten stossen dürften; als wir aber antworteten, dass wir schon damit versehen seien, bat er meinen Oheim mit bewegter Stimme, augenblicklich, oder doch in der nächsten Nacht abzureisen.

Wir fanden für dieses eigenthümliche Benehmen keine Erklärung, da aber unsere Abreise ohnehin für den Abend (es war der Abend des ersten Mai) bestimmt war, so fuhren wir zur festgesetzten Zeit mit dem Eilwagen ab.

In Prag, Dresden und Berlin studirte ich die Bildergallerien und Kunstdenkmäler. — In der letztgenannten Stadt suchte ich die zwei gelehrten Archäologen Gerhard und Panofka, die Hauptstützen des römischen archäologischen Institutes, auf, welche sich besonders mit den in jüngster Zeit in den etrurischen Nekropolen ausgegrabenen Vasen beschäftigten und die alten griechischen Namen der verschiedenen Formen dieser Vasen feststellten. Ich besuchte auch den genialen

Architekten Schinkel; mit Raumer, dem Historiographen der Hohenstaufen, wurde ich bei Waagen bekannt, dessen kunstgeschichtliche Werke ich schon gelesen hatte und der nun in freundlicher Weise für mich ein Verzeichniss derjenigen namhaften Bildergallerien zusammenstellte, welche sich in England auf den Landsitzen des Adels befinden. Von Hamburg brachte uns ein Dampfschiff nach London. Wir betrachteten mit Staunen die riesige Weltstadt und studirten ihre Wunder, ihre Kunstschätze, allein mit der englischen Gesellschaft traten wir kaum in Verkehr, denn da Fejérváry der englischen Sprache nicht mächtig war, so hatte er sich mit keinen anderen, als an deutsche Bankhäuser gerichteten Empfehlungsbriefen versehen. Ich besass jedoch ein Empfehlungsschreiben von Waagen an den bekannten Buchhändler Murray, den Freund Sir Walter Scott's, Lord Byron's, Thomas Moore's und vieler anderer berühmten englischen Schriftsteller. Wir wurden von ihm freundlich empfangen und zum Frühstück geladen. Er zeigte mir unter Anderem jenes Originalportrait Byron's, welches dieser ihm geschenkt hatte und welches durch den Kupferstich vervielfältigt in ganz Europa bekannt ist. In einem Winkel stand eine Marmorbüste; als ich fragte, wen sie darstelle, antwortete Murray: „Es ist die Büste des armen Fulton, der sich zwei Jahre lang, 1808 und 1809, hier aufhielt. Wir glaubten Alle, dass er nicht bei vollen Sinnen sei, denn er sprach fortwährend von seiner Erfindung, die Schiffe mit Benützung des Dampfes selbst stromaufwärts und gegen den Wind zu bewegen. Er verwandte sein ganzes Vermögen auf die Durchführung seines Planes, verlor bei den wiederholten Versuchen sein Geld, Niemand unterstützte ihn, später aber brachte

er seine grosse Erfindung doch zur Geltung, nur waren ihre Früchte nicht ihm beschieden. Jetzt sehen wir auf allen Gewässern Dampfschiffe, der Handel hat ihnen einen ungeheuren Aufschwung zu verdanken, allein der Erfinder der Dampfschiffe starb in tiefster Armuth und hinterliess seiner Familie kein anderes Erbe, als seinen berühmten Namen."

Wir befanden uns noch in London, als eines Morgens die „Times" eine Nachricht brachte, die mich ausserordentlich überraschte und aufregte, dass nämlich sogleich nach dem Schlusse des ungarischen Reichstages mehrere Verhaftungen in Ungarn vorgenommen worden seien. Am folgenden Tage fand ich in einem deutschen Blatte auch den Namen Lovassy unter den Verhafteten. Diese Nachricht erfüllte mich mit Bestürzung, denn wenn dies mit Lovassy geschehen konnte, so war vermuthlich auch gegen mich ein Haftbefehl erlassen worden. Nun war die Befangenheit des Vicekanzlers Eötvös und seine Mahnung, von Wien so bald als möglich abzureisen, aufgeklärt.

Mein Oheim sah mit seinem praktischen Sinne sofort ein, dass wir das Vorübergehen des Sturmes abwarten und einige Zeit im Auslande bleiben müssten. Er kannte die damaligen Staatsmänner in Wien ganz gut; er wusste, dass sie in Allem, auch im Verfolgen, bald lässig werden; den Verhafteten werde es schlecht ergehen, wer aber dem ersten Sturme entgangen sei, den würden sie bald vergessen, denn das zähe, langwierige Nachsetzen sei nicht nach ihrem Geschmacke.

Später erfuhren wir, dass ausser den zwei Brüdern Lovassy, Tormásy und Lapsánszky noch mehrere junge Männer verhaftet werden sollten. Ich befand mich jedoch im Auslande und Pázmándy sass zu seinem

Glücke in jener Nacht, in welcher man ihn in seiner Wohnung suchte, in einem anderen Lokale am Spieltische. Als er des Morgens bei seiner Heimkunft erfuhr, dass man ihn verhaften wolle, eilte er sofort nach Ofen, wo er den Palatin bat, ihn in Schutz zu nehmen. Dieser sagte dem jungen Pázmándy aus Rücksicht auf dessen betagten Vater, den allgemein hochgeachteten Deputirten des Komorner Komitates, seinen Schutz zu und setzte in Wien nicht nur die Zurückziehung des Haftbefehles gegen Pázmándy, sondern überhaupt die Einstellung aller weiterer Verhaftungen durch.

In unserem Londoner Hotel wurden wir mit dem bairischen Major Heilbronner, einem geistreichen, welterfahrenen Manne bekannt; mit ihm vereint entwarfen wir den Plan zur Bereisung England's, Schottland's und Irland's.

In den dreissiger Jahren war England für die Reisenden vom Kontinente eigentlich noch eine terra incognita. Es kamen wohl viele Fremde nach London, allein das Innere des Landes besuchten sie nicht, weil man dort ohne Kenntniss der englischen Sprache nicht fortkommen konnte. Die Verkehrsmittel waren sehr theuer und viele abseits liegende Schlösser konnte man nur mit Benützung der Post erreichen. Als aber die geistreichen Briefe des Fürsten Pückler-Muskau über England in der deutschen Literatur grosses Aufsehen erregten, wendete sich die öffentliche Aufmerksamkeit dem Inselreiche zu. Raumer's Briefe wurden ebenfalls von Vielen gelesen. In Folge dessen erhielt das Innere England's und das durch die Romane Sir Walter Scott's bekannt gewordene schottische Hochland in den Augen der Fremden den Reiz der Mode. Man konnte hier Vieles sehen und lernen, wovon man nicht nur bei

uns, sondern auch bei den Deutschen kaum etwas wusste. — Heilbronner benützte diesen Umstand; er verstand es, das Angenehme mit dem Nützlichen zu vereinen und schrieb für die Beilage der „Allgemeinen Zeitung", welche überall, wo man deutsch sprach, stark verbreitet war, Beschreibungen seiner Reiseerlebnisse. Er las uns diese Artikel stets mit grosser Selbstgefälligkeit vor. Bei einer solchen Gelegenheit lächelte Fejérváry und indem er auf mich zeigte, sagte er : „Herr Major, solche Artikel, ja vielleicht auch bessere, vermag auch dieser Knabe zu schreiben." Heilbronner fühlte sich dadurch verletzt; dennoch forderte er mich auf, ihm mein Tagebuch vorzulesen und da ich es in ungarischer Sprache geführt hatte, lag er mir so lange in den Ohren, bis ich in Oxford einen deutschen Artikel schrieb. Er fand daran so grossen Gefallen, dass er lebhaft in mich drang, ich solle hinfort mein Tagebuch deutsch führen und es nach unserer Heimkehr herausgeben, er werde mich zu diesem Zwecke mit der „Allgemeinen Zeitung" in Verbindung bringen.

Vom Mai bis Ende Oktober gibt es in Europa kein angenehmeres Land als England. Der Golfstrom, vom mexikanischen Meerbusen ausgehend, bespült die britischen Küsten und macht das Klima gemässigt, lau und feucht; wohl reift hier die Traube nicht, dagegen vermag der Winter den Feigenbaum nicht zu tödten. Ueppig gedeihen in den südlichen Grafschaften die Myrthe und das Rhododendron im Freien; die Zedern, diese schönste Gattung der Nadelhölzer, erreichen eine riesige Grösse; selbst an fünfhundertjährigen Eichen bemerkt man in den Kronen noch keine verdorrten Aeste, die Wiesen sind Sommer und Winter gleichmässig grün, das Gras erfriert nicht und verdorrt nicht,

die herrlichen Rinder können die Weiden, die nur selten und nur für kurze Zeit mit Schnee bedeckt werden, während des ganzen Jahres benützen; der Winter unterbricht die Feldarbeiten nicht.

Die ausgezeichnet gut erhaltenen Strassen, wie man sie auf dem Kontinente nirgends findet, die lebenden Zäune, welche jeden Acker umgeben, und die zahllosen Bäume, welche man überall pflanzt, lassen das Land wie einen sorgfältig gepflegten Park erscheinen, welcher durch prächtige Herrensitze, die selbst mit fürstlichen Schlössern wetteifern können, geziert wird. Von Epheu umrankte grossartige Schloss- und Klosterruinen erhöhen das Interesse; — in den netten, reinen Städten mit Bischofssitzen zeugen riesige, theils im romanischen theils im Spitzbogen-Style aufgeführte Kathedralen vom alten Reichthum des Landes, während andererseits die zahllosen räucherigen Fabrikstädte mit ihren unausgesetzt thätigen Dampfmaschinen und Hochöfen, dann die mit ganzen Flotten angefüllten Häfen jede Vorstellung der Bewohner des Kontinentes übertreffen. Als wir England bereisten, gab es dort erst eine einzige Eisenbahn: von Manchester nach Liverpool. Die Mittelklasse benützte bei ihren Reisen die Stage-coaches, grosse Wagen, auf deren Dache zwölf Sitze angebracht waren; die Aussicht von diesen Sitzen war durch Nichts beeinträchtigt. Das Innere des Wagens wurde nur von Frauen, Kindern und Kranken benützt. Vier prächtige Pferde, welche immer im Galopp gingen, waren dem Wagen vorgespannt; nach jeder Stunde wurden sie gewechselt. Die Engländer waren auf dieses Unternehmen, welches im Auslande seines Gleichen nicht hatte, sehr stolz.

In dieser Weise reisten wir durch das Land. Wir

besuchten Oxford, dessen College's der Stadt ein alterthümliches Aussehen verleihen und wo an den Ufern des Isis prachtvolle Parks für die Universitätsstudenten sich hinziehen; wir gingen dann nach Birmingham, Manchester und Liverpool, bereisten die Thäler von Wales, fuhren zu den hochgelegenen Seen von Cumberland, schifften nach Dublin, der Hauptstadt des lärmenden, schmutzigen und verwahrlosten Irland hinüber und fuhren durch den Basaltdistrikt des Giants causeway nach Londonderry. Zu Schiff setzten wir nach Glasgow über; von dort aus begaben wir uns in das schottische Hochland, zu den Wundern der Inseln Staffa und Jona, dann mit Benützung des kaledonischen Kanales nach Inverness, und kehrten über Edinburg und Newcastle, Yorkshire durchkreuzend nach London zurück.

Ausser den schönen Gegenden und herrlichen Parks interessirten mich besonders die Schlösser der Aristokratie, in denen eine Menge von Kunstschätzen aufgehäuft ist und die wir hauptsächlich aufsuchten. Hier gelangte ich zu der Ueberzeugung, dass die Kunst des Lebens von Niemand auf der Welt so meisterhaft geübt wird, wie von den englischen Grossgrundbesitzern. Die englische Nation machte auf mich den Eindruck, dass sie sich im kräftigsten Mannesalter befindet, dass sie ernstlich und unermüdet arbeitet, dass sie prosaisch jede Frage von der praktischesten Seite anpackt, dass sie aber auch das Verständniss und den Willen besitzt, zu geniessen.

Die Reise durch England förderte meine Reife. — Den wiederholten Aufforderungen des Majors Heilbronner Folge leistend, begann ich meine Notizen zu abgerundeten Artikeln auszuarbeiten, um daraus ein Buch in deutscher Sprache zusammen zu stellen.

IV.

Von England begaben wir uns nach Holland. Bei der Ankunft in Rotterdam merkt man sogleich, dass man sich wieder auf dem Kontinente befindet. Wir mussten wieder unsere Reisepässe hervorsuchen und sie von der Polizei visiren lassen, was wir uns im freien England schon ganz abgewöhnt hatten. Holland schien mir der direkte Gegensatz von England zu sein; hier gab es keine Fabriken, die Viehzucht überwog den Ackerbau, es standen uns nicht mehr die angenehmen Sitze auf dem Dache der stage-coach zur Verfügung, wir mussten uns der unbequemen Diligence oder der langsam sich vorwärtsbewegenden, von Pferden gezogenen Treckschuiten bedienen, immer auf stillem Kanalwasser, immer zwischen grünen Wiesen, auf welchen feistes Rindvieh weidete.

Holland ist in Folge des dort üblichen ununterbrochenen Reinigens und Scheuerns das reinlichste Land der Welt, in welchem nur die Menschen schmutzig sind. In Leyden, Haag und Amsterdam studirte ich die protestantische Kunst, welche den Idealismus verwerfend, sich dem Portrait und dem Volksleben zuwandte, die Meisterwerke des Franz Hals, Van der Helst, Mireveldt und Rembrand, des Grössten unter den Grossen.

Heilbronner, der noch den skandinavischen Norden besuchen wollte, trennte sich hier von uns, vorher aber hatte er von Kolb, dem Redakteur der „Allgemeinen Zeitung“ die Zusage erwirkt, dass meine Artikel in dem Weltblatte Aufnahme finden sollten.

Wir schlugen eine andere Richtung ein und begaben uns nach Köln, wo wir zu meiner grossen Freude mit Steinbüchel zusammentrafen. Es ist selbstverständlich, dass der Kölner Dom, so weit er ausgebaut war, mich zur Bewunderung hinriss. Als ich darüber Betrachtungen anstellte, welchen Eindruck der Dom machen müsste, wenn er vollständig ausgebaut wäre, machte Steinbüchel die Bemerkung, dass es nicht schwierig sei, sich davon einen Begriff zu verschaffen, denn in Xanten sei die Kirche nach demselben Plane wie der Kölner Dom, nur in verjüngtem Massstabe gebaut worden; diese Kirche existire noch und habe keine Restauration erlitten. Dies weckte mein Interesse und als Fejérváry erfuhr, dass Xanten an der Stelle der ehemaligen römischen Vetera Castra stehe und dass der städtische Obernotär, der alte Houben, viele Nachgrabungen angestellt und eine beträchtliche Sammlung römischer Alterthümer zusammengebracht habe, machten wir einen Abstecher dorthin.

Unterwegs machte mich Steinbüchel auf den Unterschied zwischen den römischen, griechischen und phönizischen Kolonien aufmerksam. Ausser der italienischen Halbinsel entwickelten sich alle römischen Städte aus militärischen Lagern; alle waren auf strategisch wichtigen Punkten erbaut, ihre erste Bevölkerung bestand aus ausgedienten Soldaten und den Familien derselben, und ihr soldatischer Typus verschwand nur dann, wenn sie in Folge des wachsenden Umfanges des römischen Reiches aufhörten Grenzfestungen zu sein und wenn andererseits die Bewohner der Umgegend sich nach und nach latinisirt hatten. Dagegen siedelten sich alle griechischen Kolonien am Meeresstrand oder in der Nähe desselben an, ihre Bevölkerung bestand aus einem

Theile der Einwohner der Mutterstadt und gründete sogleich einen selbstständigen Staat, welcher nur durch die Bande der Religion und Pietät mit der alten Heimath in Verbindung blieb. Die phönizischen Kolonien waren Handelsniederlassungen, mit einer militärischen Besatzung, welche grösstentheils aus fremden Söldlingen bestand und nach und nach die in der Umgebung wohnenden Barbaren unterjochte und der Herrschaft der handeltreibenden Stadt unterwarf. In der neuen Zeit haben die Spanier und Franzosen das römische, die Engländer das griechische, die Holländer das phönizische Kolonisationssystem zur Anwendung gebracht.

In Xanten fanden wir nicht nur eine gothische Kirche, sondern auch ein so langweiliges, so beschränktes Spiessbürgerthum, wie ich es bisher noch nirgends kennen gelernt hatte.

Nach der Rückkehr von Xanten las ich Steinbüchel aus meinen Reiseschilderungen ein Kapitel vor, welches von den Schätzen des British Museums handelte und in welchem ich die damals noch neue Idee entwickelte, dass dieses Institut sich dem idealen Standpunkte einer Sammlung, welche die Kunst der gesammten Menschheit und die Entwicklung jeder einzelnen Nation zur Anschauung bringen sollte, am meisten nähere; — vervollständigt würde eine solche Sammlung die Geschichte der Menschheit am besten abspiegeln und erklären. Steinbüchel fand an dieser Idee Gefallen, doch machte er mich dabei auf die eigenthümlichen Strömungen aufmerksam, welche bei allen zivilisirten Nationen zu gleicher Zeit die Kunst zur Blüthe brachten, oder die Ursachen ihres Verfalles waren. Während der Glanzperiode des Spitzbogenstyles in Frankreich und Deutschland, glänzten in Italien

Giotto und Nicola Pisano; im XV. Jahrhundert brachen Van Eyk in Holland, Masaccio in Florenz der Malerei neue Bahnen; Rafael, Tizian und Michel Angelo waren Zeitgenossen Dürer's und Holbein's; Benvenuto Cellini wirkte gleichzeitig mit dem Deutschen Jamnitzer und dem Spanier d'Arphé; Rubens, Van Dyk und Rembrand mit den späteren Bolognesen, mit Caravaggio und Murillo. — Derartige Bemerkungen erweiterten meinen Gesichtskreis und veranlassten mich, die Ereignisse nicht vereinzelt, sondern im Zusammenhange mit der Weltgeschichte zu studiren.

Steinbüchel machte mich auch auf die hauptsächlichste Quelle, welcher Köln seinen Reichthum zu verdanken hatte, aufmerksam. Die Stadt war von den Römern als Schlüssel der unteren Rheingegend bis an das Meer gegründet worden; sie war in strategischer und kommerzieller Hinsicht stets ein wichtiger Punkt, im Mittelalter aber besass sie auch in religiöser Beziehung den grössten Einfluss auf die ganze Rheingegend. Diesen Einfluss hatte sie hauptsächlich den Reliquien zu verdanken, welche in ihrem Dom aufbewahrt wurden und deren Ruf sich nach allen Weltgegenden verbreitet hatte. — Die Erwerbung dieser Reliquien charakterisirt die Anschauungen des Mittelalters in interessanter Weise. Als Friedrich Barbarossa Mailand erobert und geplündert hatte, vertheilte er die reiche Beute an seine getreuen Anhänger. Er gestattete seinem Kanzler, dem Erzbischof von Köln, seinen Antheil an der Beute zuerst zu wählen; dieser erbat sich nicht Gold und Geschmeide, sondern die Schädel der heiligen drei Könige. Die Ritter bewunderten die Bescheidenheit des Erzbischofs; sie ahnten nicht, dass diese Wahl auf Jahrhunderte hinaus eine Quelle des

Reichthums für Köln und für seine Erzbischöfe sein werde. Die Reliquien wurden in der Hauptkirche von Köln ausgestellt, wohin dann jährlich viele Tausende von Pilgern wallfahrteten; sie bereicherten die Stadt und den Erzbischof, und der durch die Pilger hervorgerufene grosse Handelsverkehr machte es in kurzer Zeit möglich, den Bau des grossen Domes zu beginnen. — Die Reformation führte das Versiegen dieser Quelle herbei, so dass der Bau des Domes in's Stocken gerieth; erst in unserer Zeit begann das Kunstgefühl ihn fortzusetzen und nun geht der Dom als architektonisches Kunstwerk seiner Vollendung entgegen.

Von Köln fuhren wir mit dem Dampfschiffe auf dem Rheine stromaufwärts nach Koblenz und Mainz. — In Bonn kam eine Schaar fröhlicher Studenten an Bord, die während der Stunde, welche sie auf dem Schiffe zubrachten, mit mir unter höchst lebhafter Konversation Freundschaft schlossen und den neuen Bund durch das Ausstechen einiger Flaschen Weines besiegelten. Nachdem sie das Schiff verlassen hatten, knüpfte ein alter Engländer mit mir ein Gespräch an. Er wünschte mich einigen englischen Damen vorzustellen, die während der Fahrt Bulwer's „Pilger am Rheine“ lasen, und in der Meinung, dass ich ein deutscher Student sei, von mir die Sagen über die Burgruinen des Rheinthales hören wollten. — Da ich bemerkt hatte, dass die eine der jungen Engländerinnen von ausgezeichneter Schönheit sei, sträubte ich mich gegen die mir zugemuthete Rolle keineswegs und improvisirte in heiterster Laune zu ihrer grossen Befriedigung die abenteuerlichsten Sagen. Wenn ich schwieg, erzählte der alte Engländer in recht interessanter Weise seine Erlebnisse; er war Marinearzt

[illegible] hatte der Schlacht von Trafalgar beigewohnt und befand sich in der Nähe Nelson's, als dieser berühmte Admiral fiel.

In dieser angenehmen Gesellschaft erreichten wir Mainz, wo Fejérváry einen alten Freund, den General Piret, aufsuchte.

Von Mainz aus besuchten wir auch Wiesbaden, wo die berühmte Spielbank zu jener Zeit noch bestand. Ich versuchte an ihr mein Glück, doch verlor ich 200 Francs und damit den Geschmack am Hazardspiele. Die Neigung zum Glücksspiele war wohl bei mir nie gross, allein ich wollte hier doch einmal die Aufregung des Spieles kennen lernen und fand, dass ich dafür nicht empfänglich war.

Nach vier Tagen fuhren wir wieder den Rhein stromabwärts, allein die schöne englische Miss befand sich nicht auf dem Schiffe und die Gegend erschien mir nun bei Weitem nicht so romantisch, wie während der Bergfahrt. — Wir kamen nun nach Belgien, nach Brüssel, Lüttich und Antwerpen, wo ich Rubens schätzen lernte, dessen Gemälde ich bis dahin nicht verstehen konnte. Ich begann zu ahnen, dass auch der Jesuitenorden und die Gegenreformation grosse Männer bilden konnte, und dass Ideen dieses Zeitalters nicht unfruchtbar blieben, sondern im Stande waren klassische Werke, die Gemälde eines Rubens, eines Van Dyk, eines Murillo zu erzeugen.

Endlich erreichten wir auch Paris, den Brennpunkt des französischen Lebens. Fejérváry hatte hier viele Bekannte: Gelehrte, Kunsthändler und Sammler. Ich war vom Morgen bis Abend beschäftigt; Vormittags studirte ich die Pariser Sammlungen, Nachmittags machten wir Besuche und Abends begaben wir uns in

im Theater. Leider erkrankte mein Oheim, und ich musste beinahe zwei Wochen an seinem Krankenlager zubringen, was mir Gelegenheit bot, meine auf England bezüglichen Aufzeichnungen in Ordnung zu bringen; sie gaben einen schwachen Band.

Unter den Männern, mit denen ich in Paris bekannt wurde, flössten mir der ausserordentlich gewandte Jules Janin, an den mir Fürst Friedrich Schwarzenberg ein Empfehlungsschreiben gegeben hatte, und Nodier, der gelehrte Bibliothekar des Arsenals, dessen hübsche Romane damals noch nicht der Vergessenheit anheim gefallen waren, das grösste Interesse ein. Bei Nodier traf ich auch Alexander Dumas, mit dem das Schicksal mich später wiederholt zusammenführte. Er verstand in bezaubernder Weise zu plaudern; diese Eigenschaft und seine ausserordentliche Gutherzigkeit gewannen ihm die Freundschaft selbst Derer, die sonst seine geistreichen Gascognaden lächerlich zu machen pflegten. Viele angenehme Stunden verlebte ich bei Revil, einem kunstverständigen glücklichen Sammler, der früher ein reicher Tuchhändler war, nun aber sich in die Ruhe des Privatlebens zurückgezogen hatte. Zu jener Zeit hatte er seine ehemals berühmte Sammlung von Handzeichnungen bereits verkauft und begann soeben auch seiner herrlichen Sammlung von Bronzen überdrüssig zu werden, weil er sich neuestens dem Sammeln seltener griechischer Münzen zugewandt hatte. Er besass in der That einige Stücke, welche in den übrigen Pariser Münzensammlungen fehlten. Fejérváry bewog Revil, ihm eine prächtige Statuette, einen Herakles in sitzender Stellung, zu verkaufen. Die Perle seiner Antiken war jedoch die Silberstatuette eines Heros aus der glänzendsten Periode der griechischen

Kunst. Ich trug nach diesem Kunstwerke ausserordentliches Verlangen, Fejérváry billigte meine Wahl und ich bat deshalb Revil, er möge mir dieses herrliche Kunstwerk überlassen, damit es der Grundstein meiner künftigen Kunstsammlung werde; zugleich bot ich ihm dafür 1000 Francs. Revil lächelte und bemerkte, es habe noch Niemand den Werth der kleinen Statuette so hoch geschätzt, er habe sie einst um 400 Francs gekauft. Der Handel wurde geschlossen. Revil bereute es später; er wollte die Statuette zurückkaufen, allein ich gab sie nicht mehr aus den Händen und noch jetzt, nach vierzig Jahren, betrachte ich sie immer mit Entzücken.

Ich wurde übrigens auch von den französischen Archäologen und Sammlern Graf Clarac, De Witte, Durand, Graf Pourtales, Graf Bastard und Duchesne, dem Kustos des Kupferstichmuseums, in höchst zuvorkommender Weise empfangen; sie fanden Interesse daran, mir ihre Erfahrungen und Ansichten mitzutheilen.

Wir verweilten in Paris sechs Wochen lang; sie waren für mich in jeder Beziehung ebenso belehrend, als genussreich. Aus meinem Verkehr mit den französischen Gelehrten schöpfte ich die Erfahrung, dass sie Alles, was sie wissen, in ihren Werken veröffentlichen, so dass man selbst bei näherer Bekanntschaft von ihnen kaum etwas Neues lernen kann. Man hört von ihnen nur Dasselbe, was man auch in ihren Büchern lesen kann, wogegen die deutschen Gelehrten nicht ihr ganzes geistiges Kapital dem grossen Publikum überlassen, sondern einen Theil desselben stets für sich behalten. Dabei sind die Franzosen so freundlich, so gefällig und dienstfertig, dass sie jeden Ausländer

bezaubern, während die Deutschen sich meistens in ihre wissenschaftliche Würde hüllen und schwerer zugänglich sind. — Ferner besitzen die Franzosen eine ausserordentliche Assimilationsgabe; sie fassen einen von dem ihrigen abweichenden Ideengang leicht auf und eignen sich die fremde Auffassung an, während die Deutschen sich mit den Gefühlen und Ideen einer fremden Nation viel schwerer befreunden. Als ich vor einer ausgezeichneten französischen Dame, mit welcher ich später bekannt wurde, mein Erstaunen über die Unwissenheit der Franzosen in Allem, was nicht französisch ist, aussprach, gab sie den soeben erörterten Ansichten in epigrammatischer Form Ausdruck. Sie sagte nämlich: „Wundern Sie sich nicht; die Franzosen wissen nichts, allein sie verstehen Alles; die Deutschen dagegen wissen Alles, aber eben deshalb verstehen sie nichts.“

Auch mit unserem alten englischen Freunde Millingen trafen wir hier zusammen. Seine Gattin war, als sie noch jung war, zur katholischen Kirche übergetreten, wodurch Millingen als strenggläubiger Anglikaner sich so tief verletzt fühlte, dass er sich von ihr trennte, während sein Sohn es vorzog bei der Mutter zu bleiben. Der junge Millingen war ein ausgezeichneter Arzt. Er ging als Philhellene nach Griechenland, wo er Lord Byron, den grossen Dichter, während seiner letzten Krankheit pflegte. Nach Byron's Tod flösste ihm der Mangel an Aufrichtigkeit bei den Neugriechen — es erging ihm in dieser Beziehung ebenso wie Urquhart — so grossen Abscheu ein, dass er sich nach Konstantinopel begab und Leibarzt des Sultans wurde, welcher ebenfalls unter seiner Behandlung starb. Er heirathete eine Byzantinerin, mit der er jedoch nicht

im glücklichen Einvernehmen leben konnte, weshalb er seinen kleinen Sohn nach England schicken wollte, damit er dort vom Grossvater erzogen werde. Die Grossmutter entführte den Knaben während der Reise und brachte ihn nach Rom, wo sie ihn den Jesuiten anvertraute. Vergebens wandte sich der alte Millingen an die Regierung und an das Parlament von England, vergebens verlangte er, dass der Knabe seiner Familie zurückgegeben werde. Dieser Fall rief in England, ebenso wie später die Mortara-Affaire, grosse Aufregung hervor, doch vermochten weder die Regierung, noch das Parlament zu helfen; der alte Millingen konnte nicht einmal so viel erwirken, dass man ihm gestattet hätte, sein einziges Enkelkind zu besuchen. Die Gattin des jüngeren Millingen trat später zum Islam über und wurde die Frau des Muhamed Küprisli, mit dem ich im Jahre 1849 in London oft zusammenkam.

V.

Als der Winter nahte, wandten wir uns der Heimath zu. In Stuttgart besuchten wir den damals berühmten Kritiker Menzel, den Redakteur des Literatur-Blattes, das den Ruf eines Schriftstellers zu begründen vermochte. Menzel's Ansehen war zu jener Zeit schon einigermassen erschüttert; er hatte sich mit seinem früheren Mitarbeiter Gutzkow überworfen und als heftiger Gegner der Franzosen führte er gegen Heine und Börne und gegen die französisch-deutsche Manier derselben eine scharfe Polemik. Fejérváry ersuchte ihn, mein Manuskript durchzusehen und uns zu sagen, ob es den Druck verdiene. Menzel übernahm es von mir mit

einem mitleidigen Blicke, als thäte es ihm leid, dass er aus Höflichkeit gegen Fremde einige Stunden einer langweiligen Lektüre opfern müsse. Allein am nächsten Morgen brachte er persönlich das Manuskript zurück, ertheilte demselben das wärmste Lob und in einem an mich gerichteten Briefe befürwortete er die Veröffentlichung meiner Arbeit.

In Augsburg suchten wir die Redaktion der „Allgemeinen Zeitung“ auf. Dieses Blatt war zu jener Zeit für uns noch eine wahre Macht, denn um den Preis, dass es über die österreichische Monarchie so wenig als möglich sage und höchstens die Erzeugnisse des Wiener Pressbureaus aufnehme, hatte es für Ungarn und die österreichischen Erbländer ein Monopol erlangt. Andere ausländische Zeitungen durfte man mit der Post nur dann beziehen, wenn man von der Hofkanzlei eine spezielle Lizenz erhalten hatte. Man begann übrigens eben zu jener Zeit die übermässige Strenge zu mildern. Metternich sah ein, dass es nicht räthlich sei Oesterreich todtzuschweigen und dass dann und wann selbst einige oppositionelle Artikel nicht schädlich seien, weil sie dem Pressbureau Gelegenheit boten, sich im entgegengesetzten Sinne zu äussern. In dieser Beziehung befand sich die österreichische Regierung eben in einer sehr günstigen Lage, denn der ausgezeichnete deutsche Dichter Baron Zedtlitz war mit dem Fürsten Metternich bekannt geworden und hatte, hingerissen vom Benehmen und den geistreichen Ideen des Ministers, ihm seine glänzende Feder zur Verfügung gestellt. Im Ganzen genommen war Fürst Metternich im Auffinden von Publizisten, welche seinen Zwecken dienen sollten, nicht glücklich. Während seiner langen Laufbahn schlossen sich ihm nur zwei wahrhaft ausgezeichnete Männer an:

Gentz und Prokesch, denn Adam Müller in früheren und Pilat in späteren Jahren waren den Erstgenannten gegenüber nur Schriftsteller zweiten Ranges. Zedtlitz war tüchtiger als Müller und Pilat, doch bei Weitem kein Ersatz für Gentz und mit Prokesch konnte man ihn nicht vergleichen; er schrieb ausgezeichnete Artikel, doch vermochte er sich nicht zum Staatsmanne aufzuschwingen. — Kolb, der damalige Mitredakteur der „Allgemeinen Zeitung“ freute sich mit mir bekannt geworden zu sein, denn er hoffte, dass ich von Zeit zu Zeit für sein Blatt im ungarischen Geiste gehaltene Artikel schreiben würde, und ich liess mir die Gelegenheit nicht entgehen, mit dem ausserordentlich verbreiteten und in Ungarn allgemein gelesenen Blatte in Verbindung zu treten.

In München und in Wien suchte ich meine liebgewonnenen Lehrer Thiersch, Steinbüchel und Böhm wieder auf. Der gesellige Verkehr mit diesen Männern bot mir immer neue Belehrung, denn sie verstanden die grosse Kunst, bei ihren Schülern Ideen zu wecken und durch Bemerkungen, welche elektrischen Funken glichen, die alltäglichsten Gegenstände in einem neuen Lichte erscheinen zu lassen.

In Pest schloss ich mit Heckenast hinsichtlich der Veröffentlichung meines Reiseberichtes aus England einen Vertrag. Das Werk erschien im Sommer 1837 anonym, und erfuhr im „Literatur-Blatt“ eine günstige Beurtheilung. Fünfzehn Jahre später war ich Zeuge des grössten Lobes, das ihm zu Theil wurde. Ich hatte nämlich Paul Rosty, der mich in London aufsuchte und England bereisen wollte, dem alten Yates, einem bekannten englischen Gelehrten vorgestellt. Bei dieser Gelegenheit fragte Rosty, welches Werk in kurzer

Fassung ein treues Bild England's biete? Yates zog hierauf aus seinem Bücherschranke ein dünnes Bändchen hervor, welches er ihm als eine besonders gute Reisebeschreibung empfahl.

Ich nahm das Buch zur Hand und erkannte darin meine erste, beinahe vergessene Arbeit.

VI.

So sehr ich auch mit dem Erfolge meines ersten literarischen Auftretens zufrieden war, so peinigte mich doch das Bewusstsein, dass ich mein Buch nicht in ungarischer, sondern in deutscher Sprache verfasst hatte. Als daher Eötvös ein Jahr später mich aufforderte, für das „Árvizkönyv", welches zum Besten der durch die grossen Ueberschwemmungen von 1838 Beschädigten bei Heckenast erscheinen sollte, ebenfalls einen Beitrag zu liefern, ergriff ich diese Gelegenheit mit grosser Freude. Ich beschrieb meine Reise durch Deutschland, England, Holland und Belgien in ungarischer Sprache. Es gab darin viele Reflexionen und schillernde Phrasen, — da dies jedoch dem Geiste der damaligen Zeit entsprach und ein Bild des Zustandes bietet, in welchem ich mich damals persönlich befand, schalte ich hier aus dem längst vergessenen Werkchen einige charakteristische Abschnitte ein. — So könnten zum Beispiele selbst heute noch folgende Reflexionen, welche ich am Bord des Dampfschiffes zwischen Hamburg und London über die Deutschen anstellte, als schillernde Phrasen Geltung finden.

„Am nächsten Morgen begaben wir uns an Bord des Dampfschiffes, welches jedoch wegen des herrschen-

den Gegenwindes erst Nachmittags das offene Meer erreichte. Dann ging es schneller vorwärts und gegen Abend war die Küste Deutschland's in dämmeriger Ferne kaum mehr sichtbar. Wie verschieden waren die Formen, in welchen sich mir während der letzten anderthalb Monate das Leben der Deutschen zeigte, das Leben einer Nation ohne Mittelpunkt, welche sich in Folge der geographischen Lage, der Nachbarschaft und der historischen Verhältnisse in den verschiedenen Ländern verschieden entwickelt hat. „Facies non omnibus una, nec diversa tamen, qualem decet esse sororum.“ Allein bei der ganzen Nation macht sich ein gemeinschaftlicher Grundzug wahrnehmbar; er besteht darin, dass sie im Reiche der Ideen lebt, was selbst bei den heiteren Wienern die typische Eigenthümlichkeit der Deutschen ist. Und dennoch sagte L'herminier: „à Vienne on ne pense pas.“ Dieser beinahe überall für wahr gehaltene Gedanke entspringt hauptsächlich daraus, dass die Wiener wenig schreiben, dass sie nicht die Herolde ihrer Thaten sind, wie die Franzosen, dass sie die Feder nicht als Waffe benützen, wie es in England geschieht. Ich weiss in der That nicht, woher das Vorurtheil stammt, dass wer schreiben könne, auch zu denken verstehe. Die Schrift ist es ja eben, die den glühenden Gedanken zum Erstarren bringt, die, wie der Körper den Geist, das Lebende mit einem Sarg umschliesst. Das Wort ist der Körper des Gedanken, es schlägt ihn in Fesseln, und es gibt kein schmerzlicheres Gefühl, als wenn wir sehen, dass der himmlische Funken, weil das Wort, das ihn ausdrückt, plump ist, verkrüppelt einherhinkt, oder dass er eine klirrende Kette hinter sich daher schleppt oder in schmutzige Fetzen gehüllt ist. Wort und Gedanke bleiben selbst

im besten Falle Feinde und nur selten geht aus ihren Kämpfen ein Meisterwerk hervor, wie aus dem Lärm des Krieges der stille Friede. Das Wort wischt den Goldstaub von den Schmetterlingsflügeln des Gedankens ab, es raubt ihm seinen zartesten Duft, es schwächt selbst seine riesigste Kraft und wenn es ihm auch die Schönheit lässt, richtet es doch oft seine Güte zu Grunde. — Der einzige Sohn des Gedankens ist die That; das Wort ist nur sein Stiefkind, und doch beraubt es ihn zuweilen seines reichen Erbes, so indem aus Goethe nicht ein grosser Mann, sondern ein grosser Schriftsteller ward. Byron, der nach Thaten ringende Titan, empfand dies tief, und wer wäre so rohen Gemüthes, dass er nicht von Mitleid ergriffen würde, wenn Byron im inneren Kampfe seiner Leidenschaften, welche im Leben nicht zum Ausbruche kommen konnten, ausruft: „Actions, actions, said Demosthenes; actions, actions, I say, and not writing, least at all rhyme.“ (Thaten, Thaten, sagte Demosthenes; Thaten, Thaten, sage ich, und nicht Schreiben, am wenigsten Reime.)

In Sachsen, im Vaterlande der Reformation, herrscht jetzt (1836) beim Volke ein durch die Hülle des Konstitutionalismus verborgener, engbrüstiger verkommener Geist. Bisher ist so viel gewiss, dass das Zweikammer-System in Sachsen blos insoweit nützlich war, als das Volk einsieht, wie schwer es sei ein Land zur Zufriedenheit Aller zu regieren.

Das preussische Volk ist in dieser Beziehung glücklicher. Sein Beispiel beweist den Irrthum Derer, welche die ganze Welt nach einem Muster einrichten wollen, obgleich sie einsehen, dass selbst die Natur die verschiedensten Gewänder anlegt und dass die Einförmigkeit der Tod ist.

Preussen hat keine Verfassung, doch besitzt es zwei ausserordentlich starke Institutionen, welche in das Leben des Volkes tief eingreifen und dessen Wohlfahrt sichern. Eine derselben ist die Volksschule, welche bis in die untersten Schichten Licht und Wissen verbreitet, nachdem vorher die im ganzen Königreiche zwangsweise durchgeführte Ablösung der Frohne den Bauer zum Eigenthümer des Bodens gemacht und bei ihm ebenso wie beim Bürger, der der berühmten Städteordnung gemäss seine Obrigkeit selbst wählt und sich selbst regiert, das Selbstgefühl geweckt hatte. Die zweite Institution ist die Landwehr, die ausnahmslose Militärdienstpflicht für drei Jahre, welche der ganzen Nation eine edlere, männlichere Haltung gibt und zwischen Bürgern und Soldaten die furchtbare Kluft ausfüllt, welche einst bei unglücklichen Situationen und Zeitverhältnissen die Soldaten zu blöden Werkzeugen der Macht und zum Schrecken der Bürger gemacht hatte.

Ich hing, von den Wellen geschaukelt, diesen Gedanken nach, bis die Seekrankheit sie unterbrach und mich in der prosaischesten Weise die Macht Neptuns fühlen liess.“ —

Ueber Holland machte ich im Allgemeinen folgende Bemerkungen: „Es ist bemerkenswerth, dass die charakteristische Nationalität der Holländer und ihre Entwicklung, welche von jener der Deutschen abweicht, ein nothgedrungenes Resultat der geographischen Lage ist. — Das alte Egypten war sammt seiner Verfassung und seiner Religion ein Kind des Nil's; die Holländer verdanken ihre Gemüthsart dem Rheine und dem Meere. Das Festland ist theils ein Geschenk des Rhein's, theils der Lohn des unermüdlichen Fleisses der Bevöl-

kerung, welche seit Jahrhunderten das Meer durch riesige Dämme zurückdrängt. Diese ungeheure Arbeit stählt die Holländer zu freien Männern und wenn das Meer die absichtlich durchstochenen Dämme durchbrach, so diente es ihnen von Claudius Civilis bis auf Wilhelm von Oranien als Schutz und Vertheidigung ihrer Freiheit. Die Kanäle erzeugen einen lebhaften Binnenhandel, machen das Wasser zur Heimath der Holländer und erziehen sie zu einer Nation von Seefahrern, so dass sie schon bei der Gründung der Republik, selbst auf unbekannten Meeren, ihren Todfeinden, den Spaniern, die Spitze zu bieten vermochten. Aus Durst nach Rache suchten sie die ostindischen Inseln auf; sie brachten von dort die Schätze des orientalischen Handels in die Heimath, was wieder auf die Entwicklung der nationalen Gemüthsart einen hervorragenden Einfluss übte; Reichthum und männliche Selbstständigkeit waren die unmittelbare Folge des Handels. Allein Holland war isolirt; es hatte sich vom deutschen Kaiserreiche losgerissen, die Franzosen betrachteten es stets mit feindseligen, neidischen Blicken, die kleine Nation war sowohl durch ihre republikanische Staatsverfassung, als auch durch das, zu dieser Regierungsform am besten passende reformirte Glaubensbekenntniss von den benachbarten monarchischen und katholischen Staaten scharf geschieden. — Die Holländer lernten in Folge dessen die Formen und Annehmlichkeiten des europäischen geselligen Lebens nicht kennen, andererseits aber machte die geringe Zahl der Einwohner die Entwicklung eines auf ganz neuen Grundlagen ruhenden, von den Deutschen unabhängigen nationalen Lebens in Kunst und Wissenschaft unmöglich. Eine Zeit lang schien es wohl, als sollte Holland sich selbstständig

entwickelnd, durch seine materielle und geistige Kraft einen bleibenden Einfluss auf die Leitung der Menschheit und auf die Entwicklung der Geschichte erringen, allein die Herrschaft der Holländer auf allen Meeren und ihre künstlerische Vollkommenheit währten nur so lange, wie die Begeisterung, welche die Freiheit erkämpfte und in Folge des siegreichen Kampfes neu belebt aufflammte. In kleinerem Massstabe kann man diese Periode mit der glorreichen Aera vergleichen, in welcher Griechenland, durch die Persersiege begeistert das Vaterland aller Wissenschaften und Künste wurde.

Als Holland mit der Zeit gezwungen war, den Dreizack an die wachsende Macht England's abzutreten, und als die feindselige Macht Ludwig XIV. die Zentralisation der Regierung und der Staatsgewalt nothwendig machte: da trat diese Nation von ihrer weltbeherrschenden Stellung in die Reihe der Staaten zweiten Ranges zurück, da wurde der Charakter der Holländer, in welchem Freiheitsliebe und Nationalgefühl, kaufmännische Pünktlichkeit und bis zum Extrem getriebene Reinlichkeit, Unbehilflichheit im geselligen Leben und wahrer Luxus sich vereinigten, durch zwei spezielle Charakterzüge bereichert. Diese Charakterzüge sind ein mit Verachtung alles Fremden gepaarter Stolz, welcher überzeugt ist, dass sein Schicksal seinen Verdiensten nicht entspricht, und eine lebhafte Sehnsucht nach der Wiederkehr der glorreichen Vergangenheit.

Diese Charakterzüge sind jedoch zugleich ein Hinderniss für den Fortschritt der Nation, denn wer vorwärts kommen will, der muss auch vorwärts blicken und nicht nach rückwärts. Die edleren Söhne der holländischen Nation fühlen dies bereits, sie haben die Schädlichkeit des Nationalstolzes erkannt.

So sprach sich zum Beispiel ein wackerer, junger Zeitungsredakteur, der aus meinen Worten eine lebhafte Sympathie für seine Nation ersehen hatte, während eines Spazierganges im Busch, dem schönen, regelmässigen Park bei Haag, folgendermassen aus: „Das Herz thut mir weh, wenn ich unsere Lage überdenke; trotz so viel schöner Eigenschaften bleiben wir doch zurück; die leichtsinnigen, inkonsequenten Belgier haben sich durch ihre grosse Industrie beinahe zu einer höheren Stufe emporgeschwungen, als wir es durch unsere Pünktlichkeit und reife Klugheit vermochten, obgleich es uns weder an Geld, noch an Verstand gebricht. — Wir sind nicht im Stande uns an den Gedanken zu gewöhnen, dass wir aufgehört haben eine grosse Nation zu sein und das ist unser grösster Fehler. Eine glorreiche Vergangenheit kann auch ein Unglück sein; wir wenigstens sind von ihr mit goldenen Ketten gefesselt."

Der missvergnügten Weltanschauung, welche mir wie den Besten der damaligen jungen Generation anhaftete, gab ich in der Einleitung meines Artikel-Cyclus in folgender Weise Ausdruck:

„Ich weiss nicht ob es war ist, doch erzählt man, Napoleon sei zuweilen, während der Schlacht, eingeschlummert, und wenn seine Umgebung darob ihr Erstaunen ausdrückte, habe er geantwortet, dass man den Ereignissen zur Entwicklung Zeit lassen müsse. Es scheint, dass es auch in der Geschichte der Menschheit Momente gibt, welche ganz sich selbst überlassen nur deshalb eintreten, damit sie den historischen Ereignissen zur Entwicklung Zeit bieten; während dieser Pausen bleiben die Schlachten unentschieden, das vergossene Blut bringt keine Früchte. Zu diesen geschichtlichen Momenten gehören die Uebergangsperioden; sie sind

grosse Zeiten für kleine Geister, die Zeit der Intriguen und des Verzagens, an welcher nur Diejenigen, die noch hoffen können, Freude finden, während die thatendurstige, an das Warten nicht gewohnte Jugend verzweifelnd zu Grunde geht.

Die Welt hat schon oft solche Perioden erlebt. Sie traten jedesmal ein, wenn eine grosse Idee, welche eine Zeit lang die Menschheit beherrschte, ihre Bestimmung erfüllt hatte und der Platz der nach und nach absterbenden Idee von einer folgenden neuen, noch nicht ausgefüllt werden konnte. Solche Perioden waren es, als die griechischen Republiken, so wie später als die römische Republik nach den peloponnesischen und sullanischen Bürgerkriegen für die Freiheit nicht mehr geeignet waren, allein vor der monarchischen Regierungsform doch noch zurückschraken; eine solche Zeit war es, als selbst die tiefsinnigen wissenschaftlichen Forschungen den alten Glauben nicht mehr zu stützen vermochten, das Christenthum aber erst ein kleiner Funke war und den späteren Glanz, welchen die verdorbenen Augen der alten Welt nicht mehr vertragen konnten, noch nicht ahnen liess, welcher jedoch durch kräftigere und gesündere Generationen die gealterte Welt wieder verjüngte. In einer solchen Periode leben auch wir.

Diese Uebergangsperioden sind besonders für die Philosophen interessant, welche selbst den Schatten wahrnehmen, der den geschichtlichen Ereignissen vorangeht; es ist ihre charakteristische Eigenthümlichkeit, dass sie keinen Mittelpunkt haben, dass die eben lebende Generation sich nach hundert Richtungen trennt, jedes idealen Schwunges entbehrt, nicht fähig ist Opfer zu bringen und den Mangel an Religion durch kalte

Philosophie ersetzt; der Egoismus herrscht schrankenlos und unbegrenzt.

Das Losungswort solcher Zeitabschnitte ist die Antwort jenes Normanen, welcher auf die Frage Olaf Trygvason's: „Und an wen glaubst Du?“ erwiederte: „An mich selbst.“ In solchen Perioden sind materielle Verbesserungen und der Fortschritt der praktischen Wissenschaften die Decke, mit welcher man die Wunden des sozialen Lebens verhüllt und es gibt stets Menschen, welche damit zufrieden sind, obgleich Jedermann den Schmerz fühlt, welcher nur durch geistigen Fortschritt geheilt werden kann. Betrachten wir doch unsere Zeit näher. In welchem sonderbaren Gegensatze stehen der Fortschritt der Gewerbe und der Industrie mit dem erniedrigenden Stillstande der bildenden Künste, die Eisenbahnen und Dampfschiffe, welche die Entfernungen aufheben und die Menschen einander räumlich näher bringen, mit dem konfessionellen Zwiespalt, welcher die stärksten Bande der Natur zerreisst und die Welt in zwei feindliche Lager scheidet. Bequemlichkeit und materielles Wohlbefinden sind der Fundamentalgedanke und Hauptzweck unserer Zeit, während die zivilisirten Klassen des menschlichen Geschlechtes nur in einem gemeinsamen Gefühle übereinstimmen, nämlich im Gefühle der Unzufriedenheit.

Es scheint in der That, als würden die Menschen, nur um diesem unbequemen Gefühle zu entfliehen, Eisenbahnen bauen und den Dampf sich dienstbar machen, als wollten sie im Rauche und Getöse der Fabriken nur Betäubung suchen, als sollte diese überall zu Tage tretende Bewegung nur ein Symptom gereizter Nerven und innerlicher Krankheiten sein. Das gesellige Leben befindet sich schon in einer so erkünstelten

Verfassung, dass die alten Organe für dieselbe nicht mehr passen und überall die Nothwendigkeit von Verbesserungen fühlbar wird.

Allein wo soll man für den Kranken ein Heilmittel finden? Ein Theil der Verständigen will die Gesellschaft zur alten Einfachheit zurückführen; sie glauben, dass es möglich wäre die Ehrbarkeit, den Eifer und die Bescheidenheit verflossener Zeiten wieder zu erwecken, sie sind der Meinung, dass die Muttermilch im Stande sei das Alter zu verjüngen. Der andere Theil sucht neue Formen für die neuen Bedürfnisse, neue Gesetze für die neuen Verhältnisse, während die das Denken verabscheuende ungeheure Mehrheit das Missbehagen, das sie empfindet, Denjenigen zuschreibt, die ihr helfen wollen und in der Stagnation Erholung zu finden hofft. So schreiben auch viele Kranke ihr Uebelbefinden den vom Arzte verordneten Heilmitteln zu.

Schönheit und Freiheit linderten das Wehe der alten Griechen; Rom stand auf einer so hohen Stufe der Macht, dass die Grösse des Gemeinwesens die Einzelnen auf ihr Unglück vergessen machte; — die Finsterniss des Mittelalters wurde durch den religiösen Eifer erhellt; wo finden wir aber in der heutigen Welt die allgemeine Idee, an deren Hand der Jüngling, wenn er sie stets im Auge behält, gross zu werden vermöchte, die Idee, für welche der Mann leben könnte, die Idee, welche das Herz des Alten zu rascheren Schlägen anfeuern könnte? Ueberall herrscht Zweifel, Misstrauen erfüllt alle Herzen, die Nationen isoliren sich ebenso wie die einzelnen Menschen, das letzte Band aber, welches sie aneinander knüpft, die Uebereinstimmung der politischen Meinung, gleicht nur dem Losungsworte, an welchem in der Schlacht Diejenigen, die unter der-

selben Fahne kämpfen, einander erkennen, welches aber ausser der Schlacht keine Bedeutung hat. Das jetzige europäische Leben besitzt keinen Mittelpunkt und die grossen Erfindungen, auf welche die neue Zeit so stolz ist, sind nicht im Stande, den Mangel desselben zu ersetzen. Die Mechanik hat eine ausserordentliche Vollkommenheit erreicht; wir verstehen es durch Mittel, welche den Alten unbekannt waren, den Marmor, den festesten Porphyr nach unserem Belieben zu bearbeiten; wo hat aber unsere Zeit Werke, wie die eines Phidias, eines Michel Angelo aufzuweisen, vor welchen jeder fühlende Mensch das Knie beugen würde und hinsichtlich welcher es als ein Unglück betrachtet würde, sie nicht gesehen zu haben, wie wir es bezüglich der Statue des olympischen Jupiter lesen? Seit lange beschäftigt sich die Chemie mit der Analyse der Farben und Farbstoffe; wo ist aber der Maler, dessen Werke sich nur halbswegs jenen Rafael's nähern würden? Europa hat in den letzten vierzig Jahren mehr erlebt, als früher in vierhundert Jahren, wo ist aber der Dichter, dessen Gesänge dem grossartigen Charakter der Ereignisse entsprächen?

Die neue Zeit hat eine ganz neue Wissenschaft, die National-Oekonomie ersonnen, — die Zahl der Armen nimmt jedoch nicht ab und das Geld zirkulirt, ohne Früchte zu tragen, hauptsächlich an der Börse. Ganz Europa spricht von der Aufklärung; vom Lichte spricht aber nur der im Finstern Sitzende, wer im Sonnenscheine lebt, der spricht vom Sonnenlichte nicht, er geniesst es. Selbst das Vorhandensein des Vertrauens preist man überall in einer Zeit, deren berühmtester Diplomat, Talleyrand, den Ausspruch wagte, dass die Worte nur zum verbergen der Gedanken dienen.

Ich will jedoch die europäischen Zustände nicht weiter besprechen, damit man nicht glaube, dass ich unsere Zeit verleumden wolle, eine Zeit, welche für die Vergangenheit und für die Zukunft büsst, und eine Generation, welche eine bessere Bestimmung verdienen würde, als todtes Material zu sammeln und leblose Gebilde zu gestalten. — Vielleicht wird bald ein neuer Prometheus erscheinen, der mit dem himmlischen Funken das Todte beleben und ein helleres Zeitalter herbeiführen wird. Oder sollten die Grundlagen unseres sozialen Lebens eine grössere Entwicklung nicht zu ertragen vermögen? Sollte die Zeit wiedergekehrt sein, in welcher die griechische und römische Zivilisation, die in ihrer Jugend so herrliche Blüthen trug, so grosse Hoffnungen weckte, den grössten Erfindungen der Neuzeit so nahe stand, aber nicht mehr im Stande war weitere Fortschritte zu machen, weil Fäulniss ihre Wurzeln ergriffen hatte, und durch ihren Untergang die gesünderen, roheren Volksstämme, von welchen sie erdrückt wurde, befruchtete und eine schönere Zukunft vorbereitete? So räumten die in den grossen Revolutionen der Natur untergegangenen Pflanzen- und Thiergattungen ihren Platz schöneren und vollkommeneren Geschlechtern ein.“

Solche Erwägungen waren zu jener Zeit (1830—1840) auf der Tagesordnung (siehe Disraeli's „Contarini Fleming“); in der schönsten Form brachte sie Eötvös in seinem Romane: „Der Karthäuser“ zum Ausdruck, wodurch die ausserordentliche Popularität dieses bedeutenden Werkes erklärt wird. Unsere Zeit fühlt natürlich anders und ist nicht im Stande sich in die kaum vergangenen Tage hineinzudenken.

Komitatsleben. Deputirtenwahl.

(1837—1839.)

I.

Während unserer Reise waren im Vaterlande grosse Veränderungen vorgegangen. Metternich und Erzherzog Ludwig, die unter dem Namen des geistesschwachen Herrschers die Monarchie regierten und den bequemen status quo um jeden Preis aufrecht erhalten wollten, blickten nicht ohne Besorgniss auf die lebhaften Debatten des ungarischen Reichstages, in welchen die Ideen der Neuzeit Ausdruck fanden auf das Erwachen des Nationalitätsgefühles, auf den liberalen Geist der Reichstagsjugend. Sie konnten es sich nicht verbergen, dass die Nation sich aus der langen Stagnation aufraffte und sie fühlten es, dass die Bewegung an den Ufern der Leitha und der March nicht stehen bleiben werde. Aus diesem Grunde beschlossen sie, der Gefahr vorzubeugen und das Weitergreifen der sogenannten revolutionären Ideen mit denselben Mitteln, welche Thugut zu Ende des verflossenen Jahrhunderts mit Erfolg angewendet hatte, zum Stillstand zu bringen. Unter Thugut wurden Martinovics und dessen Genossen verhaftet, einige derselben hingerichtet, andere eingekerkert; die Nachwirkung dieser Massregeln hatte für eine lange Zeit jede geistige Bewegung gehemmt und

dem Umsichgreifen des neuen Zeitgeistes in der Monarchie Schranken gesetzt.

Sie schrieben die neue Bewegung, welche sich namentlich nach der Julirevolution wahrnehmbar zu machen begann, der Schwäche und der ungarischen Gesinnung des Grafen Reviczky und den Schriften des Grafen Széchenyi zu. Reviczky erhielt daher seine Entlassung; an seine Stelle wurde Graf Fidel Pálffy zum Hofkanzler ernannt, Vicekanzler wurde Bedekovich. Diesen Männern war die ungarische Sprache fremd; sie hätten nie gewagt dem Fürsten Metternich und dem Erzherzoge Ludwig zu widersprechen. Da sie keine eigenen Ideen hatten, waren sie ihrer Natur nach stolz darauf, der Wiener Zentralregierung treu zu dienen und deren Werkzeuge zu sein. Széchenyi spielte seine politische Rolle viel zu geschickt, als dass man in seiner Thätigkeit Anhaltspunkte zu irgend einer Massregelung hätte finden können, sein diplomatisches Benehmen machte es den Wiener reaktionären Politikern unmöglich ihn anzugreifen. Dagegen gelang es den Reaktionären, den muthigen Wesselényi durch den auf Grund der Anklage des Landesverrathes eingeleiteten Prozess zum Schweigen zu nöthigen und durch die Verhaftung einiger junger Männer Schrecken zu verbreiten. Natürlich wurde auch gegen Balogh ein Landesverrathsprozess angestrengt, weil er in offener Sitzung erklärt hatte, dass er in der Rede Wesselényi's den Ausdruck seiner Gefühle finde.

Die Wiener Herren begnügten sich jedoch damit noch nicht; sie wollten die ungarische Bewegung durch eine slavische paralysiren und erkoren Kroatien zum Gegengewichte Ungarn's. In Pest wurde die nationale Bewegung verfolgt, in Agram dagegen erfreute sie sich

der allerhöchsten Unterstützung. Der Leiter dieser Bewegung, Ljudevit Gaj, richtete mit russischem Gelde eine Druckerei ein, erhielt in Wien eine Zeitungskonzession und inaugurirte die südslavische, oder wie man sie damals nannte, die illyrische Agitation, das heisst, er hetzte gegen die ungarisch gesinnten Magnaten und die Edelleute des Distriktes Turopolja und überhaupt gegen Ungarn. Diese Wühlereien fanden bei der Wiener Regierung eine wohlwollende Neutralität, später aktive Unterstützung.

In Ungarn führte das Auftreten der Reaktion nicht zum erwarteten Resultate; der Terrorismus schüchterte die Nation nicht ein. Nachdem der Reichstag geschlossen war, begann Kossuth die „Törvényhatósági tudósitások“ (Berichte aus den Munizipien) herauszugeben. Jeder liberale Táblabiró hielt und las diese Berichte mit grosser Vorliebe, weil er darin seine eigenen Reden und die Reden seiner Bekannten fand; nicht minder gross war aber der Zorn der Konservativen und der Regierung, denn die „Törvényhatósági tudósitások“ liessen das Feuer nicht verlöschen, sondern sie schürten die Aufregung. Da man nämlich wusste, dass jede Kongregationsrede zur Veröffentlichung gelange, suchte jedes Komitat die übrigen Munizipien zu überbieten und sich hervorzuthun. Und dazu fehlte es den Kongregationen wahrlich nicht an Stoff, denn abgesehen von den Schlussberichten der heimgekehrten Deputirten, unter denen der Bericht Deák's an das Zalaer Komitat von epochaler Bedeutung war, bot nicht nur der Prozess gegen Wesselényi, sondern auch die Beschwerden über die Verletzung der Redefreiheit und über die Verhaftung der bekannten Mitglieder der Reichstagsjugend genügende Gelegenheit zu rhetorischen Leistungen.

Und in der That wurde den erwähnten jungen Männern gegenüber ein schmachvolles Vorgehen beobachtet; die Anklage war kindisch, das Prozessverfahren liess die gesetzlichen Vorschriften unbeachtet. Gegen Ladislaus Lovassy vermochte der königl. Fiskal in der Anklageakte nichts Anderes geltend zu machen, als dass er Mitglied des Klubs der Reichstagsjugend war, dass er einen flüchtigen Polen mehrere Tage lang bei sich gastfreundlich aufnahm, dass er, als er seinen Namen in das Stammbuch desselben einschrieb, sich einen Republikaner nannte, dass er sich zur Barser Komitatskongregation begab und dort gegen die Abberufung Balogh's vom Reichstage agitirte, und endlich dass er in einer seiner Reden die Volkssouveränität erwähnt habe. Der Prozess wurde in geheimen Sitzungen verhandelt, von welchen die Juraten ausgeschlossen waren; die Angeklagten durften ihre Vertheidiger nicht selbst wählen, sondern man ernannte für sie nach dem Vorgang des Verfahrens, welches im Prozesse gegen Martinovics beobachtet wurde, von Amtswegen einen solchen Vertheidiger, gegen welchen die Angeklagten protestirten, mit einem Worte: die regelmässigen Formen wurden nicht eingehalten. Die Aufregung wurde durch das kühne Auftreten Stefan Lovassy's noch genährt, der, weit davon entfernt für seinen Sohn Ladislaus um Gnade zu betteln, vielmehr diesen und seinen Neffen Franz vertheidigte, und die königl. Tafel mit Eingaben bestürmte, welche in einem festen männlichen Tone gehalten waren. Kossuth's Berichte brachten hierüber ausführliche Mittheilungen.

Die Regierung entzog hierauf den Berichten Kossuth's, obwohl dieselben stets in Briefform und gegen Entrichtung der vollen Postgebühr aufgegeben wurden,

den Postdebit. In Folge dessen strengte Kossuth einen Prozess gegen das Postamt an; — die Komitate aber liessen die Berichte durch ihre Panduren weiter befördern. Die Aufregung steigerte sich von Tag zu Tag.

Wir erhielten von dieser Lage der Dinge erst bei unserer Ankunft in Pest Kunde. Das Meiste erfuhr ich von Kossuth, den ich bei dieser Gelegenheit aufsuchte und der mit Entschiedenheit behauptete, dass die k. Tafel im Prozesse der jungen Männer ihres Berufes vergesse, dass sie nicht Recht spreche, sondern Politik treibe. — Als man endlich im Februar erfuhr, dass Ladislaus Lovassy zu zehnjähriger Gefängnissstrafe verurtheilt worden war, bemächtigte sich des ganzen Landes eine gereizte Stimmung.

Trotz alles Geheimhaltens war es doch bald allgemein bekannt, dass Császár, der ehemalige Deputirte des Temeser Komitates, wie auch Földváry und Zsombory für die Freisprechung Lovassy's gestimmt, Baron Nikolaus Vay und Kaspar Platthy, ehemaliger Deputirter und Vicegespan des Liptauer Komitates sich von der entscheidenden Sitzung der k. Tafel fern gehalten hatten. — Gleichzeitig wurde an Kossuth das Verbot gerichtet, seine Munizipalberichte weiter erscheinen zu lassen; Kossuth aber gab sie trotz dieses Verbotes heraus. Die öffentliche Meinung sprach sich auf den Kongregationen mit steigender Heftigkeit aus, ja selbst in den Fastenpredigten wurde der traurigen politischen Lage des Landes mit oratorischer Wärme gedacht. In diesem Sinne predigte Albach in der Pester Franziskanerkirche in deutscher, Gegő in Ofen in ungarischer Sprache. Man erzählte damals, dass Bischof Ocskay, einer der Räthe des kön. Statthaltereirathes, den Bettelmönch zu sich zum Essen lud und bei dieser Gelegen-

heit sagte, er würde an Gegő's Stelle nicht wagen so kühn zu predigen. „Das glaube ich gerne", entgegnete Gegő, „denn Sie sind Titularbischof und können auf ein Diözesanbisthum rechnen, ich aber kann meine Ueberzeugung kühn aussprechen, denn was man immer mit mir thut, bleibe ich doch stets was ich bin — ein Bettler."

Im Mai wurde auch Kossuth, der sich damals in einer im Ofner Gebirge gelegenen Sommerwohnung aufhielt, verhaftet und nach Ofen in das Gefängniss gebracht. Nun erreichte die Aufregung den höchsten Grad, in den Komitatskongregationen hörte man die kühnsten Reden, in deren Folge zahlreiche Hochverrathsprozesse eingeleitet wurden. Ujházy, Borsiczky, Patay, Tarnóczy, auch der gesetzte Lipovniczky und Ambró, dem man es schon an seinem Aeusseren ansah, dass er weder den Muth, noch die Fähigkeit besass, einen Hochverrath zu begehen, wurden in den Anklagestand versetzt; gegen Ráday, Ágoston, Franz Kubinyi und ungefähr zwanzig Andere wurden Prozesse auf Aberkennung der Ehrenrechte eingeleitet.

Die Stimmung des Landes wurde von Tag zu Tag ernster, so dass sich sogar in Wien viele Stimmen erhoben, welche die neue Politik als verfehlt bezeichneten und an Reviczky erinnerten, unter welchem die Verhältnisse thatsächlich friedlicher waren. — Allein die Regierung fühlte sich bereits kompromittirt; sie musste daher ihre reaktionäre Politik fortsetzen und der öffentlichen Meinung Trotz bieten, damit man nicht glaube, dass sie aus Furcht den Rückzug angetreten habe.

II.

Die in jedem Vierteljahre wiederkehrenden Generalkongregationen waren auch im Sároser Komitate stürmisch, sonst aber blieb das Leben in Eperies in seiner früheren Alltäglichkeit. Ich fühlte mich trotzdem ziemlich wohl. Mein Freund Henszlmann war längere Zeit, während welcher wir miteinander Archäologie studirten, mein Gast; zwei Maler, Wolfgang Böhm, der Sohn des Direktors und dessen Freund Bucher, brachten den Sommer bei uns zu und zeichneten die Sammlung Fejérváry's; (nach diesen Zeichnungen wurde der Bericht Emilio Braun's über die Fejérváry'schen Antiken verfasst, der in den fünfziger Jahren in den Publikationen des römischen archäologischen Institutes erschien; — ich schenkte sie später dem ungarischen Nationalmuseum); ausserdem machte ich einer schönen Frau den Hof, von Zeit zu Zeit besuchte ich die Opalbergwerke, später reiste ich in das Gömörer Komitat, dann nach Wien und Pest; ich fühlte mich mit einem Worte nicht mehr gelangweilt. — Eben als ich Pest wieder verlassen wollte, suchte mich Vipan ein englischer Reisender auf, welchem Steinbüchel ein Empfehlungsschreiben an mich gegeben hatte. Ich fragte ihn, welchen Zweck er mit seiner Reise nach Ungarn verbinde?

— Ich bin der Laster der Zivilisation überdrüssig geworden, und möchte nun die Laster der Barbaren kennen lernen.

— Und deshalb sind Sie zu uns gekommen? Das ist für uns allerdings nicht sehr schmeichelhaft, aber der Gastfreundschaft der Barbaren zufolge werde ich jedenfalls bemüht sein, Ihnen Gelegenheit zu Ihren

Studien zu geben. Im Szabolcser Komitate wird nächstens die Beamtenwahl stattfinden und wahrscheinlich blutig verlaufen. Ich werde Ihnen daher einen Brief an meinen Freund Emil Dessewffy geben, der Sie dann informiren wird, wo Schlägereien zu erwarten sein werden.

Nach Verlauf von drei Monaten fand sich Vipan wieder bei uns in Eperies ein. Er erklärte, unsere Wahlen seien zivilisirter, als die irischen, und Graf Dessewffy sei ein vollkommener englischer Gentleman, mit dessen Empfehlungsschreiben er nach Siebenbürgen gereist sei, wo er sich sehr gut unterhalten, allein ebenfalls keine barbarischen Laster entdeckt, sondern eine zivilisirte Gesellschaft wie in Westeuropa gefunden habe. Seine siebenbürgischen Freunde schickten ihn nach Bukurest, wo er sich ebenfalls sehr gut unterhielt, doch erinnerten die dortigen Laster eher an die Pariser Hyperzivilisation. Nun sei er denn wieder zu uns gekommen, und zwar mit der traurigen Ueberzeugung, dass die Barbarei aus Europa gänzlich verschwunden sei und dass die Zivilisation schon überall den ursprünglichen, barbarischen Charakter der Völker verdorben habe, denn überall habe er in den Häusern der Herren deutsche, französische und englische Romane gefunden, die Bauern seien um nichts dümmer und beinahe wohlhabender, als die Arbeiter in England und namentlich in Irland; die Poesie prähistorischer Zustände sei erloschen.

Obwohl ein Sonderling, war Vipan doch ein sehr gebildeter und angenehmer Engländer. Er fand sich in der Denkungsart der Ungarn sehr bald zurecht, wir aber wurden durch ihn häufig über die Ansichten der Engländer aufgeklärt. — Nach einem zweimonatlichen

Aufenthalte reiste er nach Deutschland. — Dann kam Josef Eötvös, dessen Vater ihn zum Honorär-Assessor an der Distriktualtafel hatte ernennen lassen, nach Eperies; er langweilte sich jedoch oft in den Sitzungen und brachte seine Zeit lieber bei uns zu. Eötvös arbeitete damals an der Beschreibung seiner Schweizer Reise, ausserdem beschäftigte ihn ein Trauerspiel-Cyclus, dessen Held der historische Attila sein sollte. Mittlerweile begann er auch den „Karthäuser“ zu schreiben, aus welchem er mir Bruchstücke vorlas. Zu Beginn des Winters begab er sich nach Ofen zurück, wo sein Vater als Tavernicus (magister tavernicorum) seinen Sitz hatte.

Im März trafen die Nachrichten von der grossen Pester Ueberschwemmung ein. Mit Schaudern vernahmen wir die Kunde von der schrecklichen Katastrophe, doch lobte Jedermann Wesselényi, der im leichten Kahn bei Tag und Nacht die gefährdetsten Stellen aufgesucht und dadurch Hunderten das Leben gerettet hatte. — Johann Lónyay, der Vater Melchior's, wurde in den Tagen der Gefahr zum königl. Kommissär ernannt, seine rechte Hand aber war Graf Aurel Dessewffy, welcher zur Linderung des Elends und zur Aufrechthaltung der Ordnung auf administrativem Wege energische Verfügungen traf.

Auch Josef Eötvös wurde unter Denen genannt, die sich in diesen fürchterlichen Tagen auszeichneten. Wir freuten uns dessen um so mehr, als wir in Anbetracht seiner nervösen Natur von ihm bei einer solchen Katastrophe keine besondere Thätigkeit erwartet hatten.

Die Gefahr war kaum vorbei, als Wesselényi, der Held des Tages, den jeder Bewohner von Pest segnete, von der königl. Kurie ebenfalls zu mehrjährigem Ge-

fängniss verurtheilt wurde. Dieses Urtheil erregte allgemeine Indignation, namentlich weil es hiess, dass Wesselényi's Augenleiden seit der Ueberschwemmung, während welcher er mit übermenschlicher Anstrengung eben die ärmsten Leute gerettet hatte, eine so schlimme Wendung genommen habe, dass sein gänzliches Erblinden nur eine Frage der Zeit sei.

Wesselényi verfügte sich, schon ohne Säbel, zum Palatin, der ihn freundlich empfing und in der That so viel erwirkte, dass Wesselényi, nachdem er einige Wochen im Gefängniss zugebracht hatte, sich nach Gräfenberg begeben durfte, wo er gegen Ehrenwort, ohne Ueberwachung, die Kaltwasserkur gebrauchte, von welcher er die Wiederherstellung seiner zerrütteten Gesundheit hoffte.

Dieses humane Vorgehen rief jedoch in der Stimmung des Landes keine Aenderung hervor. Durch die Verurtheilung Wesselényi's war auch das Verdammungsurtheil über die reaktionäre Politik und über die Regierung ausgesprochen, so dass selbst ihre besten Freunde kein Vertrauen zu ihrem Bestande hegten und die Unleidlichkeit der Situation ebenso empfanden wie Diejenigen, die von ihnen noch immer verfolgt wurden. — Auch Kossuth wurde von der königl. Tafel zu dreijährigem Gefängniss mit Einrechnung der Untersuchungshaft verurtheilt; die Septemviraltafel aber verschärfte das Urtheil und erkannte auf vier Jahre Gefängniss. Nachdem die Verurtheilung erfolgt, wurde auch Kossuth besser behandelt; man gewährte ihm Schreibmaterial und Bücher, jedoch nur unter der strengsten Ueberwachung.

Zu dieser Zeit wurde von Martinovics, von seiner in Dunkel gehüllten Verschwörung und von seinem

Prozesse viel gesprochen, hauptsächlich aus dem Grunde, weil die Mitglieder der k. Tafel hinsichtlich des geheimen Verfahrens sich stets auf diesen Präzedenzfall beriefen und darauf hinwiesen, dass die späteren Reichstage aus dieser Angelegenheit kein Gravamen machten und die politischen Prozesse, welche besonders Nordungarn in Schrecken versetzten, weil ein grosser Theil der damals Verhafteten Gutsbesitzer aus den Komitaten Zemplin, Szathmár und Ung waren, mit Stillschweigen übergingen.

Die alten Herren erinnerten sich nicht gerne an jene Zeit, doch hatte ich von Mehreren gehört, dass die angeblich von Martinovics angezettelte Verschwörung durchaus nicht gefährlich, ja überhaupt keine Verschwörung gewesen, doch habe damals in der That unter den Magnaten eine Verschwörung bestanden, über welche die Regierung einen Schleier breitete und der Reichstag habe geschwiegen, damit die Regierung nicht genöthigt werde, gegen Höherstehende einzuschreiten.

Es ist sonderbar, dass seit dem Prozesse gegen Martinovics und dessen Genossen schon achtzig Jahre verflossen sind, und dass dennoch diesem traurigen Blatte unserer Geschichte noch keine Beleuchtung zu Theil wurde; der Prozess gegen Martinovics ist heute, ebenso wie er es gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts war, noch immer ein Räthsel, während die ebenso geheimnissvolle Ermordung und Beraubung der französischen Gesandten bei Rastadt, durch welche die Regierung Thugut's ganz so gebrandmarkt wurde wie durch die Prozesse gegen Martinovics und Hebenstreit, in unseren Tagen schon fast ganz aufgeklärt wurde.*)

*) Kurze Zeit nachdem ich diese Zeilen geschrieben hatte, gelangten die Bücher Hajnóczy's und einige Briefe, welche Martinovics an Laczkovics

Unter Anderem theilte mir auch Fejérváry mit, dass er mit Barbácsy, dem Obrist jener Székler Huszáren, welche die Ermordung und Beraubung der Gesandten ausgeführt hatten, mehrmals zusammengekommen sei, der genannte Obrist aber habe, wenn dieses berüchtigte Ereigniss zur Sprache kam, stets kalt und trocken behauptet, dass die Huszáren sich streng an die ihnen ertheilten Befehle gehalten und sie nicht überschritten hätten.

III.

Nach der Ansicht meines Oheims Fejérváry bestand der grösste Fehler der Ungarn darin, dass sie sich selbst zu einer gewissen isolirten Stellung verurtheilen. Er hielt es für nothwendig von Zeit zu Zeit fremde Länder zu besuchen, mit neuen Ideenkreisen bekannt zu werden und mit Ausländern in Verkehr zu treten.

Dieser Ansicht gemäss projektirte er einen kleinen Ausflug nach Galizien, wo er den General Fürsten Serbelloni besuchen und die Alterthümer von Krakau besichtigen wollte. Wir begaben uns daher Ende Juni in das Bartfelder Bad, wo die Komitatsstände nach altererbtem Brauche eine Partialkongregation hielten.

Das Bartfelder Bad liegt in einem höchst romantischen, schattigen Thale. — Als die deutschen Bäder

---

gerichtet hatte, in den Besitz des Nationalmuseums; später kam auch der berüchtigte Katechismus und endlich ein grosser Theil der Prozessakten zum Vorschein. Auf Grund dieses Materiales schrieb Fraknói seine schönen Studien über Martinovics, welche in den Monatheften „Századok“ erschienen und deren Abschluss das Publikum noch jetzt mit gespanntem Interesse erwartet.

während der französischen Kriege verödet und verlassen waren, als Wiesbaden, Homburg und Baden-Baden nicht auf Gäste rechnen konnten, kamen die Freunde des Hazardspieles während einiger Jahre regelmässig in Bartfeld zusammen, wo Grassalkovics, Ceniceo, Lo-Presti und Andere ungeheure Summen verloren und gewannen.

Die Bartfelder Bürger und der Sároser Adel benützten diese Gelegenheit und bauten theils für sich, theils für die fremden Gäste, natürlich ohne Rücksicht auf Solidität, aus Holz und Ziegeln Sommerwohnungen und nahmen dann am Pharao-Tische ebenfalls Platz. Als aber der Friede hergestellt war und die bequemeren deutschen Bäder wieder zugänglich gemacht hatte, verlor Bartfeld augenblicklich seine Bedeutung; das heilkräftige Bartfelder Wasser wurde zwar nach wie vor versandt, doch war schliesslich sein Absatzgebiet auf Ungarn beschränkt; in Nordungarn und selbst in Pest war dieses Wasser, welches mit Wein gemischt ein recht angenehmes Getränk ist, in allen Gasthäusern zu finden. Der Badeort selbst begann in Verfall zu gerathen, zu meiner Zeit waren die palastähnlichen Villen schon morsch geworden, nur der nordungarische Adel und einige polnische Edelleute besuchten das Bad, die meisten Polen wendeten ihre Unterstützung dem nördlich von den Karpathen gelegenen Scsavnitzaer Bade zu. Nur der Bartfelder Ball hatte noch seinen Ruf bewahrt, er versammelte stets eine grosse und glänzende Gesellschaft aus Nordungarn und Südgalizien und der alten Tradition gemäss belagerten die Spieler schon in den Vormittagsstunden den Pharao-Tisch.

Die Partialkongregation dauerte stets drei Tage lang, während welcher wahre Saturnalien gefeiert

wurden. Das Hazardspiel suchte sich an diesen Tagen keineswegs zu verbergen, oft war der Vicegespan selbst Bankhalter und man betrachtete es für schicklich, dass Jedermann pointire, wenn auch nur für einige Momente.

Von Bartfeld reisten wir nach Tarnow zum Fürsten Serbelloni, der meinen Oheim schon vor längerer Zeit eingeladen hatte ihn zu besuchen. Der alte General war vom Scheitel bis zur Zehe Soldat; er hatte schon unter Napoleon gedient und kam im Jahre 1814 nach Abschluss des Friedens mit den norditalienischen Regimentern zur österreichischen Armee. Die deutschen und slavischen Offiziere bekundeten wohl ihren ehemaligen Gegnern und neuen Waffengefährten gegenüber kein freundliches Entgegenkommen, wer sich aber an das Soldatenleben gewöhnt hat, der verlässt es nicht so leicht. So kam es, dass Serbelloni, der Besitzer von Bellagio, des schönsten Punktes am herrlichen See von Como, mehrere Jahre in Gyöngyös zubrachte und nun in Tarnow in Garnison lag, obgleich er in Mailand oder Venedig hätte leben können.

Serbelloni war ein echter Philosoph; er betrachtete und belächelte mit Gleichmuth das Treiben der Welt, doch wusste er ein gutes Mittagessen zu schätzen. In Gyöngyös gab er einst einen Ball, zu welchem er nicht nur den höheren Adel jener Gegend, sondern auch alle schönen Frauen der Stadt Gyöngyös und der nächsten Umgegend einlud. Die Gräfinnen vermochten ihr Missbehagen nicht zu verheimlichen, als sie auch die Tochter eines Gyöngyöser Seifensieders, eine berühmte Schönheit, in ihrer Mitte erscheinen sahen, ja sie gaben es dem Fürsten Serbelloni unverblümt zu verstehen, dass sie dies für unschicklich hielten.

— Wenn Sie Ihren Stammbaum erwähnen, antwortete Serbelloni, so werde ich dadurch daran erinnert, dass meine Familie nicht blos einen Stammbaum, sondern einen ganzen Stammwald hat; ich stamme ja von den longobardischen Königen ab, die lange vor der Einwanderung Árpád's die Beherrscher Oberitalien's waren, und glauben Sie mir, schon damals war die Schönheit geschätzter als das Pergament der Adelsbriefe.

Serbelloni verkehrte mit den Polen wenig, weil diese den österreichischen Offizieren gegenüber sich nicht so freundlich benahmen, als dies in vielen ungarischen Häusern der Fall war. Trotzdem kannte er den nationalen Geist ganz gut, welcher in Galizien wieder aufzuleben begann und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft nicht aufgab, davon aber, dass man die Urbarial-Unterthanen freigeben und die von ihnen bebauten Aecker ihnen als Eigenthum überlassen sollte, nichts wissen wollte.

Von Tarnow aus besuchten wir den Fürsten Jablonowski und seine geistreiche Gattin, die auf einem in der Nähe gelegenen Gute wohnten. Hier machte auch ich zu meiner grossen Ueberraschung die Wahrnehmung, dass die Sehnsucht nach Freiheit und nationaler Selbstständigkeit nicht immer mit den Ideen der modernen Freisinnigkeit gepaart ist.

Wir suchten auch den Baron Scholten auf, einen ehemaligen dänischen Diplomaten, welcher im Dienste seiner früheren Regierung alle europäischen Höfe gesehen hatte, endlich eine polnische Gräfin heirathete und nun auf seinen Gütern in Galizien Landwirthschaft trieb. Seine scharfe Beobachtungsgabe liess es ihn voraussehen, dass die Regierung den Gegensatz zwischen den nationalen Aspirationen und zwischen den auf die

gesellschaftliche Ordnung bezüglichen konservativen Neigungen des polnischen Adels früher oder später zum Nachtheile des Letzteren ausbeuten und dass die polnische Bewegung schliesslich zu einer Katastrophe führen werde. Er hegte daher die Absicht, seine Güter so bald als möglich zu verkaufen und nach Ungarn zu übersiedeln.

Der vernachlässigte, Verfall bekundende Zustand Krakau's machte auf mich einen betrübenden Eindruck. Mit tiefem Bedauern über die polnischen Zustände kehrte ich in die Heimath zurück.

IV.

Als Eötvös wieder nach Eperies kam, besuchten wir den kleinen Schriftstellerkreis, welcher sich zu jener Zeit in Eperies gebildet hatte. — Stefan Kapy, der damalige Obernotär des Sároser Komitates empfand es lebhaft, dass die Vicenotäre kaum im Stande waren, den Ansprüchen des ungarischen Styles, welcher an die Stelle des lateinischen Kurialstyls trat, zu genügen. Er stellte daher Julius Sárossy, Alexander und Emerich Vachott, die soeben den juridischen Kurs am Eperieser Kollegium beendet hatten, als Kanzlisten an.

Sie wohnten nun im Komitatshause, wo der um einige Jahre jüngere Friedrich Kerényi sie oft besuchte. Sie lasen mir oft ihre Gedichte vor; ich kannte ihre Fähigkeiten und stellte sie Eötvös vor, der es bei seinem Vater, welcher noch immer Obergespan des Sároser Komitates war, bald darauf erwirkte, dass Sárossy bei der nächsten Vakanz zum zweiten Vicenotär ernannt wurde.

Unter den höheren Unterrichtsanstalten der Lutheraner hatte das Eperieser Kollegium stets am besten seinen ungarischen Geist bewahrt, obwohl die meisten ungarischen Knaben eben deshalb hieher geschickt wurden, damit sie deutsch lernen sollten. Vor Jahren hatte Kossuth das Kollegium besucht; — zu meinen Schulgenossen gehörte unter Anderen auch Gabriel Kazinczy, der schon in der Secunda davon träumte, die philosophischen Werke Cicero's für die ungarische Akademie in's Ungarische zu übersetzen; — Székács brachte als Erzieher ein Jahr, Haan, der wackere Geschichtsforscher des Békéser Komitates, als Schüler mehrere Jahre in Eperies zu. Greguss, der Professor der Philosophie, nährte den ungarischen Geist sorgfältig, und als er als Professor nach Pressburg berufen wurde, wachte Vandrák, der an seine Stelle trat, mit besonderer Aufmerksamkeit darüber, dass die jungen Studenten im ungarischen Leseverein die ungarische Sprache und Literatur studirten.

Im September fand die grosse Jahressitzung der gelehrten Gesellschaft statt. Von Eötvös, Vörösmarty und Toldy empfohlen, wurde auch ich zum korrespondirenden Mitgliede gewählt. Diese Nachricht erfreute mich wohl sehr, doch liess sie mich zugleich einige Beschämung empfinden, denn ich fühlte, dass man mich nur in Anbetracht guter Hoffnungen gewählt habe. Ich gelobte mir daher, dass meine Freunde sich ihrer Empfehlung nie zu schämen brauchen sollten; denn so sehr sie auch die gelehrte Gesellschaft tadelten, erblickten doch auch sie in ihr den Mittelpunkt des wissenschaftlichen Lebens in Ungarn und die Pflegerin aller literarischen Unternehmungen. Ihre Unzufriedenheit entsprang einfach aus dem Umstande, dass sie mehr

forderten, als die damaligen Kräfte zu leisten vermochten. Mitglied der Akademie zu werden galt damals, ebenso wie auch jetzt noch, für eine grosse Auszeichnung, und mir wurde sie in den ersten Tagen meines vierundzwanzigsten Lebensjahres zu Theil, als die Reiseskizzen, welche ich für das „Árvizkönyv“ geschrieben hatte, sich noch unter der Presse befanden. Ich setzte daher meine historischen Studien mit doppeltem Eifer fort, wobei ich mich aber mit besonderer Vorliebe mit der archäologischen Literatur befasste.

Ausserdem fand ich auch in der Eperieser Gesellschaft drei oder vier geistreiche schöne Frauen, so dass ich mich auch in geistiger und geselliger Beziehung nicht mehr vereinsamt fühlte. In heiterer Stimmung durchlebte und genoss ich meine Jugendzeit.

V.

Zu Beginn des Frühjahres 1839 begann sich die politische Lage zu ändern. Wiener Nachrichten wollten wissen, Fürst Metternich habe endlich eingesehen, dass das System der politischen Prozesse nicht zum Ziele führe, das Land keineswegs einschüchtere, sondern im Gegentheile die Aufregung steigere und die Stimmung noch gereizter mache. — Da aber der Fürst durchaus nicht zu den Menschen gehörte, welche man später Prinzipienreiter nannte, da er ferner die Reaktion nicht als Selbstzweck, sondern nur als Mittel zur Herstellung der Ruhe und zur Befestigung des inneren Friedens betrachtete, so sprach man davon, dass im System eine Aenderung eintreten werde, und dass die jüngeren Staatsmänner der konservativen Partei, Graf Aurel

Dessewffy, Baron Samuel Jósika und Andere, die sich um sie geschaart hatten, schon genügenden Einfluss erlangten, um den alten verknöcherten Bureaukraten gegenüber ihre Fortschrittspläne zur Geltung zu bringen.

Diese Gerüchte fanden bald ihre Bestätigung. Das Amtsblatt meldete, dass der Judex Curiae Graf Cziráky mit dem Titel eines Ministers nach Wien versetzt, Pankraz Somssich ebenfalls nach Wien zum Staatsrath befördert, Graf Anton Majláth an die Stelle des Grafen Fidel Pálffy zum Hofkanzler, der allgemein geachtete Georg Majláth zum Judex Curiae und Szerencsy zum königl. Personal ernannt worden sei. Auch ein neues politisches Blatt wurde konzessionirt, was damals für ein grosses Ereigniss galt. Es war der „Hirnök", welcher von Josef Orosz redigirt wurde und mit Rücksicht auf den bald zu eröffnenden Reichstag in Pressburg erschien. — Josef Orosz war ursprünglich deutscher Schriftsteller. Er hatte die Geschichte des Reichstages von 1830 und die „Terra incognita", welche wegen ihrer patriotischen Tendenz vom Publikum mit grossem Beifall aufgenommen wurde, herausgegeben. Jetzt schloss er sich der neuen konservativen Richtung an und weil die Zensur keine Politik in den Zeitungen duldete, polemisirte er mit dem „Athenäum", indem er die Oper in Schutz nahm, als Bajza im „Athenäum" dagegen protestirte, dass man im Nationaltheater die Oper zum Nachtheile des Schauspieles bevorzuge. Die Theaterangelegenheiten wurden zu jener Zeit überhaupt sehr ernst genommen, so dass der Pester Vicegespan Földváry ein mandatum compulsorium erwirkte, um gegen Bajza wegen einer Kritik, in welcher die Direktion des Nationaltheaters streng beurtheilt wurde, eine Untersuchung einzuleiten.

Mit dem Herannahmen des Tages der Deputirtenwahl trat die Politik wieder in den Vordergrund, obwohl man im ganzen Lande vom nächsten Reichstage nicht viel erwartete, weil Jedermann einsah, dass es nur ein Gravaminal-Reichstag sein werde, dessen Zeit ganz durch Debatten über die Redefreiheit, über die Unregelmässigkeiten im politischen Prozesse der jungen Leute, über die Verurtheilung Wesselényi's und Kossuth's und über die Vorladung so vieler ausgezeichneter Patrioten vor Gericht, ausgefüllt werden würde. Man wusste, dass die Stände die prinzipielle Frage nicht fallen lassen durften, dass aber auch die Regierung, selbst wenn sie zu Konzessionen bereit sein sollte, sich nicht durch das Geständniss kompromittiren könne, dass ihre Politik während der letzten Jahre verfehlt, ja gesetzwidrig gewesen sei. Man wusste, dass die Stände dieses Geständniss, welches nicht nur das Ansehen der Regierung, sondern auch das der obersten Gerichtshöfe gefährdet hätte, fordern würden und deshalb war es wahrscheinlicher, dass der Reichstag trotz der versöhnlichen Absichten des Hofkanzlers resultatlos verlaufen, als dass er zu einer Verständigung führen würde.

In den Komitaten bereitete man sich natürlich mit der grössten Leidenschaftlichkeit zu den Wahlen vor, denn wenn es der Regierung gelingen sollte, ihrer Partei eine, wenn auch noch so geringe Majorität zu verschaffen, so waren die Schwierigkeiten wohl gelöst, das Prinzip aber wäre zu Falle gebracht. Ja selbst eine ansehnliche Minorität konnte der Regierung die Hoffnung bieten, durch Abänderung der Instruktionen die Majorität zu erringen, wenn die Resultatlosigkeit die Komitate nach und nach ermüdet haben würde.

Die Regierung konnte sich übrigens auf die Ko-

mitate nicht verlassen und es schien, als wolle sie diese durch die Stimmen der Städte paralysiren. Das Votum der Städte fiel bekanntlich bei den Abstimmungen kaum in's Gewicht, denn dass alle Städte zusammen nur eine einzige Stimme besassen, glich eher einer Verhöhnung, als einem Rechte, und wenn die Städtedeputirten verlangten, dass ihre Stimmen einzeln gezählt werden sollten, antworteten die Komitatsdeputirten mit dem Vorwurfe, dass sie nicht das bürgerliche Element, sondern nur den sogenannten äusseren Rath, die Wahlbürger vertreten, die auf Lebenszeit gewählt sind und sich selbst ergänzen; in den meisten Städten gebe es nicht einmal fünfzig und nur in Pest hundert Wahlbürger. Die Forderung der Städte wurde daher bis zur Reform des Reichstages und der Munizipien, dass heisst: ad calendas graecas verschoben.

Im ganzen Lande wurden die Vorbereitungen zu den Wahlen und noch mehr zur Feststellung der Instruktionen mit der grössten Lebhaftigkeit getroffen. Im Sároser Komitate waren bisher die Komitatsrestaurationen immer mit einer viel grösseren Aufregung verbunden, als die Deputirtenwahlen. Es fanden sich Wenige, die gerne bereit waren, sich für längere Zeit nach Pressburg zu begeben und wenn der Reichstag länger als ein Jahr dauerte, legte bald der erste, bald der zweite Deputirte sein Mandat nieder, um seine Landwirthschaft nicht in Verfall gerathen zu lassen. — Man wählte daher bei uns am liebsten Regierungsbeamte zu Deputirten, die dann, wenn sie der Regierung gute Dienste leisteten, auf ein Avancement rechnen konnten. Auch diesmal wusste man nur so viel, dass der vor Kurzem gewählte Obernotär Ladislaus Piller, welcher das Sároser Komitat schon während des letzten

Abschnittes des vorigen Reichstages vertreten hatte, der eine Deputirte sein werde.

Eines Tages fragte mich mein Oheim, was ich wohl dazu sagen würde, wenn er mich zum Deputirten wählen liesse? Ich erröthete; es war mir unbegreiflich, wie ich als Protestant und als ein zur Opposition gehörender junger Mann in einem katholischen, höfisch gesinnten Komitate, in welchem man die Jugend nicht zu berücksichtigen pflegte, zum Reichstag gewählt werden könne. Ich erklärte daher, dass ich die Sache für unmöglich halte.

— Ueberlasse das mir, das ist meine Sache, antwortete Fejérváry, wir werden schon sehen, was sich thun lässt.

Der damalige Stadthauptmann von Eperies, Podhorányi, war ein Mann, der seines Amtes mit Energie waltete und sich um politische Fragen nicht viel kümmerte, der aber in den letzten Jahren bei zwei oder drei Wahlen als Hauptfaiseur der Regierungspartei gewirkt hatte. Er kannte das ganze Komitat, er wusste um alle Familienverbindungen und Familienzwistigkeiten; bei jeder Abstimmung vermochte er voraus zu berechnen, wer die Majorität haben und wie gross sie sein werde; er war mit einem Worte der unfehlbare Regisseur aller Wahlen im Sároser Komitate. Fejérváry wendete sich daher vor Allem an Podhorányi und besprach mit ihm die Frage, in welcher Weise meine Wahl zum Deputirten durchgesetzt werden könne.

Zwei Tage nach dieser Unterredung begann Podhorányi im Eperieser Kasino in Gegenwart vieler Kasinomitglieder sich mit seinem unbegrenzten Einflusse im Sároser Komitate zu brüsten. Einige seiner Bekannten lachten ihn wegen dieser Uebertreibungen aus; sie

stellten es in Abrede, dass er einen so grossen Einfluss besitze. Podhorányi rief nun im höchsten Affekte aus:

— Glaubt oder wettet! Ich biete tausend Gulden, dass ich im Stande bin, im Sároser Komitate was immer durchzusetzen!"

Nun legte mein Oheim die Zeitung, welche er eben las, aus der Hand und entgegnete ernst:

— Es gilt, ich halte die Wette, hier sind tausend Gulden. Podhorányi nahm ebenfalls einen Tausender aus seiner Brieftasche, beide Banknoten wurden in ein Kouvert geschlossen, versiegelt und für den Gewinnenden deponirt.

— Hinsichtlich welcher Angelegenheit sind Sie also der Ansicht, Herr Assessor, dass ich nicht im Stande sei sie durchzusetzen?

— Sie sind nicht im Stande meinen Neffen Franz Pulszky zum Deputirten wählen zu lassen.

Nun rief Podhorányi aus:

— Fordern Sie was immer nur dies Eine nicht! Ich nehme die Wette zurück, ich kann mich ja als Anhänger der Regierung nicht kompromittiren.

Die Zeugen dieser Scene lachten, Fejérváry aber erklärte, er habe nun einmal Podhorányi's Wort und gebe es nicht zurück; für Podhorányi komme nicht die Summe, auf welche die Wette sich bezieht, sondern der Umstand in Betracht, dass man ihn als einen Prahlhans betrachten werde, der sein Wort nicht einlösen könne.

Der Stadthauptmann begab sich sogleich zum Vicegespan Benjamin Péchy und erzählte diesem, in welche Falle er gerathen sei. Péchy nahm die Sache nicht so ernst, denn er war unserem Hause befreundet, und auch bei anderen Mitgliedern der Regierungspartei

stiess meine Kandidatur Anfangs nicht auf Widerspruch. Nach einigen Tagen trat jedoch eine plötzliche Aenderung der Stimmung ein. Der Vicegespan erhielt nämlich ein Präsidialschreiben des Hofkanzlers, worin gesagt war, Graf Aurel Dessewffy werde im Sároser Komitate als Kandidat auftreten und die Regierung wünsche, dass seine Kandidatur energisch unterstützt werde.

Graf Aurel Dessewffy war bisher nie in unseren Kongregationen erschienen: er besass wohl im Sároser Komitate ein Gut, doch waren Pest und Kaschau die Schauplätze seiner Thätigkeit gewesen, so dass der Adel des Sároser Komitates ihn gar nicht kannte: allein die Empfehlung der Regierung war bei uns von sehr grossem Gewichte.

Graf Aurel kam bald darauf nach Eperies und besuchte auch meine Eltern. Fejérváry fragte ihn bei dieser Gelegenheit, ob er nicht geneigt wäre, seine Kandidatur mit der meinen zu verbinden?

— Das kann ich nicht thun, antwortete Dessewffy, obgleich ich Feri viel besser kenne, als Piller, und er mir auch viel lieber ist als jener. Allein hier befinde ich mich in den Händen meiner Partei und in Pressburg werde ich eine leitende Rolle spielen, weshalb ich es nicht dulden könnte, dass meine Wirksamkeit wann immer von meinem Kollegen, dem zweiten Deputirten, gehemmt werde.

Dadurch war die Situation geklärt. Es bildeten sich zwei Parteien; Graf Aurel Dessewffy und Obernotär Piller waren die Kandidaten der einen, der zweite Vicegespan Stefan Kapy und Franz Pulszky die Kandidaten der anderen Partei. Und nun begann die Kortesagitation, das Werben um die Stimmen der Wähler.

Der verbauerte, sogenannte Bundschuh-Adel zählte im Sároser Komitate kaum hundert Mitglieder, welche bei den Wahlen selten erschienen, jetzt aber versicherten wir uns sofort dieser Stimmen. Die katholischen und ruthenischen Geistlichen, dann die Komitatsbeamten sprachen sich für Dessewffy aus; dagegen unterstützten die Protestanten, die Opposition und die meisten Mitglieder der Familien Szinyey und Berzeviczy meine Kandidatur. Es war daher schon vor der zur Feststellung des Wahlaktes einzuberufenden Kongregation klar, dass meine Sache gut stehe. Es gab kaum über tausend Stimmberechtigte, deren Majorität für mich gewonnen war, denn im Sároser Komitate besassen auch die adeligen Witwen das Stimmrecht, welches sie gewöhnlich durch Bevollmächtigte auszuüben pflegten, und diese Damen, mehr als hundert, gehörten ohne Ausnahme zu meiner Partei; es war vorauszusehen, dass sie den Ausschlag geben würden. Mit Rücksicht auf diesen Umstand setzte die Regierungspartei in der die Wahl vorbereitenden Kongregation, in welcher die Liste der Stimmberechtigten authentizirt wurde, den Beschluss durch, dass Niemand mittelst einer Vollmacht stimmen dürfe, sondern dass die Stimmberechtigten persönlich bei der Urne erscheinen müssten. Die Regierungspartei hoffte, dass dieser Beschluss die stimmberechtigten Witwen von der Wahl ferne halten würde, denn es lässt sich nicht leugnen, dass man bei den Wahlen so manchen Stoss mit in den Kauf nehmen musste und oft genug in arges Gedränge gerieth.

Die Instruktion für die Deputirten wurde in der Frage der Redefreiheit trotz aller Anstrengungen unserer Partei im Sinne der Regierung festgestellt, in allen anderen Fragen aber liess man den Deputirten — so

wollte es Dessewffy, dessen Wort in dieser Kongregation entscheidend war — ziemlich freie Hand. Die Wahlagitation nahm nach dieser Kongregation einen geräuschlosen Verlauf, denn es war zu jener Zeit im Sároser Komitate noch nicht üblich, die Wähler vor der Wahl durch Essen und Trinken zu gewinnen, Volksversammlungen zu veranstalten und auf offenen Plätzen Reden zu halten. Die Kandidaten besuchten die angesehenen und einflussreichen Herren und waren bemüht, sowohl auf sie, als auch auf ihre Familien einen guten Eindruck zu machen.

Endlich war der Vorabend des Wahltages da. — Als die Wähler ihren Einzug gehalten hatten und die Parteien gesondert Stellung nahmen, war es für Aurel Dessewffy klar, dass er wahrscheinlich in der Minorität bleiben werde. Seine Partei führte daher im letzten Momente eine sehr geschickte Intrigue durch, um meine Pläne zu Schanden zu machen. Spät Abends kam Stefan Kapy, den unsere Partei zum Kandidaten für die erste Deputirtenstelle erkoren hatte, in grösster Aufregung zu uns und erklärte, dass er auf die Kandidatur verzichte, denn die Regierung habe ihm für diesen Fall ein Amt zugesichert; wir sollen daher nicht verlangen, dass er seine Zukunft und die Interessen seiner Kinder durch die Wahl gefährde; er wolle nicht gewählt werden und reise augenblicklich auf seinen Landsitz.

Vergebens sagte ihm Ujházy, dass man ihn hintergehen werde, vergebens erklärte Podhorányi, dass es nicht schön sei, seine Partei im letzten Augenblicke zu verlassen, Kapy wurde immer wüthender, er schrie, er wollte duelliren, seine Nervösität steigerte sich beinahe bis zum Wahnsinn. Es gelang uns nur mit schwerer

Mühe ihn in seine Wohnung zurückzubringen. Nach dieser Scene beriethen wir, was nun zu thun sei. Dessewffy's Wahl schien gesichert und doch durften wir nicht zugeben, dass unsere Partei entmuthigt und bei der ersten Wahl ohne Kampf geschlagen werde. Wir beschlossen daher, Kapy fallen zu lassen und bei der Wahl des ersten Deputirten für Ladislaus Piller, den die Gegenpartei für die zweite Deputirtenstelle kandidirt hatte, zu stimmen. — Wir rechneten dabei darauf, dass einzelne Mitglieder der Regierungspartei aus persönlichen Rücksichten für Piller gegen Dessewffy stimmen würden.

Wir begaben uns daher in das Hauptquartier unserer Wahlagenten, unserer Kortes, und machten sie mit der Aenderung des Wahlplanes bekannt; es gelang uns nur mit schwerer Mühe die zum Bundschuh-Adel gehörenden Wähler, die schon ziemlich berauscht waren, zu belehren, dass sie nicht Kapy, sondern Piller rufen sollten. Wir verbrachten die Nacht in grösster Aufregung. Am nächsten Morgen zogen die Parteien von den zwei entgegengesetzten Endpunkten der Stadt zum Komitathause, wo die Gegenpartei, als sie die Namen unserer Kandidaten hörte, in solche Wuth gerieth, dass es grosser Anstrengungen bedurfte, um eine Schlägerei zu verhüten.

Viele Wähler der Dessewffy-Partei meinten, dass Piller sie verrathen habe; Piller selbst gerieth in die grösste Verlegenheit; er protestirte laut dagegen, dass man seinen Namen an erster Stelle nannte; allerdings wolle er Deputirter werden, aber nicht an erster, sondern nur an zweiter Stelle, er trete ja nicht gegen Dessewffy, sondern gegen mich auf. Die Verwirrung war unbeschreiblich. Endlich erfolgte die Eröffnung

der Sitzung; es wurde das königl. Reskript verlesen, der Obergespan ernannte die Skrutiniums-Kommission und forderte die Stände auf, zur Wahl zu schreiten. Nun brach ein toller Lärm los. Dessewffy wurde von seinen Anhängern emporgehoben und herumgetragen; darauf ergriffen einige meiner Parteigänger Piller, den sie trotz seines Sträubens auf ihre Schultern hoben; die Gegenpartei suchte ihn herunter zu ziehen, Einige hoben ihn empor, Andere rissen ihn zurück, so dass der arme Kandidat bald über den Köpfen der Menge schwebte, bald im Gedränge verschwand. Endlich wies der Obergespan auf eine Tafel, welche hinter ihm emporgezogen wurde und auf welcher mit grossen Buchstaben geschrieben stand: „Abstimmung."

Nun trat Stille ein; die Menge verliess den Saal und drängte sich in den Hof, wo die Abstimmung begann. Da zog ein neuer Zwischenfall die Aufmerksamkeit auf sich. Hundertzwanzig Witwen traten, jede am Arme eines Herrn in das Komitathaus; sie begaben sich zur Urne und stimmten ohne Ausnahme für Piller. Sie hatten sich bei meiner Mutter versammelt, nach der Abstimmung aber begaben sie sich in die Wohnung des Vicegespans, dessen Gattin ihnen alle Zimmer öffnen liess. Selbst Aurel Dessewffy, der Arm in Arm mit mir auf und ab spazierte, und seiner beinahe schon entschiedenen Niederlage mit voller Ruhe entgegensah, fand an diesem Auftritte grosses Behagen.

Gegen Mittag erschien die Kommission wieder im Sitzungssaale und verkündete, dass Ladislaus Piller mit Stimmenmehrheit zum ersten Deputirten gewählt sei. Ich hatte in Folge dessen keinen Gegenkandidaten und wurde einhellig zum zweiten Deputirten des Sároser Komitates ausgerufen.

Nachdem der Obergespan dies enunzirt hatte, wurde ich von meinen Wählern ergriffen, auf die Schultern einiger kräftiger Männer gehoben und mit siegestrunkenem Lärm zum Obergespan getragen, der übrigens mit einigermassen gereiztem Tone ausrief: „Präsentirt ihn nicht mir, sondern zeigt ihn Denen, die ihn gewählt haben.“ Die Menge kehrte hierauf um und trug mich in die Nähe der Gallerie, auf welcher die Frauen Platz genommen hatten. Die Männer schrieen Éljen, die Frauen antworteten mit Tücherschwenken, es herrschte ein ungeheurer Lärm. Als wieder Ruhe eingetreten war, erhob sich Dessewffy von seinem Sitze. Er schilderte in einer schönen Rede die Aufgaben des nächsten Reichstages, begrüsste mich freundlich auf der politischen Laufbahn, gedachte mit einigen scharfen Worten auch des ersten Deputirten und drückte endlich Denen, die ihm ihr Vertrauen entgegengebracht und für ihn gestimmt hatten, mit auserlesenen Worten seinen Dank aus. Die taktvolle Rede wurde mit ausserordentlichem Beifalle aufgenommen. Piller sprach ebenfalls einige Worte, ich desgleichen, ein witziger Táblabiró aber brachte das für einen Kartenspieler nicht üble Bonmot in Umlauf: Dessewffy hatte zwar die Honneurs, Podhorányi aber wusste die Karten so zu mischen, dass Piller doch den Trick machte.

Auf dem Reichstage.

(1839—1840.)

I.

Die Welt der Ideen kennt den Stillstand ebenso wenig, als die materielle; keine Generation gleicht ihrer Vorgängerin, die Bedeutung der Worte, der Symbole erleidet im Laufe der Zeit Veränderungen, was vor vierzig Jahren das Ziel heisser Wünsche war, ist uns heute gleichgiltig. Wer die Geschichte der Moden studirte, dem ist es bekannt, dass der Zylinderhut vor hundert Jahren eine französische Nachahmung des Quäker-Hutes war, welchen Franklin trug, dass er als Symbol der Freisinnigkeit, des republikanischen Ideals, der Revolution galt, deshalb die Aufmerksamkeit der Polizei auf sich zog und an vielen Orten behördlich verboten wurde, während er gegenwärtig zu den unerlässlichen Bestandtheilen eines korrekten Salon-Anzuges gehört. Wenn man im Jahre 1839 ein Liberaler war, so bedeutete dies so viel, dass man zur Opposition gehörte, auf die Hoffnung ein Amt zu erlangen verzichtete, sich den geheimen Verleumdungen der Denunzianten und dem Hohne der offiziellen Kreise aussetzte, welche dann selbst der Erlangung eines für das Ausland giltigen Passes Schwierigkeiten in den Weg legten. Jetzt nennt sich die Reaktion liberal und so mancher

alte verknöcherte Konservative, welcher die ehemalige Bedeutung der Worte noch nicht vergessen konnte, hört es mit nicht geringem Staunen, dass man ihn zu den Liberalen zählt, obwohl er seine Ansichten nie änderte. Es hat eben nur die Bedeutung der Benennung eine Veränderung erfahren. Diese Aenderung ging jedoch nur schrittweise vor sich und begann schon auf dem Reichstage von 1839. Selbst die Wiener maassgebenden Kreise waren nicht mehr im Stande, die blöde Reaktion, welche nach Beendigung der französischen Kriege zur Herrschaft gelangt war und in den politischen Prozessen noch einmal aufflackerte und ihr letztes Gift verspritzte, noch länger aufrecht zu halten; die Ideen der Neuzeit fanden unter den jüngeren Regierungsbeamten und Aristokraten immer mehr Anhänger, der Einfluss Széchenyi's nahm nicht nur nach unten sondern auch nach oben zu, es war schon offenbar, dass die Regierung genöthigt sein werde den Forderungen des Zeitgeistes nachzugeben. Man beschloss daher in Wien, dass der zu eröffnende Reichstag vor Allem die Aufgabe haben solle, die Versöhnung herbeizuführen. Aus diesem Grunde entfernte man die verhasstesten Männer. Graf Anton Majláth trat als Hofkanzler an die Stelle des Grafen Fidel Pálffy, Graf Cziráky wurde als Minister, Pankraz Somssich als Staatsrath nach Wien versetzt, der schweigsame Georg Majláth wurde zum Judex Curiae, der stets plaudernde Szerencsy zum königl. Personal ernannt, der hochgebildete geniale Graf Aurel Dessewffy wurde bei der Magnatentafel der Führer der jüngeren Mitglieder der Regierungspartei. Trotzdem gestaltete sich die Herbeiführung der Versöhnung viel schwieriger, als man allgemein geglaubt hatte. Es hatte noch nie so viel

Gravamina gegeben als eben jetzt; der Kampf um die Redefreiheit und die Opfer dieses Kampfes hatten die Gemüther verbittert; die Regierung hatte zwar bei den Wahlen die grösste Pression angewendet, allein sie vermochte es nicht zu verhindern, dass die Mehrzahl der Komitate ihren Deputirten oppositionelle Instruktionen ertheile. In Tolna, wo es zu Thätlichkeiten kam, verweigerte das Komitat den Deputirten das Beglaubigungsschreiben; das Pester Komitat wählte den Grafen Gedeon Ráday, da er aber in einen politischen Prozess verwickelt war, erlaubte die Regierung nicht, dass er im Reichstage erscheine; eines der annektirten siebenbürgischen Komitate sandte überhaupt keinen Deputirten und weigerte sich die Kompetenz des ungarischen Reichstages anzuerkennen, während der höhere katholische Klerus, mit dem Grosswardeiner Bischof an der Spitze, den interkonfessionellen Frieden durch den Streit über die gemischten Ehen störte. Die Regierung war wohl bereit nachzugeben, doch nur unter der Bedingung, dass sie ihr Ansehen, sowie das des obersten Gerichtshofes vollständig wahre. Es gab mit einem Worte eine endlose Reihe von Wirren. Ausserdem stand das Ablaufen der Giltigkeit des Gesetzes von 1830 bevor, durch welches das damalige Rekrutenkontingent mit einer zehnjährigen Dienstzeit votirt worden war. Dieser Umstand gab der Opposition eine um so gewaltigere Waffe in die Hand, als Metternich die politischen Verwicklungen im Orient, welche im Jahre 1840 bald nach dem Schlusse des Reichstages in der That eintraten, damals schon ahnte. In Folge dieser Verhältnisse gestaltete sich der Reichstag zu einem Meisterwerke geschickter Schachzüge und fortwährenden Diplomatisirens, welchem die illustren Persönlichkeiten, die theils an der Deputirtentafel, theils

bei den Magnaten eine Rolle spielten, einen lebhaften dramatischen Charakter verliehen.

In der ersten Freude, dass es mir gelungen war in die politische Laufbahn einzutreten, kümmerte ich mich um diese Angelegenheiten wenig. Ich eilte vor Allem nach Szárnya im Gömörer Komitate, um meiner theuren Schwester, der Frau von Radvánszky, persönlich die freudige Nachricht von meiner Wahl zu überbringen (Telegraphen, welche die Distanzen verschwinden lassen, gab es damals noch nicht.) — Ich wusste, dass ihr diese Nachricht grosse Freude bereiten würde, denn wir waren einander mit einer Innigkeit zugethan, die unter Geschwistern selten vorkommt. Von dort begab ich mich über Miskolcz, wo der Obergespan Nikolaus Vay es gar nicht glauben wollte, dass Dessewffy unterlegen und ich gewählt worden sei, zu meinem Freunde Baron Josef Eötvös nach Sály, wo das alte Familienhaus noch die zahlreichen Risse zeigte, die im vorigen Jahr durch ein heftiges Erdbeben verursacht worden waren. Wir gaben uns während der ganzen Nacht schwärmerischen Betrachtungen hin, entwarfen Pläne und profezeiten der fernen Zukunft eine grössere Bedeutsamkeit als der nächsten Zeit, von welcher wir keine wichtigeren Aenderungen erwarteten, obwohl wir von der Unhaltbarkeit der gegenwärtigen Zustände überzeugt waren. — Abends kam auch der alte Baron Eötvös an, der im Geheimen über die Niederlage Dessewffy's keineswegs ungehalten war, denn er liebte die neue Generation der Regierungsmänner nicht. Er war noch ein Bureaukrat der alten Schule, welche glaubte, dass man mit schönen Reden und starker Hand, mit einiger Verschlagenheit und gewaltthätigem Vorgehen in Ungarn Alles durchsetzen könne.

Trotzdem ermahnte er mich sehr ernst, dass ich dem Rathe Dessewffy's folgen und mich dem rechten Zentrum anschliessen solle, weil das rechte Zentrum stets mehr durchzusetzen vermöge, als das linke.

Von Pest reiste ich mit dem Dampfschiffe nach Pressburg, wo die Deputirten sich schon zu versammeln begannen. — Sie erhielten in Pressburg unentgeltlich Wohnungen, denn die Hauseigenthümer waren verpflichtet, den dritten Theil jedes Hauses den Mitgliedern des Reichstages zu überlassen, doch fanden die jüngeren, unverheiratheten Deputirten, besonders wenn sie zur Opposition gehörten und den Grafen Karl Eszterházy, der als Oberststallmeister-Stellvertreter für Wohnungen zu sorgen verpflichtet war, nicht persönlich kannten, gewöhnlich eine sehr unbequeme Unterkunft. Mein erster Besuch galt dem alten Paul Nagy, dem berühmten genialen Oppositionsredner der früheren Reichstage. Die Hofkanzlei hatte ihn zum Vermögens-Kurator des unter Sequester gestellten Grafen Pálffy ernannt und diesem Umstande schrieb es die Welt zu, dass der grosse Redner oft mit der Regierung stimmte. Dies war aber zum grossen Theile eine ungerechte Verdächtigung, denn Paul Nagy war noch immer der alte, nur passte seine Opposition nicht mehr in den neuen liberalen Ideenkreis. So oft aber die Emanzipation der Urbarial-Unterthanen zur Sprache kam, wurde er warm und forderte, dass man auch die Nichtadeligen in die Bollwerke der Verfassung aufnehme. Mit noch grösserer Begeisterung donnerte er gegen die nationale Entartung und gegen die Deutschthümelei der Magnaten; es war bis an das Ende seiner Tage der höchste Wunsch seines Lebens, dass sie Wien verlassen, nach Ungarn zurückkehren, ungarisch sprechen und fühlen und ihre Güter

durch Ungarn in ungarischem Sinne verwalten lassen. Mir ertheilte er sofort einen scherzhaften Verweis, weil ich ihn nicht mit „Du“ angesprochen hatte; es ist, so sagte er, eine aus alten Zeiten stammende Tradition, dass die Deputirten einander ohne Rücksicht des Alters dutzen, ebenso wie die Magnaten es unter einander thun. Diese Sitte erstreckte sich übrigens nicht auf die städtischen Deputirten, weil sie zu Hause am Komitatsleben nicht theilnahmen und individuell nicht zu den „Gliedern der heiligen Krone“ gehörten; dies waren nach den alten Gesetzen blos die Adeligen.

Der Geist des Kastenwesens war noch überall fest eingewurzelt. Die Magnaten schlossen sich von den Deputirten, die Vertreter der Komitate von jenen der Städte ab, mit der Bevölkerung von Pressburg traten die Mitglieder des Reichstages kaum in Berührung. — Innerhalb einiger Tage hatte ich die Bekanntschaft aller Deputirten gemacht, dem königl. Personal mein Beglaubigungsschreiben vorgelegt und an einer gemeinsamen Aufwartung des Reichstages beim alten Palatin theilgenommen.

Anfangs Juni kam König Ferdinand mit der Königin nach Pressburg, um den Reichstag persönlich zu eröffnen. Er fand einen kalten, blos offiziellen Empfang. Es fehlte wohl nicht an Éljen-Rufen, auch wurde die Stadt beleuchtet, doch trat nirgends Begeisterung zu Tage. Ferdinand empfand diese Gleichgiltigkeit schmerzlich, denn er war den Ungarn sehr gewogen. — Aus diesem Grunde gab er recht gerne die Erlaubniss, dass der Reichstag ihn in ungarischer Sprache begrüsse, nach der feierlichen Reichstagseröffnung aber wechselte er bei der Vorstellung der Deputirten im Primatialpalaste mit Jedem einige gemüthliche Worte. In seinen

geisthosen Zügen spiegelte sich die Herzensgüte, man sah es ihm an, dass er gerne Jedem etwas Verbindliches bieten möchte. Als der Deputirte des Krasznaer Komitates, Baron Ladislaus Bánffy, vorgestellt wurde, sagte Ferdinand: „Sie sind ein Siebenbürger, ich weiss, dass Sie viele Klagen haben. Auch in Italien war es so, als ich aber nach Mailand kam, wendete sich gleich Alles zum Besseren. Ich wäre auch gerne nach Siebenbürgen gekommen, aber man hat es mir nicht erlaubt.“ Er wurde des Sprechens bald müde, wusste kaum mehr was er reden sollte, und doch hätte er gerne Jedem etwas Angenehmes gesagt. An einen Deputirten richtete er die Frage, ob sein Vater und seine Mutter noch am Leben seien, und als die Antwort bejahend lautete, sagte Ferdinand: „Schreiben Sie ihnen, dass ich sie grüssen lasse.“ Nach der feierlichen Reichstagseröffnung machte Ferdinand einen Ausflug nach Raab, er hielt sich eine ganze Woche in Ungarn auf, bevor er nach Wien zurückreiste. Das war zu jener Zeit ein seltenes Ereigniss und wurde zur Befriedigung der bekannten Aspirationen des ungarischen Volkes, dass der König sich zeitweilig auch in Ungarn aufhalte, für genügend erachtet. Damals konnte noch nicht die Rede davon sein, dass der König jährlich Wochen und Monate in Ungarn zubringe. Nur in ausserordentlichen Fällen kamen kurze Besuche des Königs vor, welche dann in den Protokollen der Städte und Komitate als ein grosses Ereigniss verzeichnet wurden; wiederholten doch die Reichstage seit dreihundert Jahren vergebens die Bitte, dass der Monarch einen Theil des Jahres in Ungarn zubringen möge. — Der soeben erwähnte Besuch des Königs hatte aber auf den Reichstag keinen Einfluss.

Franz Deák, dessen leitende Rolle von allen

Abgeordneten anerkannt wurde, stand zu dieser Zeit im schönsten Mannesalter; sein Embonpoint, welches einem Alter von 35 Jahren nicht entsprach, machte ihn keineswegs schwerfällig; er unternahm täglich weite Spaziergänge, gewöhnlich in der schönen Pressburger Au, wobei er stets von mehreren Kollegen begleitet war, die mit Aufmerksamkeit und Vergnügen seinen politischen Erörterungen lauschten und über seine schalkhaften Anekdoten lachten. Man hatte ihn allgemein sehr lieb, denn er war ein ebenso angenehmer Erzähler, wie aufmerksamer Zuhörer, er fiel Niemand in's Wort, verstand selbst Widerspruch zu ertragen und wenn Jemand etwas Ungereimtes sagte, wies er in gutmüthigem Tone die Unrichtigkeit nach, so dass Niemand sich verletzt fühlte und Jedermann seine geistige Ueberlegenheit gerne anerkannte, während die letzterwähnte Eigenschaft Anderen gewöhnlich nur Feinde und Neider zuzieht. Deák war selten ohne Zigarre oder Tabakspfeife im Munde zu sehen; in seinem Zimmer prangte eine Sammlung auserlesener Meerschaumpfeifen, und ein schön angerauchter, von Nagy geschnittener Meerschaumkopf war das einzige Geschenk, welches er von seinen Freunden annahm. Auch seiner äusseren Erscheinung widmete er die gehörige Aufmerksamkeit; er trug stets einen schwarzen Anzug, eine weisse Weste und eine schwarze Atlas-Halsbinde, welche auch die Brust bedeckte. Seine imposante Erscheinung, sein geistreiches Auge, welches unter charakteristischen buschigen Augenbraunen hervorleuchtete und sein breites unregelmässiges Gesicht belebte, wendete ihm auch die Aufmerksamkeit der Frauen zu. Er wich jedoch der Damengesellschaft aus und blieb auch in dieser Beziehung dem orientalischen Charakter der Nation treu, denn es gibt kein

Land in Europa, in welchem die Frauen einen so geringen Einfluss auf das politische und gesellschaftliche Leben ausüben, als in Ungarn; das westeuropäische Salonleben vermochte sich bei uns nicht einzubürgern.

Gabriel Klauzál war der treue Begleiter Deák's. Er war von etwas kleinerer Statur, auf seinem dunkeln Gesichte lag stets ein melancholischer Ausdruck. Seine Reden waren ernst, aber leidenschaftlich und stets in einem wärmeren Tone gehalten, als die Reden Deák's. Klauzál hatte sich seinem Freunde bereitwillig untergeordnet, von einem Wettstreite konnte zwischen ihnen nicht die Rede sein.

Während der zweiten Hälfte des Reichstages war der blonde, kahlköpfige Stefan Bezerédy der Dritte in diesem Bunde. Er unterschied sich von seinen Freunden durch eine ausserordentliche Lebhaftigkeit, welche ihn nie lange an einem Orte ausharren liess, er machte sehr gerne Besuche und nächst der Politik widmete er dem Lesen und dem Briefschreiben die meiste Zeit. — Der makellose Charakter dieser drei Männer war von aller Welt anerkannt, so dass selbst die Verleumdung sich ihnen nicht zu nahen wagte. Ganz anderen Temperamentes war Eugen Beöthy, den wir den kleinen Korporal nannten. Er lebte im ewigen Kriege, neckte sich, schrie und stritt mit jedem Konservativen, der ihm in den Weg kam, im Biharer Komitate mit Tisza, in Pressburg mit der Hofpartei, wobei sein Auge blitzte und sein Gesicht erglühte. Und doch kannte ich keinen Menschen, der ein wärmeres Herz besessen hätte, als Beöthy.

Von den Notabilitäten früherer Reichstage waren in Pressburg noch Nikolaus Somssich, der alte Dionys Pázmándy, Marczibányi, Bernáth und Palóczy anwesend.

Deák verstand es diesen Männern gegenüber sich so zu benehmen, dass sie stets der Meinung waren, er befolge ihre Rathschläge und lasse sich von ihnen leiten.

Unter den neuen Deputirten zeichnete sich Moriz Szentkirályi durch scharfe Logik und durch ein ausserordentlich zerstreutes Wesen aus; — er war ziemlich eigensinnig und in den Konferenzen selbst Deák gegenüber nicht leicht nachgiebig. Der junge, aber schon kahlköpfige Szegedy sprach in langen, zierlichen und inhaltlosen Phrasen; bedeutender war der alte tapfere Insurgent Hunkár mit einer schönen Säbelnarbe im Gesichte, die er sich in der Raaber Schlacht von einem französischen Kürassier geholt hatte; Béla Wenckheim, der tadellose Kavalier, der brustkranke Kárász und eine ganze Schaar junger Männer, deren politischer Standpunkt sich erst später genauer präzisirte, wie z. B.: Baron Gabriel Prónay, Graf Emanuel Péchy, Thomas Návay, Péterffy, Bottka, Ladislaus Jankovics, Eugen Szentiványi und Georg Majláth, die alle das fünfundzwanzigste Jahr theils noch nicht erreicht, theils kaum überschritten hatten. — Majláth, obgleich erst einundzwanzig Jahre alt, war schon Vicegespan des Baranyaer Komitates und natürlich Mitglied der Hofpartei.

Die Reihen der Regierungspartei zählten nur zwei Deputirte, die mehr in den Vordergrund traten, und schon früher Reichstagsmitglieder gewesen waren, nämlich: den Statthaltereirath Josef Andrássy und den Hofsekretär Eduard Zsedényi. Andrássy war ein schöner Mann, der Liebling der Frauen, denen er stets den Hof machte; Vormittags schenkte er der Kassierin des Kaffeehauses, welches dem Primatialpalaste gegenüber lag und von vielen Deputirten besucht wurde, Nach-

mittags aber in der Au den Frauen der Deputirten seine Aufmerksamkeit. Der Zauber seiner Beredsamkeit vermochte seine Ideenarmuth nicht immer zu verbergen, dabei war er träge, so dass er oft erst während der Sitzung die Aktenstücke durchlas, über deren Inhalt er sprechen sollte; allein seine elegante Sprechweise fesselte die Aufmerksamkeit und dadurch brachte er die Antipathie, welche das Publikum den zur Regierungspartei gehörenden Deputirten gegenüber hegte, zum Schweigen. Zsedényi hatte trotz seiner schärferen Manier und seines schlechten Ungarisch eine gewisse Popularität errungen, denn er war stets heiterer Laune und entwickelte sowohl Männern als Frauen gegenüber eine unermüdliche Dienstfertigkeit; Niemand verstand es besser, als er, einen Kotillon zu arrangiren und — was bei uns als ein wahres Wunder betrachtet werden konnte — er blieb nie auf einen Brief die Antwort schuldig, dabei liess er jedem Bekannten, ohne alle Parteirücksichten, besonders aber den Zipsern und den Lutheranern seine Rathschläge und seine Fürsprache bereitwillig zu theil werden.

Ausser ihnen spielten noch zwei Deputirte der Regierungspartei eine bedeutendere Rolle. Josef Ürményi war, was Niemand in Abrede stellen konnte, ein Mann von europäischer Bildung, allein sein trockenes, schroffes Wesen und sein herrischer Ton hatten nichts Anziehendes; doch leistete seine unermüdliche Thätigkeit der Regierung grössere Dienste, als die glatte Beredsamkeit Andrássy's. Ürményi ergriff in den Sitzungen selten das Wort, doch verstand er es ausserhalb der Sitzungen die Menschen zu kapazitiren und zu gewinnen, denn es gab unter den Unabhängigen auch solche, die ihre Stellung höchst sonderbar auffassten. Der

Deputirte eines Komitates des Alföld zum Beispiel stimmte Anfangs mit Deák, als aber der auf die Redefreiheit bezügliche Entwurf von der Magnatentafel zum dritten Male zurückgeschickt wurde, antwortete er auf eine Anfrage Klauzál's: „Ich habe Euch recht lieb, deshalb stimmte ich schon zweimal mit Euch; aber ich stehe auch mit Ürményi auf freundschaftlichem Fusse, daher versprach ich ihm, diesmal mit ihm zu stimmen, sollte aber die Sache noch einmal vorkommen, so werde ich wieder zu Euch halten; von einem Freunde kannst Du doch nicht mehr verlangen." Was Ürményi, der Reichstagsdiplomat der Regierung ersann, das wurde in den Sitzungen von Nepomuk Zarka vorgetragen. Das angenehme Benehmen, die kernige Ausdrucksweise und die oppositionellen Antecedentien Zarka's machten die Amendements zur Adressklausel, durch welche Deák und dessen Partei nach und nach von ihrem ursprünglichen Standpunkte zurückgedrängt wurden, annehmbarer. Auch auf Alexander Luka, der auf diesem Reichstage meistens schwieg, jedoch mit Deák stimmte, gewann Ürményi grossen Einfluss, so dass Luka später zur Zeit des Administratoren-Konfliktes das enragirteste Organ der Regierung war.

Die städtischen Deputirten wurden auch diesmal nicht berücksichtigt, obwohl sich mehrere ausgezeichnete Männer unter ihnen befanden: Vághy, der ergraute Deputirte von Oedenburg, welcher später Beisitzer der Septemviraltafel wurde; Járy, welcher unter dem Namen Tretter einst zu den Mitgliedern des Kisfaludy-Kreises gehörte, später unter Bach in Wien eine Rolle spielte; Czech, der gelehrte Geschichtsforscher aus Raab; Eugen Toperczer, der Deputirte von Nagy-Bánya, und Fábry, der tüchtige Deputirte von Bartfeld, welcher sich mit

der Zeit zum Präsidenten der königl. Tafel emporschwang, waren die bedeutendsten ihrer Kollegen.

In den Regnikolarsitzungen führte der Personal Szerencsy den Vorsitz, doch besass er nur einen sehr geringen Einfluss, denn alle Arbeiten des Reichstages gingen nach und nach an die Zirkularsitzungen über, so dass die Regnikolarsitzungen sich auf die Authentikation der in den Zirkularsitzungen gefassten Beschlüsse beschränkten. Szerencsy fühlte, dass er in eine schiefe Stellung gerathen sei. Einst hielt er in einer Zirkularsitzung gegen den dort verfassten Adressentwurf eine lange Rede, auf welche — als Antwort — ein lautes: „Der Text soll bleiben" erfolgte. Er sah sich nach allen Seiten um, da aber Niemand sich erhob, Niemand das Wort ergriff, sprach er laut den Beschluss aus: „Nun so soll er bleiben", mit gedämpfter Stimme aber fügte er einen kräftigen Fluch hinzu. Da hob der Stenograph Hajnik den Kopf und fragte: „Excellenz, soll ich auch die letzten Worte in das Diarium aufnehmen?" — worauf Szerencsy zornerregt ausrief: „Dumme Frage!" Das ganze Haus brach in ein helles Lachen aus.

Die Sitzungen der Magnatentafel waren ebenfalls erregter als früher. Die Opposition, welche durch den mit einem festen Willen begabten, leidenschaftlichen und doch taktvollen Grafen Ludwig Batthyány organisirt worden war, erregte durch ihre Kühnheit Aufsehen, namentlich fielen in dieser Beziehung Fürst August Odescalchi, die Grafen Josef Pálffy, Kasimir Batthyány, Edmund und Eugen Zichy, Josef und Nikolaus Esterházy und vier Grafen Szapáry auf. Sie sprachen insgesammt schlecht ungarisch, um die Regeln der Logik kümmerten sie sich ebenso wenig, wie um die der

Grammatik, und doch erweckte ihr Auftreten im ganzen Lande grosses Erstaunen, denn die Nation vermochte es kaum zu glauben, dass es Magnaten geben könne, die es wagten dem Hofe entgegenzutreten. Graf Ladislaus Teleki war in Folge seiner geschickten Reden die glänzendste Erscheinung dieser Opposition; der gemässigte Graf Georg Károlyi und Graf Karl Zichy pflichteten ebenfalls oft den Ansichten der Ständetafel bei; Graf Stefan Széchenyi und Baron Josef Eötvös nahmen an den Debatten der Redefreiheit nur selten Theil, weil Beide diesem Streite keinen bleibenden Werth zuschrieben, die Gravaminalpolitik nicht liebten und sich mit Reformplänen trugen. Allein auch auf der Seite der Regierungspartei bekundete sich ein neuer Geist. Neben dem Grafen Aurel Dessewffy sassen der ritterliche Baron Samuel Jósika, Graf Georg Apponyi, Baron Nikolaus Vay und Graf Moriz Almássy, die einen weiteren Gesichtskreis hatten, als die Deputirtentafel, da sie auch die Wiener Verhältnisse genau kannten und sich bemühten, die bei den massgebenden Kreisen vorhandene Antipathie gegen die Ansprüche der Neuzeit zu beschwichtigen. Graf Aurel Dessewffy war in jeder Hinsicht das ausgezeichneteste Mitglied dieses Kreises; es nahm Jedermann Wunder, dass die Regierung diesen genialen Mann nicht auf einen höheren und einflussreicheren Posten berief, und ihn blos zum Mitgliede des Statthaltereirathes ernannte, während der um Vieles schwächere Graf Moriz Almássy schon Vicepräsident der Kammer war. Zehn Jahre später belehrte mich mein Freund Francis Newman in London, dass geniale Männer selbst in England und Amerika nur selten an die Spitze der Regierung gelangen, da weder die Regierung, noch die Majorität im Stande sind, ihnen

Vertrauen entgegen zu bringen. Die Ministersitze sind meistens die Beute der Mittelmässigkeit, die im Stande ist die herrschende Idee, von welcher die Nation bis zu einem gewissen Grade durchdrungen wurde, aufzufassen und sich dabei doch dem Geiste des Hofes anzuschmiegen. Nur in ausserordentlichen Zeiten gelangen die mit der Gabe der Initiative ausgestatteten Männer zur Regierung, doch nützen sie sich, sobald sie ihre grösser angelegten Ideen durchgeführt haben, fast immer rasch ab.

II.

Das Pressburger Landhaus war sehr schlecht eingerichtet. Der Saal der Magnatentafel nahm sich übrigens noch etwas anständiger aus, als jener der Deputirten. Vor der Eröffnung jeder Sitzung der Magnatentafel traten zwei junge Magnaten ein und meldeten als Staberlherren — zu jener Zeit versahen Graf Johann Cziráky und Graf Anton Széchen diese Funktion — durch Aufstossen ihrer Stöcke auf dem Fussboden, das Erscheinen des greisen Palatins, dessen Augen noch mit jugendlicher Lebhaftigkeit blitzten und zuweilen selbst einen schalkhaften Ausdruck annahmen. An der rechten Seite der Sitzungstafel befanden sich die Plätze der Bischöfe, an der linken Seite sassen die „Reichsbarone", die Grosswürdenträger des Staates. An die Bischöfe reihten sich die oppositionellen Magnaten an, denen gegenüber neben und hinter den Reichsbaronen Graf Aurel Dessewffy und dessen Freunde Platz nahmen. Zwischen diesen, und wo sich überhaupt noch ein Plätzchen fand, sassen diejenigen Magnaten, welche, so oft eine wichtige Abstimmung in Aussicht stand, nach Pressburg gerufen wurden, um die Majorität der

Stimmen gegen die Opposition zu sichern, denn unwiederbringlich war die schöne Zeit vorüber, in welcher der Palatin selbst die Ansicht der Minorität als Beschluss aussprechen konnte, indem er bemerkte: Vota non numerantur sed ponderantur, (die Stimmen werden nicht gezählt, sondern abgewogen), was so viel bedeutete, dass die Stimmen der Bischöfe und Reichsbarone von grösserem Gewichte seien, als jene der Regalisten, d. h. der Grafen und Barone, welche als solche durch königliche Schreiben (literae regales) zur Theilnahme an den Berathungen des Reichstages berufen wurden. Durch diese Verhältnisse war das Votum der Magnatentafel stets für die Regierung gesichert und nur die Kühnheit der Reden vermochte den Sitzungen Interesse zu verleihen. Die Opposition durfte sich dieser Waffe um so leichter bedienen, als damals noch kein Diarium geführt wurde, die Zeitungen aber nicht einmal über die Sitzung der Deputirtentafel Berichte veröffentlichen durften. Gegen das Ende des Reichstages erzwang es jedoch Graf Ludwig Batthyány, dass auch die Magnatentafel ein Diarium führe.

Die Ständetafel — so lautete der offizielle Titel der Gesammtheit der Deputirten — hielt ihre Sitzungen in einem ungemein langen, hohen, weiss getünchten Saale, welcher an den Längenseiten gegen die Gasse und gegen den Hof zwei Fensterreihen hatte; längs der Gassenseite war in der Höhe eine plumpe, wackelige Gallerie angebracht. Im nördlichen Drittel des Saales war der Fussboden erhöht. Auf diesem erhöhten Podium, das durch eine hölzerne Brustlehne vom tiefer liegenden Theile des Saales geschieden war, nahm an einem kleinen Tische der königl. Personal Platz; zu seiner Rechten und Linken standen zwei mit grünem Tuche

überzogene Tische; an einem sassen die Vertreter der Domkapitel, am anderen die Mitglieder der königl. Gerichtstafel und zwar ganz vorne die Protonotare, als Schriftführer der Regnikolarsitzungen. Die Assessoren der königl. Gerichtstafel, die auch auf der Gasse stets in ungarischer Tracht, in hohen Stiefeln und engen Hosen erschienen, waren verpflichtet das Diarium zu führen; diese Aufgabe war ihnen diesmal schon sehr erleichtert, denn unterhalb der erwähnten Brustlehne sassen Hajnik und Stuller als Reichstags-Stenographen; der Letztere gab sogar geschriebene Reichstagsberichte als Privatunternehmen heraus. Im unteren Theile des Saales standen drei lange, aus weichem Holze gezimmerte, mit tintenbeklecktem grünen Tuche überzogene Tische. An dem zunächst der Gassenseite stehenden sassen die Deputirten der meisten Komitate diesseits und jenseits der Theiss, am mittleren diejenigen der meisten Komitate diesseits und jenseits der Donau sowie der drei slavonischen Komitate, am dritten endlich bunt durcheinander die übrigen Deputirten aus den Theiss- und Donau-Distrikten, die Kroaten, die Deputirten von Fiume und Buccari, der Distrikte der Jazygier und der Haiduken, endlich der Gaugraf von Turopolja. An den unteren Enden der Tische nahmen die Deputirten der Städte und einige betagtere „Legati absentium“ Platz. — Die Reichstagsjugend war zwischen die Längswände des Saales und zwischen die erste und dritte Tafel zusammengedrängt, ein Theil derselben hielt sich übrigens lieber auf der Gallerie auf, wo sich in der Regel die von Langeweile geplagten Frauen und Töchter der Deputirten einfanden. Wenn interessante Debatten zu erwarten waren, füllte sich die Gallerie mit Magnaten, wofür sie von Pribék, dem Deputirten des Komitates

Ung, den Namen „Sturmvögel“ erhalten hatten. Die ganze Einrichtung war höchst primitiv und unbehaglich. Zwischen je vier Deputirten stand ein plumpes, gläsernes Tintenfass, und jeder fand täglich auf seinem Platze einen Bogen reines Papier, eine neue Gänsekielfeder und einen Bleistift. An den Zirkularsitzungen nahmen die Mitglieder der königl. Gerichtstafel nicht Theil, ferner erschienen die Deputirten ohne Säbel und nicht in ungarischer Tracht; anstatt des königl. Personals führten zwei Deputirte, je einer aus den Theiss- und einer aus den Donau-Distrikten den Vorsitz. Dieses Präsidium wechselte mit jeder Woche. Der eine der Vorsitzenden notirte die Redner und die Abstimmungen, der andere stellte die Abstimmungsfragen und überwachte die Ordnung.

Die Zirkularsitzungen waren stets lebhafter als die Regnikolarsitzungen. — Die Reichstagsjugend, welche grösstentheils aus Vertretern abwesender Magnaten und Witwen bestand, somit zu den Mitgliedern des Reichstages gehörten, begleitete die Reden, ja selbst das Erscheinen der einzelnen Deputirten, theils mit Éljenrufen und Säbelgeklirre, theils mit Murren und Zischen und da diese jungen Männer die öffentliche Meinung repräsentirten, gab es viele Deputirte, welche sich durch solche Manifestationen terrorisiren liessen. Man konnte diese Zuhörerschaft wegen solchen Benehmens nicht zur Rechenschaft ziehen, denn sie besass Beglaubigungsschreiben von abwesenden Magnaten, ja diese jungen Männer hatten sogar das Recht sich zum Worte zu melden; doch würden sie, selbst wenn sie gesprochen hätten, keine Beachtung gefunden haben. Uebrigens wurden auch die Deputirten der Städte nicht beachtet, man hörte sie eben nur höflich an. — Jedes Komitat

schickte zwei junge Männer als Schreiber der Deputirten zum Reichstage, wofür sie ein kleines Taggeld erhielten; Viele kamen auf eigene Kosten nach Pressburg, denn die Reichstagspraxis wurde ihnen ebenso angerechnet, als wenn sie die betreffende Zeit an der königl. Gerichtstafel zugebracht hätten, doch gab es auch solche Deputirte, die auf eigene Kosten einige junge Rechtspraktikanten nach Pressburg mitnahmen. Ich hatte fünf junge Männer an meiner Seite und da sie unentgeltlich Wohnung bekamen, konnten sie mit einem Taggeld von einem Gulden recht gut auskommen.

III.

Die ersten Sitzungen wurden durch Debatten über die auf die Vollzähligkeit des Reichstages bezüglichen Gravamina (Verbot der Zulassung des Grafen Gedeon Ráday als Deputirten des Pester Komitates und Nichtbeschickung des Reichstages von Seite eines siebenbürgischen Komitates), ferner über das auf die Beschränkung der Redefreiheit bezügliche Gravamen, dessen Spitze sich gegen die königl. Tafel kehrte, ausgefüllt; ausserdem verlangten die Städte, dass ihre Vota einzeln als vollgiltig anerkannt würden, doch verschob man diese Angelegenheit bis zur allgemeinen Regelung der Städteordnung. Nach diesen Debatten wurde mit sehr grosser Majorität beschlossen, in die Adresse die Erklärung einzuschalten, dass der Reichstag die königlichen Propositionen (Regierungsvorlagen) so lange nicht in Berathung ziehen werde, bis er nicht vollzählig und den Beschwerden hinsichtlich der Redefreiheit nicht abgeholfen sein werde. Dieser Beschluss wurde in der ersten Regnikolarsitzung gefasst, in welcher auch die

Städte für ihre Beschwerden nachdrücklich eintraten. Ich hielt bei dieser Gelegenheit eine Rede, in welcher ich die Städte in nationaler und konstitutioneller Hinsicht als Fremdlinge brandmarkte, denn nach meiner damaligen Ansicht war das bürgerliche Element in Ungarn, so wie es zu jener Zeit durch den inneren und äusseren Rath vertreten wurde, deutsch und höfisch gesinnt; ich hegte die Besorgniss, dass es sowohl die Fortschrittsideen, als auch das ungarische Wesen beeinträchtigen würde. In dieser Beziehung hat sich meine Ueberzeugung seither wesentlich geändert, meine Rede aber stiess im Jahre 1839 keineswegs auf Antipathien, denn sie stand mit dem damaligen Liberalismus nicht im Widerspruche, nur Czech machte mir noch nach Jahren Vorwürfe, als er Zensor war und ich mit ihm in freundschaftlichem Verkehr stand.

Das grösste Gewicht wurde vom Reichstage auf das Gravamen gelegt, welches die Beeinträchtigung der Redefreiheit betraf. Dies machte meine Stellung unangenehm, denn im Sinne meiner Instruktion musste ich meine Stimme dafür abgeben, dass man die königlichen Propositionen ohne Bedingung in Berathung ziehe. Dies missfiel der Opposition um so mehr, als ihre Stimmzahl in Folge der aus den Komitaten anlangenden neuen Instruktionen nach und nach abnahm, weshalb der Ton der Debatten immer schärfer und bitterer wurde. Unter solchen Verhältnissen kam mein Schwager nach Pressburg, da meine Schwester mich als Deputirten sehen und die Reichstagsverhandlungen anhören wollte. Gustav Radvánszky war wohl noch jung, doch ein Anhänger der alten Ideen; er hätte nicht um die Welt das Dampfschiff oder später die Eisenbahn benützt, deshalb hatte er auch diesmal nach alter Weise mit Vorspannbe-

nützung die Reise nach Pressburg gemacht. Meine Schwester hatte sich unterwegs verkühlt und konnte nur zwei Sitzungen beiwohnen, dann verfiel sie in ein schweres Fieber, das von Tag zu Tag eine schlimmere Wendung nahm. Abwechselnd wachten wir, der Gatte, mein Oheim Fejérváry, ich und zuweilen auch mein Freund Henszlmann an ihrem Krankenlager, doch waren alle Sorgfalt und Pflege fruchtlos, nach zwei Wochen lag sie, kaum 29 Jahre alt, auf der Bahre. Dieser unerwartete Schlag traf mich so schwer, dass ich längere Zeit ganz betäubt war. Theilnahme wirkt unter solchen Umständen stets wohlthuend, sie wurde mir von einer Seite entgegengebracht, von welcher ich sie nicht erwartet hätte, nämlich von Aurel Dessewffy, der meine Schwester gekannt und hochgeschätzt hatte und nun bewies, dass er in der That mein Freund sei.

Mein Schmerz wurde nach und nach milder, die Reichstagsdebatten interessirten mich wieder lebhaft, leider wurde ihr Ton immer bitterer und die Feindseligkeit der Parteien begann sich auch in die Privatkreise einzudrängen. Von gesonderten Parteiklubs war wohl damals noch nicht die Rede, allein die Abgeordneten begannen sich bei den Spaziergängen und beim Essen abzusondern. Dies widersprach der Tradition, nach welcher die Deputirten als Vertreter des Adels unter einander stets in einträchtiger Verbindung blieben, selbst wenn ihre politischen Ansichten von einander abwichen. Um das gesellige Leben wieder zu kräftigen, forderte Andrássy die wohlhabenderen unverheiratheten Deputirten auf, gemeinschaftliche Küche zu führen und gemeinschaftlich zu Mittag zu essen, ausserdem sollte jedes Mitglied dieser Gesellschaft berechtigt sein, täglich einen Gast mitzubringen. In Folge dieser Aufforderung

fand sich bald eine sehr angenehme Gesellschaft zusammen; Mitglieder derselben waren Andrássy, Majláth, Ladislaus Jankovics, Graf Nepomuk Pejacsevics, Szegedy, Graf Emanuel Péchy, Baron Gabriel Prónay, Péterffy, Bárczay, Baron Béla Wenckheim, Kárász, Graf Hermann Zichy, Fejérváry und ich. Es wurde täglich für 24 Personen gedeckt; das Essen war gut, der Wein noch besser, die ungezwungene Konversation durch Witz und Scherz gewürzt, so dass Jedermann eine Einladung zu diesen Diners gerne annahm; selbst bei Deák und Beöthy war dies der Fall, die es sonst nicht gerne sahen, wenn sie vom kön. Personal, von irgend einem Obergespan oder Bischof zum Essen geladen wurden, bei welchem die endlos lange Reihe von Speisen nicht im Stande war, das offizielle steife Wesen zu verscheuchen. Diesen gemeinschaftlichen Diners war es grossen Theiles zu verdanken, dass der Ton der Reden im Reichstage nicht in Rohheit ausartete und dass Persönlichkeiten vermieden wurden, denn wer sich herausfordernd und roh benahm, wurde aus der Liste unserer Gäste gestrichen.

Mittlerweile gewann ich auch bei der Reichstagsjugend einige Popularität. Im „Athenäum“, welches zu jener Zeit, von Bajza, Toldy und Vörösmarty redigirt, das bedeutendste und gelesenste Organ der ungarischen Literatur war, erschien ein von mir geschriebener Artikel-Cyclus: „Ideen zur Philosophie der Geschichte Ungarns.“ Die Reichstagsjugend nahm diese Artikel mit grossem Beifall auf, um so weniger gefiel es ihr aber, dass ich, durch meine Instruktionen gebunden, in Angelegenheit der Adressklausel mit der Regierungspartei stimmte; die jungen Leute pflegten von mir zu sagen: „Ein Schloss an seinen Mund und eine Feder

in seine Hand.“ Zu noch grösserem Ruhme verhalf mir die Polemik, die ich damals in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ gegen Baron Zedlitz, den geschickten Agenten des Fürsten Metternich führte. Diese Zeitung war, obwohl die ungarischen Angelegenheiten in ihren Spalten stets entstellt wurden, in Folge ihrer liberalen auswärtigen Politik weit verbreiteter, als es gegenwärtig der Fall ist. Den Anlass zu der erwähnten Polemik gab ein vom Baron Zedlitz in diesem Blatte veröffentlichter Artikel-Cyclus: „Pia desideria für Ungarn“, worin er seinem Aerger über die ungarische Opposition den Zügel schiessen liess und unter Anderem sagte: die Mitglieder der Opposition, ja selbst Graf Stefan Széchenyi, seien keineswegs europäische Liberale, sondern vielmehr mittelalterliche, aristokratische Rebellen. Er mache den Ungarn den Vorwurf, dass sie nicht im Stande seien, die europäische Nothwendigkeit der österreichischen Suprematie als Bedingung des wahren Fortschrittes einzusehen, dass sie das Aviticitätssystem nicht umstossen, dass sie von Eisenbahnen träumen, während sie noch keine Landstrassen besitzen, dass sie die deutsche Kultur unterdrücken und die Entwicklung der Bildung bei den Slaven und Rumänen nicht gestatten. Liberale Magyarenfresserei und Entstellung der Thatsachen waren der Inhalt der sonst hübsch geschriebenen Artikel, über die sich bei uns Jedermann ärgerte. Da ich mit Kolb, dem Redakteur der „Allgemeinen Zeitung“ bekannt war, so schrieb ich für das erwähnte Blatt, um den Baron Zedlitz zu widerlegen, ebenfalls einen Artikel-Cyclus: „Ungarische Verhältnisse.“ Diese Artikel machten meinen Namen nicht nur in Ungarn, sondern auch in Wien und in weiten Kreisen Deutschlands bekannt; denn da es zu jener Zeit nicht so viele Zeitungen gab, wie jetzt, so

erregten einige gute Artikel, welche gegenwärtig leicht unbemerkt bleiben, schon Aufsehen und ihr Verfasser kam in guten Ruf.

IV.

Monat und Monat verstrich und die zwei Tafeln konnten hinsichtlich der Adresse doch zu keiner Einigung gelangen. In einigen Komitaten setzten die Obergespäne die Abänderung der Instruktionen durch, so dass die Klausel immer mehr beschränkt wurde. Endlich beschloss der Reichstag die Mittheilungen der Regierung über die Rekrutirungsfrage anzuhören und darüber zu entscheiden, allein der Regierung und Krone kein Operat zu unterbreiten, so lange den Beschwerden nicht abgeholfen sein würde. Nunmehr kam in traditioneller Weise FZM. Baron Lederer von Wien nach Pressburg, um über die Nothwendigkeit der Rekrutirungsbewilligung Aufschluss zu geben. Dies geschah stets bei verschlossenen Thüren und vor einer Reichstagskommission, deren Mitglieder sich feierlich zur Geheimhaltung verpflichteten, obwohl dieses Gelöbniss sehr überflüssig war. Lederer theilte nämlich nicht mehr und nicht weniger mit, als dass die zehnjährige Kapitulation der im Jahre 1830 bewilligten Soldaten abgelaufen sei, dass das Resultat der Werbung den natürlichen Abgang kaum decke, dass es daher nöthig sei ebenso viele Rekruten zu votiren wie im Jahre 1830, sonst werde die Armee aufhören zu existiren. Man wählte auch mich zum Mitgliede dieser Commission, was für eine grosse Auszeichnung galt. Wir hörten den deutschen Vortrag Lederer's im Saale der Magnatentafel an. Als der General fertig war, ergriff Sig-

mund Bernáth ebenfalls in deutscher Sprache das Wort, wobei er vor Allem bemerkte, dass er in diesem Saale nun schon in der dritten Sprache die Konstitution vertheidige; er fragte, was denn eigentlich an den Mittheilungen des Generals als Geheimniss zu betrachten sei und erklärte schliesslich, dass das soeben Vernommene nicht genüge, ihn zur Votirung eines ebenso grossen Rekrutirungskontingents wie im Jahre 1830 zu bewegen. Damals sei in Frankreich eine Revolution ausgebrochen, die sich nach Belgien und Polen fortpflanzte, jetzt aber herrsche überall Friede und desshalb sei keine so grosse Armee nöthig, wie vor zehn Jahren. Mit dieser Erklärung war die Debatte eröffnet, alle Reden wurden in deutscher Sprache gehalten, bis es endlich über die Frage, ob die Mittheilungen des FZM. Lederer genügend seien oder nicht, zur Abstimmung kam. Der Feldzeugmeister entfernte sich, als der Abstimmungsakt beginnen sollte. So lange die Magnaten ihre Vote abgaben, befanden sich die Bejahenden in grosser Majorität, als aber die von der Deputirtentafel entsendeten Kommissionsmitglieder aufgerufen wurden, nahm die Sache eine andere Wendung. Die Zahl der Verneinenden wuchs fortwährend, in gleichem Verhältnisse stieg auch die Aufregung Beöthy's. Die Opposition war mit einer Stimme in der Majorität, als noch zwei Kommissionsmitglieder, Graf Emanuel Péchy und ich, ihre Stimmen abzugeben hatten. Péchy stimmte mit Ja; Betöhy's Augen blitzten leidenschaftlich, gerötheten Gesichtes wendete er sich zu mir: „Und Du?“ Ruhig und laut sprach ich das entscheidende „Nein“ aus, durch welches die Opposition die Majorität erhielt. Der Judex Curiae verkündete den Beschluss, dass die Kommission die ihr mitgetheilten Daten nicht als ge-

nügend betrachte. Von da an war ich mit der Opposition identificirt, und Niemand belästigte mich hinfort mit hämischen Bemerkungen.

V.

Dieser Wendung auf meiner parlamentarischen Laufbahn ging eine äusserst komische Scene voran, deren Schauplatz der Sitzungssaal der Deputirtentafel war. Es war einer der heissen Schlachttage in der Debatte über die Redefreiheit, Paul Nagy hielt eben eine Rede, der Saal war gedrängt voll, denn es hatte sich die ganze Reichstagsjugend eingefunden; die Gallerie war von schönen Frauen und deren Verehrern dicht besetzt. Einer der Letzteren bearbeitete mit seinem Stocke die Dielung der baufälligen Gallerie und es begann durch eine Ritze zwischen den Brettern Staub auf die unten stehenden Zuhörer herab zu fallen, was diese um so mehr aufregte, je aufmerksamer sie die Rede Nagy's anhörten. In diesem Momente stiess Jemand auf der Gallerie einen Stuhl um, durch dieses Getöse erschreckt, rief ein Jurat unten aus: „Die Gallerie stürzt ein!“ Nun sprangen Alle von ihren Sitzen auf, der Tisch, an welchem die Deputirten der Theissgegend sassen, wurde umgestürzt, Stühle zerbrochen, die Juraten drängten der Ausgangsthüre zu, im ganzen Saale herrschte unbeschreiblicher Lärm und Schrecken. Kende ruft zu einem Fenster auf die Gasse hinaus: „Leitern herbei,“ Zsedényi bemüht sich ein grosses Dintenfass zu retten und überschüttet dabei die weissen Inexpressibles Zoltán's mit Dinte, Andrássy springt auf der anderen Seite des Saales durch ein Fenster auf den Gang hinaus, Hunkár ruft aufgeregt aus: „Ruhe, Europa wird uns auslachen,

setzen wir die Berathung ruhig fort," und indem er bei diesen Worten den Arm ausstreckte, reisst er die Perücke Beniczky's, der eben unter dem Tische hervorkriecht, diesem vom Kopfe. Ich hebe meinen umgeworfenen Stuhl auf, bemerke jedoch nicht, dass ein Fuss desselben zerbrochen ist; mit ernstem Pathos rufe ich gleich Hunkár aus: „Setzen wir die Berathung fort," und lasse mich auf meinen dreibeinigen Stuhl nieder, der natürlich mit mir umfällt. Die Zuhörer auf der Gallerie sahen verblüfft zu; sie wussten sich die Sache nicht zu erklären. Der panische Schrecken war bald vorüber, und nun brach ein homerisches Gelächter los. Die Sache war ohne Unglücksfall verlaufen, doch setzte der ungeheure Lärm die Pressburger Bürger in Schrecken. Im Judenviertel auf dem Schlossberg und in der Vorstadt Zuckermandl verbreitete sich mit Blitzesschnelle das Gerücht, es sei eine Revolution ausgebrochen. Glücklicher Weise gab es noch keine Telegraphen, die Börse blieb daher von dieser ergötzlichen Episode unbeirrt.

Während der resultatlosen Debatten gelangte Deák zu der Ueberzeugung, dass die Unfruchtbarkeit des Reichstages nur der Opposition Nachtheile bringen werde. Um die Deputirten zu beschäftigen, stellte er den Antrag, durch Kommissionen ein Wechselgesetz und ein Gesetz über die Feldpolizei ausarbeiten zu lassen. Der Hofkanzler schickte den Wiener Advokaten Wildner nach Pressburg, damit er uns bei der Ausarbeitung des Wechselgesetzes behilflich sei. Wildner, den wir sofort einluden, der ständige Gast unseres Dinerklubs zu sein, verfasste den Entwurf in deutscher Sprache; dies war eigentlich nur eine materielle Arbeit, da das Wechselrecht im Grunde genommen eine internationale Angelegenheit und im Wesentlichen überall gleich ist. Der

Entwurf Wildner's war die Grundlage für unsere Arbeit. Die Kommission, deren Präses Deák war, bestand aus den Deputirten Klauzál, Bezerédy, Nikolaus Somssich und Vághy; als Schriftführer fungirte Anfangs Szentkirályi, doch war er als Schriftführer des Reichstages und später durch Familienangelegenheiten so sehr in Anspruch genommen, dass er sich zurückzog, worauf man mich zum Schriftführer wählte. Wir nahmen an Wildner's Entwurf wenig Aenderungen vor, nur mit der Einführung des Wechselarrestes konnte sich Deák nicht befreunden und in Folge dessen wurde dieser Punkt in unser Wechselgesetz nicht aufgenommen. Die Wiener Kaufleute und Juristen machten uns deshalb und selbst noch vor wenigen Jahren lebhafte Vorwürfe, schliesslich wurde jedoch diese barbarische Bestimmung auch bei ihnen abgeschafft. Als die Kommission mit dem Wechselgesetze fertig war, gingen wir an die Ausarbeitung des Konkursgesetzes und des Gesetzes über die Handels- und Actiengesellschaften, um einem sehr fühlbaren Mangel wenigstens einigermassen abzuhelfen. Die Kommission hielt ihre Sitzungen in den Nachmittagsstunden, Abends begaben wir uns in das Deputirtenkasino, wo Deák seine Spaziergänge, welche durch den mittlerweile eingetretenen Herbst sehr eingeschränkt wurden, für den aber körperliche Bewegung ein dringendes Bedürfniss war, durch das Billardspiel ersetzte. In der mit der Ausarbeitung des Feldpolizeigesetzes betrauten Kommission leitete Josef Ürményi als Vorsitzender die Arbeiten.

Eugen Beöthy war als ehemaliger Soldat immer ein grosser Freund und Gönner der Knaben, die zum Militärstande erzogen wurden. Um den Zöglingen des Pressburger Militär-Erziehungshauses ein Fest zu bereiten, veranlasste er uns zu Ende September die ganze

Fechsung eines Weinberges zu kaufen und dann lud er die jungen Zukunftssoldaten ein, in den Weinberg hinaus zu kommen, die Trauben abzupflücken und zu essen. Bei diesem Weinlesefeste fanden sich die Deputirten ohne Unterschied der Partei ein; es war in der That ein vergnügter Tag. Spät Abends kehrte ich in Begleitung Szentkirályi's in die Stadt zurück. Im Verlaufe unseres unterwegs gepflogenen Wechselgespräches schilderte er die wahrscheinliche Gestaltung der Zukunft nach den strengen Gesetzen der Logik, wobei er natürlich auf jede Wendung zum Bessern verzichten musste; ich erwiderte, dass die Leidenschaften zuweilen die Schranken der Logik durchbrechen und unerwartete Ereignisse herbeiführen, für welche die Logik keine Erklärung bietet. Während wir in diesem Gespräche begriffen, an den ersten Häusern der Stadt vorüber gingen, fiel wenige Schritte vor uns ein Schuss, welchem ein gellender Schrei folgte. Ein Soldat hatte vor unseren Augen seine vor dem Thore eines Hauses stehende treulose Geliebte erschossen. Wir sprangen hinzu, das Mädchen war todt, der Soldat aber begab sich langsamen Schrittes in die Kaserne, wo er selbst sein Verbrechen anzeigte. Dieser Fall bestätigte die Richtigkeit der Ansichten, die ich vor wenigen Augenblicken entwickelt hatte.

Am 4. October veranstalteten wir Abends, um Deák's Namenstag zu feiern, im „grünen Baum" ein grosses Festmahl. Toast folgte auf Toast, die gute Laune gab sich immer lärmender kund, so dass Deák und die älteren Deputirten sich nach und nach entfernten. Die jüngeren Festtheilnehmer blieben noch beisammen und als der Champagner uns seine Kraft fühlen zu lassen begann, brachte einer der Nüchterneren einen Spaziergang in Vorschlag. Als wir zu dem in der Nähe be-

findlichen Krönungshügel gelangten, eilte Ladislaus Jankovich hinauf und hielt eine Rede, die mit der Betheuerung schloss, dass er nicht mehr ein Pecsovics, sondern ewig ein Anhänger Deák's sein werde. Kárász war der nächstfolgende Redner und dann perorirten abwechselnd die Uebrigen. Wir fanden diese Reden ausserordentlich schön; wir schmähten die Oesterreicher, liessen das Vaterland hochleben und brachten auf einander laute Éljenrufe aus. Mein englischer Freund Vipan, der sich seit der Eröffnung des Reichstages in Pressburg aufhielt, unsere Zustände studierte und schon recht gut ungarisch sprach, machte die Bemerkung, dass die ungarischen Deputirten, wenn sie berauscht sind, sich ganz anders benehmen, als im gleichen Falle die Engländer. Da rief Jemand aus unserer Mitte aus: „Ziehen wir gegen Wien, dort ist der Feind.“ Béla Wenckheim fand dies sehr zweckmässig, wir schlugen daher den zur Donaubrücke führenden Weg ein. Die Schiffbrücke war Nachts durch ein hohes Gitterthor abgesperrt, muthige Männer lassen sich jedoch durch kein Hinderniss zurückschrecken, wir begannen an der einen Seite des Thores hinauf, an der anderen hinab zu klettern. Auch ich hatte schon die halbe Höhe erreicht, als mein Vordermann Miska Bárczay, der eben rittlings oben auf dem Thore sass, mich bat, ich solle doch sein linkes Bein, welches ihm den Gehorsam verweigere, hinüber heben. Ich entsprach seinem Wunsche, doch flog dabei nicht nur das linke Bein hinüber, sondern der ganze Körper stürzte auf der anderen Seite des Thores hinunter. Dieser Fall ernüchterte mich; ich wünschte den Genossen, die sich bereits auf der anderen Seite des Thores befanden, glückliche Reise und bat sie, uns von Wien aus ja zu schreiben, dann aber kehrte ich mit Emanuel Péchy, mit Péterfy

und mit meinem Engländer in die Stadt zurück. Die kühnen Abenteurer zogen in entgegengesetzter Richtung ab, doch kamen sie nicht weiter als bis in das Au-Kaffehaus, wo sie dem Kaffe wacker zusprachen. Des Morgens waren sie schon nüchtern.

Unter Arbeit und Vergnügungen kam der Winter heran. Der Reichstag aber hatte noch immer keine Resultate aufzuweisen. Wohl waren viele Vorarbeiten durchgeführt, doch wusste noch Niemand, ob es der Mühe werth war, gearbeitet zu haben, denn der Streit zwischen dem Reichstage und der Regierung war eine Ehrenfrage geworden. Die Ansichten der Regierung wurden bekanntlich von der Magnatentafel treu zum Ausdrucke gebracht. Man wünschte auf beiden Seiten den Ausgleich, doch wollte weder die Deputirtentafel, noch die Regierung den ersten Schritt thun, weil Beide besorgten, dass dadurch ihr Ansehen erschüttert werden könne. Es geschahen wohl einige annähernde Schritte; die Regierung erklärte in einer dem Reichstage zugesandten Deklaration, dass sie die Redefreiheit respektiren und keineswegs einschränken wolle. Graf Gedeon Ráday legte das Deputirtenmandat des Pester Komitates nieder und es wurde statt seiner ein Anderer gewählt, doch genügte dies Alles zur Beschwichtigung der Gemüther nicht, denn die Mitglieder der königlichen Kurie verlangten beim Palatin Genugthuung für die Angriffe, die sie zu erdulden gehabt hatten, die politischen Prozesse waren noch nicht eingestellt, die Verurtheilten sassen noch immer im Kerker.

Im Winter entwickelte sich ein lebhaftes, heiteres Faschingstreiben. Zsedényi errang als Kotillon-Arrangeur und Vortänzer den Applaus der Reichstagsjugend. Erzherzog Stefan nahm an den Deputirtenbällen theil

und da ich wusste, dass man in Wien gegen den jungen, liebenswürdigen Erzherzog den Verdacht hegte, als sei er von Sezessions-Neigungen nicht ganz frei, so beobachtete ich sein Auftreten mit besonderer Aufmerksamkeit. Als ich jedoch sah, dass er bei einer Wahlfigur im Kotillon so lange schwankte, bis die Anderen sich die schönsten Tänzerinen gewählt hatten, und dass für ihn nur die am wenigsten Schöne übrig blieb, war ich überzeugt, dass man ohne Grund die Befürchtung hege, als könnte er den Verband mit Oesterreich gefährden.

Als die Tanzunterhaltungen des Faschings vorüber waren, sehnten sich die Magnatenfrauen nach geistigen Genüssen; sie baten daher den Erzbischof Pyrker, er möge den Franziskanermönch Albach als Fastenprediger nach Pressburg berufen. Albach war als Kanzelredner im ganzen Lande berühmt, doch hatte sich die Politik in den jüngsten Jahren aller Gemüther so sehr bemächtigt, dass sie zuweilen auch in seinen Predigten einen Ausdruck fand. Zur Zeit der Verhaftung Kossuth's zog sich Albach den Groll einiger hochgestellter Männer zu; sie setzten es durch, dass er von Pest nach Eisenstadt versetzt wurde, wo er mit grossem Eifer Botanik studierte. Pyrker entsprach der an ihn gerichteten Bitte, Albach kam nach Pressburg, wo er an jedem Donnerstag Nachmittag predigte. So oft er die Kanzel betrat, war die Kirche so gefüllt, dass selbst auf den Altarstufen Zuhörer standen. Und der Mönch war in der That des grossen Interesses würdig. Albach war ein schöner, hochgebildeter Mann und ein geborner Redner, welcher den Ton, der in jeder Brust Wiederhall fand, so geschickt zu treffen wusste, wie es selbst Kossuth kaum besser verstand. Er predigte mit kirchlicher Salbung, doch brachte er in seinen Vorträgen auch die

Fortschrittlose in demokratischer Richtung zur Geltung, jenen belebenden Geist des Christenthums, welcher sowohl während der ersten Anfänge dieser Religion, als auch später im Zeitalter des heiligen Franziskus die untersten Volksschichten seiner Gewalt unterwarf. Die letzte Predigt Albach's, die er am Gründonnerstag hielt, handelte von der Nächstenliebe und speziell von der Emancipation der Juden, obwohl er eben in Pressburg — wo die Bürgerschaft eine besondere Antipathie gegen die Juden hegte — und vor einer Zuhörerschaft sprach, deren grösster Theil mit Verachtung auf dieses Volk blickte und nur bei vorkommenden Geldverlegenheiten mit ihm verkehrte. — Wir speisten nach dieser Predigt bei Széchenyi; dort sagte Albach, er wisse recht gut, dass er zum letzten Male auf der Kanzel gestanden sei und eben deshalb habe er keinen Anstand genommen, seine Ueberzeugung rückhaltlos auszusprechen. Die gewaltige Wirkung seiner schönen Rede auf die Zuhörer erinnerte an Kapistran, der in Prag durch eine Predigt mehrere tausend Hussiten bekehrt hatte. Albach begab sich zu Ostern in sein Kloster zurück, wo ich mit ihm im Jahre 1848 noch einmal — zum letzten Male — zusammentraf.

Aurel Dessewffy zweifelte nicht mehr, dass der Reichstag einen allgemein befriedigenden Abschluss finden werde. Eines Tages fragte er mich, ob ich nicht Lust hätte mit Graf Kolowrat und Fürst Metternich bekannt zu werden; ich möchte mich nach Wien begeben und mich bei ihnen melden, er werde es veranlassen, dass ich von ihnen empfangen werde. Ich ging gerne auf den Vorschlag ein. Kolowrat war durch und durch Bureaukrat, so dass ich nicht zu erkennen vermochte, ob er auch ein Staatsmann sei, Fürst Metter-

nich aber machte auf mich grossen Eindruck. Er war schon alt, doch noch immer schön, seine Stimme und seine Sprache waren höchst anziehend. Er ging mit mir im Saale auf und ab; ich empfahl eine prinzipielle Frage im Wechselgesetze, hinsichtlich welcher wir mit der Regierung nicht zur Einigung gelangen konnten, seiner Aufmerksamkeit; er befragte mich um die Verhältnisse des Reichstages, dann erwähnte er, dass er schon beim Ausbruche der ersten französischen Revolution ein denkender junger Mann gewesen sei, dass er seither an allen grossen europäischen Angelegenheiten Theil genommen habe, dass er die Uebelstände und Fehler der Regierungen und Völker prüfe und stets bemüht gewesen sei sie zu heilen; jetzt fühle er sich in der That wie ein Hospitalarzt, dessen Blick durch lange Erfahrung schon so geübt ist, dass er beim Eintritte in ein Krankenhaus sofort den Zustand der Kranken erkennen und angeben könne, Dieser werde gesund werden, Jener schwebe in Gefahr, für den Dritten gebe es keine Hoffnung. Ich konnte mich hierauf der Bitte nicht enthalten, doch auch einmal einen Blick auf die in Ungarn herrschenden Uebel zu werfen und das Heilmittel zu nennen, durch welches uns geholfen werden könne, denn unserer Ansicht nach sei das Land krank, gefährlich krank! Der Fürst ging auf diese Frage nicht ein, sondern setzte sein Gespräch über die hohe Politik und den Konflikt Preussen's mit dem Erzbischof von Köln fort, zum Schlusse dankte er mir für meine Mittheilungen über den Reichstag. Als ich mich entfernt hatte, ging Aurel Dessewffy zum Fürsten hinein und fragte ihn, was er von mir halte. Metternich erwiederte, es sei schade, dass ich bei so viel Intelligenz so wenig Herz und Pietät besitze.

[illegible] der ermüdenden [illegible] kein [illegible] der Magnatentafel [illegible] er [illegible] Männern beider [illegible] Herzen [illegible] Er [illegible] gewonnen [illegible] gewinnbringend [illegible] Seite [illegible] der [illegible] Hauptzweck [illegible] Entrichtung [illegible] in den [illegible] sollte. [illegible] Szécheny'schen [illegible] wurde das Projekt von jedem Konservativen der Magnatentafel auf's Aeusserste bekämpft, allein Graf Aurel Dessewffy und dessen Freunde unterstützten Széchenyi's Pläne und bei der Abstimmung unterlagen die Alt-Konservativen. Dies war das erste Symptom des Bruches in der Regierungspartei, welcher sich zwischen der jüngeren und älteren Generation vollzog.

Josef Eötvös liess sich in Pressburg selten sehen; er war mit der lauwarmen Aufnahme unzufrieden, welche das Publikum seinem „Karthäuser", jedenfalls eine Perle unserer Literatur, angedeihen liess. Das Werk handelte eben nicht von Politik und unsere Frauen lasen ungarische Romane noch nicht. Széchenyi und Wesselényi sahen es nicht gerne, dass Eötvös den Geist der Nation verweichliche; sie behaupteten schon damals, dass Eötvös der sich dadurch tief beleidigt fühlte

— die Politik eines barmherzigen Bruders treibe. Die Reisebeschreibungen Bartholomäus Szemere's machten viel grösseres Aufsehen; die Jugend schwelgte in seinen gesuchten Phrasen und da man aus seinem Buche viel, wenn auch nicht Neues doch Nützliches lernen konnte — denn Szemere hatte bei seiner Reise durch Deutschland, Frankreich und England Alles von der praktischen Seite aufgefasst — da er ferner Kalviner war und in einer Zeit auftrat, in welcher es seinen Glaubensgenossen an grossen Männern fehlte, so verbreitete sich der Ruf des jungen Autors rasch über das ganze Land.

Auch ich schrieb im Herbste eine Abhandlung über das Geld, welche in Szalay's „Themis" erschien, ferner eine Brochure über die Donau-Regulirung, in welcher ich die Wichtigkeit des Handels nach dem Oriente und der Hauptstrasse desselben seit den ältesten Zeiten hervorhob.

Széchenyi war zu jener Zeit so ausschliesslich für sein Brücken-Projekt eingenommen, dass er jedes andere Unternehmen mit Misstrauen betrachtete und den Verdacht hegte, es sei nur deshalb ersonnen, um das Brückengesetz zu Fall zu bringen. Als z. B. Ullmann sich um das Privilegium zum Bau einer Eisenbahn von Wien nach Pest auf dem linken Donau-Ufer bewarb, hielt Széchenyi auch dadurch das Interesse der Kettenbrücke gefährdet, da bisher Jedermann der nach Wien reiste, oder von Wien kam, bei Pest die Donau passiren musste. Man bezeichnete daher das Eisenbahn-Projekt Ullmann's als Schwindel, man sprengte aus, die Gesellschaft beabsichtige blos von Wien bis Pressburg Schienen legen zu lassen, sie wolle nur die Aktien zum Börsespiel benützen, sie besteche die Deputirten u. s. w. Der Plan wurde schliesslich doch angenommen, allein

mit der Bedingung, dass die Eisenbahn gleichzeitig bis Debreczin gebaut werden solle. Széchenyi's Freunde glaubten, und ich nicht minder, dass dadurch der Bau der Eisenbahn unmöglich gemacht sei.

Mit dem Frühlinge nahte auch der Schluss des Reichstages. Lederer überbrachte aus Wien in Angelegenheit der Rekrutenstellung neue Aufklärungen, worauf 38,000 Rekruten mit einer achtjährigen Dienstzeit bewilligt wurden. Zugleich wurde angeordnet, dass diese nach der Reihenfolge der von ihnen gezogenen Loosnummern eingereiht werden sollten; man wollte durch diese Bestimmung Missbräuche und Bestechungen unmöglich machen. Mittlerweile waren auch andere Gesetze fertig geworden; — die Magnatentafel gab ihren Widerstand gegen die Ablösung der Robotpflichtigkeit der Urbarial-Unterthanen auf; in Angelegenheit der Donau-Regulirung, des Kriminal-Kodex, der Militär-Einquartierung und -Verpflegung wurden für die Vorarbeiten Regnikolar-Deputationen entsendet, selbst der Tag des Reichstagsschlusses war schon bestimmt, aber noch immer waren die Gesetze der Krone zur Sanktionirung nicht unterbreitet, noch immer war die Amnestie nicht kundgemacht; die Ehrenfrage hemmte Alles. Die Regierungsmänner versprachen wohl, dass die Amnestie am nächsten Tage nach der Unterbreitung kundgemacht werden würde, allein die Opposition traute diesen Versprechungen nicht, sie wünschte, dass die Amnestie vor der Unterbreitung publizirt werde. Endlich beschied der Palatin einige Deputirte zu sich, denen er sein Wort gab, dass man das Versprechen einlösen werde. Hierauf wurde bei der entscheidenden Abstimmung die Unterbreitung mit Stimmenmehrheit beschlossen und drei Tage später, am 1. Mai, erfolgte die Amnestie,

worauf auch die ausgearbeiteten Gesetze nach einander die Sanktion der Krone erhielten. Die Nation nahm die Beseitigung ihrer Beschwerden mit unbeschreiblicher Begeisterung auf, die Deputirten umarmten einander, die Éljenrufe der Jugend wollten kaum enden. Der König und Fürst Metternich kamen persönlich zum Reichstagsschluss nach Pressburg, die Reichstagsjugend begrüsste selbst den Fürsten mit einem aufrichtigen Éljensturm. Der Freudenbecher blieb aber doch von einem Wermuthtropfen nicht verschont. Als wir aus dem Landhause kamen, erblickten wir im Zuckerbäckerladen, an der Ecke der Promenade, unseren Freund Ladislaus Lovassy, der vom Spielberg in die Heimath zurückgekehrt war; wir mussten gar bald die traurige Wahrnehmung machen, dass er im Gefängnisse irrsinnig geworden.

Auf meiner Heimreise hielt ich mich in Pest einige Zeit auf; ich besuchte meine literarischen Freunde und erwähnte, dass ich nächstens länger in ihrer Mitte verweilen werde, da ich zum Mitgliede der mit der Ausarbeitung des Strafgesetzbuches betrauten Regnikolar-Kommission gewählt worden sei und zwar ebenso wie Deák und Zsedényi: einstimmig. Vörösmarty erwiederte, er liebe die einstimmig gewählten Männer nicht, denn jeder tüchtige Mann müsse zu irgend einer Partei gehören, müsse Freunde und Gegner haben.

Der Entwurf des Strafgesetzbuches.

1841—1843.

Zu der Zeit, wo wir diese Skizze schreiben, zog die Nationalbewegung die allgemeine Aufmerksamkeit immer mehr auf sich. — Jedermann sah ein, dass die lateinische Sprache sich nicht mehr lange als Sprache der Regierung erhalten könne und dass binnen Kurzem die ungarische Sprache an ihre Stelle treten müsse. Die Slaven waren jedoch von Antipathien gegen das Magyarenthum erfüllt, namentlich war dies bei den Kroaten der Fall, die für das sogenannte dreieinige Königreich die Staatsattribute beanspruchten, in Wien aber fand jede Bewegung, welche gegen das ungarische Element, das man in Wien für revolutionär hielt, ein Gegengewicht zu bieten schien, Freunde und Gönner. Dem entsprechend hatte Ljudevit Gaj, wie bereits erwähnt, aus Wien die Erlaubniss, aus Moskau aber das Geld zur Errichtung einer kroatischen Buchdruckerei in Agram erhalten, denn die Politik der Russen hielt stets den Zweck vor Augen, die slavische Bewegung zu einer panslavistischen, d. h. russischen zu machen. — Man muss anerkennen, dass Gaj mit grosser Geschicklichkeit an die Lösung seiner Aufgabe ging. Er begann mit der Feststellung einer südslavischen Schriftsprache;

hiezu schien ihm der Ragusaner Dialekt, welcher sich unter dem Einflusse der italienischen Literatur im XVI. Jahrhunderte am meisten entwickelt hatte und dabei sowohl dem kroatischen, als auch dem serbischen Dialekte nahe stand, am besten geeignet zu sein. Er nannte sie die illyrische Sprache und hegte die feste Ueberzeugung, dass die Kroaten, Serben, Dalmatiner und Slovenen nach und nach diese Sprache annehmen würden. Die kroatische Jugend schwärmte für die Ideen Gaj's und erblickte im Hintergrunde schon das südslavische Reich, in welchem sie die Hauptrolle spielen würde. Der katholische Klerus Kroatien's unterstützte die illyrische Bewegung, weil er wusste, dass es nicht möglich sein werde, die Ausschliessung der Protestanten, die sogenannte Glaubenseinheit Kroatien's auf dem ungarischen Reichstage für die Dauer unerschüttert zu erhalten; aus diesem Grunde waren die katholischen Pfarrer in Kroation Gegner des Verbandes mit Ungarn. Einige arme Magnaten, denen es ihr Einkommen nicht gestattete einen Theil des Jahres in Wien oder in Pest zuzubringen, die aber in Agram eine Rolle spielen wollten, unterstützten diese Agitation, deren Spitze sich offen gegen Ungarn kehrte und die ihnen Aussicht auf wohlfeile Lorbeeren bot. Dagegen waren die slavonischen Gutsbesitzer und die Adeligen des Bezirkes Turopolya warme Vertheidiger der bestehenden Verhältnisse und der engen Verbindung mit Ungarn, ja Szallopek, der Deputirte des slavonischen Komitates Verőcze, war stolz darauf, dass man ihn den Hammer der Kroaten nannte. — Die Serben wollten das cyrillische Alphabet nicht aufgeben und da sie hinter der von Gaj empfohlenen Benützung des lateinischen Alphabetes eine katholische Propaganda witterten, so ignorirten sie die

Agitation Gaj's. — Die Nationalitätenbewegung war übrigens nicht blos auf Kroatien beschränkt, denn zu derselben Zeit begannen in Belgien die Vlämen zuerst auf literarischem, dann auch auf politischem Gebiete gegen die Suprematie der französischen Sprache und des wallonischen Stammes aufzutreten. Allein bei uns unterstützte die Wiener Regierung die Nationalitätenbewegung. In Folge dessen gaben die ruthenischen Bauern und Popen in Galizien der gegen die polnischen Grundherren gerichteten agrarischen Agitation einen nationalen Anstrich, bei uns aber machten die slovakischen lutherischen Pfarrer in Nordungarn, aufgereizt durch die Agitation Kollár's, des Seelsorgers der slovakischen lutherischen Kirchengemeinde in Pest, aus ihrer Antipathie gegen das Magyarenthum kein Geheimniss, ja der lutherische Superintendent des Theisser Kirchendistriktes, Jozéffy, nahm den Kampf selbst gegen den Grafen Zay, den Generalinspektor der evangelischen Kirche A. C. in Ungarn auf, welcher in dieser Eigenschaft gegen die slavisirenden Tendenzen unter den Lutheranern Nordungarn's ein Rundschreiben erlassen hatte. In Böhmen endlich riefen Palaczky und Saffárik bei ihren Landsleuten die Erinnerung an die Verhältnisse unter Karl IV. und an die glorreichen Hussiten-Aera wach; — sie widersetzten sich nicht blos der Germanisation des Landes, sondern traten gegen die deutschen Fabrikseigenthümer, Kaufleute und Bürger, deren Wohlstand sich immer mehr hob, selbst offensiv auf. Die böhmische Aristokratie betheiligte sich an dieser Bewegung Anfangs nicht, denn sie stammt von deutschen Familien ab, welche nach dem dreissigjährigen Kriege einwanderten und an die Stelle der untergegangenen czechischen Herren traten; ein grosser

Theil dieser Aristokratie stammt von den Generälen Wallenstein's ab. Nun wurde aber ein ausgezeichneter junger Magnat, Graf Leo Thun, für die czechische Politik gewonnen. Er war nicht einmal der czechischen Sprache mächtig, doch gab er im Interesse dieser Sprache eine deutsch geschriebene, recht geschickt verfasste Brochure heraus, in welcher er unter Anderem auch über die angebliche Unterdrückung dieser Sprache in Ungarn klagte. Graf Leo Thun fand an seiner Brochure so grossen Gefallen, dass er je ein Exemplar derselben an Deák, Széchenyi, Batthyány, Eötvös und mich sandte, damit wir darüber unser Urtheil abgäben. Deák, Széchenyi und Batthyány ignorirten den Brief des böhmischen Grafen; Eötvös antwortete ganz kurz, dass er das von Thun aufgestellte Prinzip der Gleichberechtigung annehme; Graf Thun möge alle in Böhmen lebenden Deutschen und Magyaren czechisiren, doch solle er sich dann nicht beklagen, wenn wir bei uns die Slovaken magyarisiren. Ich dagegen analysirte in einem längeren Briefe die Sophistik seiner Behauptungen, mittelst welcher er der Nationalität ausschliesslich eine sprachliche Basis geben wolle, und entwickelte den Einfluss der Geschichte auf die Gestaltung der Nationen. Thun schrieb mir einen zweiten Brief, den ich ebenfalls beantwortete, dann noch einen dritten und gab die ganze Korrespondenz heraus, ohne mich vorher um meine Einwilligung angegangen zu haben. Mein Freund Henszlmann bemühte sich damals, so wie es gegenwärtig Paul Hunfalvy thut, die Gleichgiltigkeit, ja die Unwissenheit, mit welcher ganz Europa die ungarischen Verhältnisse ignorirte und entstellte, zu bekämpfen; er war bestrebt durch seine Revue „Vierteljahrsschrift für Ungarn“ erschöpfendere und treuere

Berichte über unsere vaterländischen Zustände in Deutschland zu verbreiten. In dieser Zeitschrift veröffentlichte ich nun ebenfalls meine Korrespondenz mit dem Grafen Thun, der ich noch ein kraftvolles Schlusswort hinzufügte, welches die öffentliche Aufmerksamkeit erregte.

Diese Polemik veranlasste mich natürlich die slavische Agitation eingehender zu studiren; ich las die weitverbreitete deutsche Brochure Kollár's über die slavische Gegenseitigkeit, in welcher aus jeder Zeile Magyarenhass und Panslavismus hervorlugen und veröffentlichte in Henszlmann's Vierteljahrsschrift eine scharfe Kritik derselben, Kramarcsik aber, welcher der slovakischen Sprache mächtiger war als Henszlmann und ich, kritisirte das berühmte slovakische Gedicht Kollár's „Slavi Dcéra", welches in einigen hundert Sonetten den Himmel und die Hölle schildert. — Ich fand zu meinem grossen Erstaunen, dass Kollár auch mir schon einen Platz in der slovakischen Hölle angewiesen hatte und zwar unter den Apostaten, die trotz ihrer slavischen Abstammung zu den barbarischen Ungarn übergelaufen sind. Ich schmore demnach schon seit vierzig Jahren in den Flammen der slavischen Hölle, nur fühle ich es nicht; selbst meine unbedeutendsten Schmerzen waren stets grösser als diese slavische Höllenpein.

II.

Den Sommer brachte ich im Bartfelder Bade zu, wo die Baronin Vécsey die Königin der Saison, und vermöge ihres geistreichen Wesens, der Mittelpunkt der Gesellschaft war. Man tanzte, machte Spaziergänge, unternahm Ausflüge in die romantische Umgegend zu den Alterthümern der Stadt Bartfeld, zu den hundert

Linden von Zboró, zu den Ruinen der Burg Makovicza. Als ich dort mit meinem Stocke im Schutt wühlte, sah ich Etwas glänzen; ich grub nach und fand einen mit Rubinen besetzten Dolch aus der Zeit Rákóczy's, welchen ich der schönen Dame schenkte. Ich erhielt von ihr als Gegengeschenk einen Pokal aus böhmischem Glas mit der Aufschrift: „Hazádnak rendületlenül légy hive“ (Dem Vaterlande bleibe unerschüttert treu.) Ich ersah daraus, dass man an mir noch immer zweifelte. Dies hatte seinen Grund nicht nur darin, dass ich bisher mehr in deutscher als in ungarischer Sprache geschrieben hatte, sondern auch darin, dass aus Wien die Anfrage an mich gelangt war, ob ich eine Richterstelle am Wechselgerichte annehmen wolle und dass bei uns noch die Ansicht herrschte, jedes Amt besitze eine unwiderstehliche Zaubergewalt. Hatte doch auch der alte Beniczky seinem jungen Vetter Ludwig die folgende Lehre gegeben: „Opposition — gut, Vicegespan werden — gut, sich zum liberalen Deputirten wählen lassen — gut; dann aber schnell einen Purzelbaum — hinein in die Regierung, Distriktualtafel, Statthalterei, königl. Tafel — alles gut. So thut's der gescheidte Mensch.“

Während der Weinlese brachte ich eine Woche in Patak, in dem Schlosse welches ehemals den Familien Perényi und Rákóczy gehörte, bei der Fürstin Bretzenheim zu. Der geniale Bruder der Grafen Aurel und Emil, Graf Marzell Dessewffy war ebenfalls dort, ferner befanden sich die in der Umgegend garnisonirenden Offiziere im Schlosse. Nachmittags ritten wir mit der reizenden, geistreichen Fürstin aus, Abends trugen der Salon und die Konversation ein westeuropäisches Gepräge; nichts erinnerte an Ungarn. Unwillkürlich musste ich des Zempliner Sprichwortes gedenken: „Patak

duldet die Deutschen nicht" und in der That sind binnen anderthalb hundert Jahren zwei deutsche Magnatenfamilien: Trautsohn und Bretzenheim in diesem Schlosse ausgestorben. Während der Morgenstunden hielt ich mich in der reichen Bibliothek auf. Bei dieser Gelegenheit schrieb ich einen fantastischen, deutschen Artikel, welcher den Gegensatz zwischen der orientalischen und occidentalischen Anschauung behandelte und der Fürstin besonders gefiel. Dieser Artikel wurde später von Hugo, einem angeblichen polnischen Flüchtlinge, in seinem Buche „Croquis aus Ungarn" veröffentlicht. Er fand sich oft in Sportkreisen der Aristokratie ein; es hiess, dass er den Namen Hugo nur zu seiner Sicherheit angenommen habe und dass er eigentlich ein kompromittirter polnischer Graf sei. Da er in seinem erwähnten Buche mehrere ungarische Magnaten in witziger Weise geschildert hatte, so wurde er von einem derselben, den dies ärgerte, bei der Wiener Polizei denunzirt, worauf es sich herausstellte, dass Hugo in der That Hugo heisse, kein Graf, kein Pole und kein kompromittirter Flüchtling, sondern ein Reisender aus Preussisch-Schlesien war, der sich im Besitze eines regelrechten Reisepasses befand. Sein Nimbus war nun zerstört. Eötvös machte die Bemerkung: si tacuisses, polonus mansisses; diese Worte verfolgten ihn überall, so dass er Pest für einige Zeit verliess.

III.

Im Spätherbste begab ich mich nach Wien, um dort einen bei der Hofkanzlei anhängigen Familienprozess unseres Freundes, des Grafen Franz Haller zur Entscheidung zu bringen. Graf Aurel Dessewffy unter-

stützte mich dabei und doch gelang es mir erst nach zweimonatlicher Mühe und Plage dieses Ziel zu erreichen. Während dieser Zeit besuchte ich in Begleitung des Hofagenten Ludwig Németh, ferner Ladislaus Károlyi's, der 20 Jahre später während des Provisoriums zum Vicekanzler ernannt wurde, und des Hofsekretärs Pazziazzi alle Unterhaltungsorte und Theater. — Oft brachten wir die Abende bei Moriz Mérey und dessen geistreicher Gattin zu; es fanden sich dort zuweilen auch deutsche Schriftsteller ein, denn Frau von Mérey war die Nichte des berühmten Theaterdirektors Karl. Meine Hauptbeschäftigung bestand übrigens darin, mich für die strafrechtliche Kodifikationsarbeit vorzubereiten; ich studirte Feuerbach, Mittermaier, Livingstone und entschloss mich, eine Reise nach Heidelberg zu unternehmen, um den berühmten Professor des Strafrechtes Mittermaier zu besuchen. Obwohl man mir den Reisepass ohne Schwierigkeiten ausfolgte, so wusste ich doch, dass die Polizei ihre Organe in Deutschland anweisen werde, darüber zu wachen, mit wem ich verkehre. Da ich die Absicht hegte die bedeutendsten der süddeutschen Liberalen zu besuchen, hätte ich gerne einen solchen Reisegefährten gefunden, dessen fortwährende Anwesenheit jeden Verdacht beseitigen würde. Németh und Mérey ersannen einen Plan zur Erreichung meines Zieles. Am Vorabende meiner Abreise waren wir zu einem grossen Abschiedsmahle geladen, welchem auch Pazziazzi beiwohnte. Wir sprachen von der schönen Lage und den Kunstschätzen von München, Stuttgart, Karlsruhe und Heidelberg, wodurch Pazziazzi wiederholt zu der Aeusserung veranlasst wurde, dass er mich um diesen Ausflug beneide. Nun lud ich ihn ein, mich zu begleiten, worauf er erwiederte, dass er keinen

Urlaub habe. Németh machte sich anheischig, diesen in kürzester Zeit zu erwirken, die übrigen Bedenken waren bald zerstreut und unter dem Einflusse des Champagners und der heiteren Laune sagte Pazziazzi halb im Scherz, halb im Ernste zu, mich begleiten zu wollen, wenn ich meine Abreise um zwei Tage verschöbe. Ich nahm ihn beim Wort und wir reisten drei Tage später mit dem Eilwagen nach München ab.

Pazziazzi stammte von griechischen Kaufleuten ab; er beendigte seine juridischen Studien in Sáros-Patak und da seine Verhältnisse ihn nicht nöthigten aus Rücksicht auf den Broderwerb die Advokatenlaufbahn zu betreten, so widmete er sich literarischen Beschäftigungen. Er war eines der tüchtigeren Mitglieder des Kisfaludykreises und übersetzte mehrere Gedichte und Novellen, später Széchenyi's „Hitel", doch fühlte er sich in Pest nicht heimisch. Seine Belesenheit liess ihn die Einseitigkeit der Pester Gesellschaft erkennen, sein weiterer Gesichtskreis fühlte sich durch die Komitatspolitik nicht befriedigt, seinen Witz, welcher mehr dem deutschen Geiste entsprach, verstand man in Pest nicht zu würdigen. Er war daher sehr zufrieden, als er durch die Vermittlung Wirkner's, mit dem er auf dem Reichstage von 1836 bekannt geworden war, zum Konzipisten und bald darauf zum Sekretär an der ungarischen Hofkanzlei in Wien ernannt wurde. Das Ausland war ihm nur aus Büchern und Zeitungen bekannt, er überschritt die Grenzen der Monarchie jetzt zum ersten Male. Da er für alles Schöne und Interessante empfänglich war, so wurde unsere Reise sehr genussreich. In den deutschen Städten besichtigten wir Vormittags alle Denkwürdigkeiten und Kunstschätze, Nachmittags machten wir bei berühmten Gelehrten, Schriftstellern und Politikern Be-

suche, Abends gingen wir in's Theater. Wir tauschten unsere Ideen aus, liessen unserem Witze die Zügel schiessen, erzählten einander Anekdoten und zur Vervollständigung der Unterhaltung trug mein geschickter und pfiffiger Jäger, eine wahrer Sganarelle aus Molières Lustspielen bei, dessen Gaskognaden und Abentheuer uns bald zürnen, bald lachen machten. Als wir zum Beispiel in München ankamen, führte ich Pazziazzi sogleich in der ganzen Stadt umher, deren äusseres Aussehen damals von jenem der Kaiserstadt Wien sehr abstach; dann begaben wir uns zu meinen alten Freund Thiersch, wo wir den berühmten Philosophen Schelling, den schönen jugendlichen Greis trafen, als wir aber Abends in das Hotel zurückkehrten, empfing uns der Hotelier, die Mütze in der Hand, umgeben von der ganzen Dienerschaft mit tiefen Bücklingen. Wir wussten uns die Sache nicht zu erklären; ich befragte deshalb meinen Johann, der nun reumüthig gestand, er habe, als der Zimmerkellner mit dem Meldzettel kam, um unsere Namen einschreiben zu lassen, mit geheimnissvoller Miene gesagt: Wir heissen hier Franz Pulszky, wir reisen mit unserem Sekretär, dem Hofsekretär Pazziazzi, und mit einem Jäger. Man hielt mich daher für einen inkognito reisenden Prinzen, und Johann genoss bei den Kellnern und Stubenmädchen ein gewaltiges Ansehen, doch erreichte auch die Rechnung eine respektable Höhe; sie war übrigens im Verhältniss zu den heutigen Preisen noch immer bescheiden. In Augsburg wurden wir von der Redaktion der „Allgemeinen“ äusserst freundlich empfangen und mit Empfehlungsschreiben für ganz Süd-Deutschland versehen. Friedrich List, der weit bekannte volkswirthschaftliche Schriftsteller, der im Interesse des Schutzzollsystemes so lehr-

reiche Bücher und Artikel schrieb, welche durch ihren ausgezeichneten Styl das trockene, volkswirthschaftliche Lehrbuch unseres Kautz weit überragen, erzählte uns seine amerikanischen Erlebnisse. Kolb bewirthete uns mit meinem eigenen Hegyaljaer Wein, mit welchem ich ihm ein Geschenk gemacht hatte. Pazziazzi fühlte sich ausserordentlich wohl und vergass das unausstehliche Rütteln des Eilwagens, welches damals das Reisen so unangenehm machte. In Stuttgart besuchten wir Menzel und Kölle, den ich schon von Rom aus kannte, wo er sich als Chargé d'affaires des Königs von Württemberg auch mit Archäologie beschäftigte, im Uebrigen aber ein überaus interessantes Buch über die Diplomatie geschrieben hatte, welches jetzt vergessen ist, zu jener Zeit aber grossen Lärm erregte; ferner Römer, den Führer der württembergischen Opposition, den man im Wiener auswärtigen Amte für einen sehr gefährlichen Menschen hielt, der sich aber später, als er im Jahre 1848 Minister wurde, als ein sehr zahmer, ja reaktionärer Staatsmann erwies. Der alte Beniczky hatte in der That Recht, als er sagte, das Opponiren sei eine schöne Sache, allein jeder kluge Mann macht zur gehörigen Zeit einen Purzelbaum, um in die Regierung, wo möglich in den Ministerfauteuil zu gelangen.

Wir begaben uns auch nach Mergentheim. Im ehemaligen Palast des deutschen Ritterordens residirte Herzog Paul von Württemberg, Schwager des Fürsten Paul Eszterházy, ein grosser Sonderling, der vor zwei Jahren von Egypten aus den am oberen Nil hausenden Negerfürsten Besuche gemacht und von dort eine interessante zoologische und mineralogische Sammlung mitgebracht hatte. Ich war mit ihm während einer Reise von Pest nach Pressburg auf dem Dampfschiffe bekannt geworden und

auch in Wien zusammen getroffen; ich stand mit ihm im Briefwechsel, schickte ihm Opale und Tokajer Ausbruchwein, er wusste Beides zu würdigen und empfing mich mit grosser Gastfreundschaft. Er bat sogleich um Entschuldigung, dass das Mittagessen schlecht sein werde; bei ihm sei eine strenge Dienstpragmatik eingeführt, jeder Beamte und Diener habe einen bestimmten Rang und Gehalt, doch werde bei jeder Uebertretung das ordentliche Disziplinarverfahren in Anwendung gebracht; eben gestern sei der Koch durch ein Urtheil des Disziplinargerichtes auf eine Woche degradirt worden, nun vertrete ihn, als der nächste im Range, der Kammerdiener, der aber vom Kochen nichts verstehe. Wir brachten trotzdem inmitten der Sammlungen und Bücher des Herzogs drei sehr angenehme Tage zu. Abends begaben wir uns mit dem Herzog in die Stadt in's Bierhaus, wo er mit seiner Begleitung im grossen Saale, in welchem die Elite der Bürgerschaft wohlgelaunt ihr Bier trank, an einem besonderen Tische Platz nahm. Man sah, dass der Herzog sich einer grossen Popularität erfreute, doch verleugnete sich der deutsche Charakter selbst beim Bier nicht. Ich befand mich in heiterster Laune, Pazziazzi ebenfalls; unsere Erzählungen und Anekdoten bereiteten dem Herzog grosses Vergnügen; alle anwesenden Gäste hörten dem Gespräche mit grösster Aufmerksamkeit zu, doch hätten sie nicht um die Welt gewagt zu lachen, ehe das helle Gelächter des Herzogs hörbar wurde, dann aber wieherten sie im Chor nach; so erheischte es die Loyalität wohlgeschulter Unterthanen. — In Karlsruhe besuchten wir Nebenius; dann erreichten wir Heidelberg, wo ich täglich Nachmittags mit Mittermaier Besprechungen pflog. Mittermaier ersuchte mich, unsere Entwürfe für ihn in's

Deutsche zu übersetzen, worauf er uns seine Bemerkungen recht gerne schriftlich mittheilen wolle. Er legte für das ungarische Strafgesetzbuch reges Interesse an den Tag und hegte in dieser Beziehung grosse Hoffnungen als ich ihm gesagt hatte, dass zu der mit der Ausarbeitung des Kodex betrauten Kommission kein Richter, kein Beamter und kein Professor gehöre; er erwartete deshalb ein Originalwerk, welches von der französischen, österreichischen und preussischen Chablone nicht beeinflusst sein würde.

Wir besuchten auch den alten Creuzer, den berühmten Verfasser der „Symbolik und Mythologie.“ Ich beschenkte ihn mit einem antiken Amethyst-Ring, in welchem Silen mit dem Knaben Dionysos gravirt war. Der alte Herr fand daran grosses Vergnügen, und gerne zeigte er uns seine numismatische Sammlung. Da Creuzer taub war, so konnte er es nicht hören, als ich zu Pazziazzi halblaut sagte, dass einige römische Goldmünzen Becker'sche Fälschungen seien. Allein Creuzer's Schwiegersohn, ebenfalls ein Heidelberger Professor, hatte meine Worte verstanden und sagte nun laut: „Herr Geheimrath, Ihr Gast behauptet, dass einige Ihrer Goldmünzen falsch seien.“ Creuzer rief: „Sagt er dies wirklich? Nun da hat er freilich ganz recht und zeigt, dass er die Sache versteht; — der Kunstkenner erkennt das Falsche und wer es nicht erkennt, dem brauche ich es nicht zu sagen.“

Den Rückweg nahmen wir über Frankfurt; in Ulm bestiegen wir das Dampfschiff. Unterwegs besuchten wir noch bei Regensburg die Walhalla, welche König Ludwig von Baiern von der Auffassung des Provinzialismus abweichend der Idee der deutschen Einheit gewidmet hatte. Er errichtete darin allen ausgezeichneten

Deutschen Denkmäler, nur Luther wurde aus der Reihe der Grossen ausgelassen, als der Urheber jener Spaltung, welche zum Zerfall des deutschen Reiches geführt hat. Seither ist die deutsche Einheit zur Thatsache geworden, allein vielleicht nicht ganz in der Weise, wie es König Ludwig gewünscht haben dürfte, denn die Kaiserwürde wurde in Versailles, eben in Folge der von seinem Enkel ausgegangenen Initiative, dem protestantischen Könige von Preussen übertragen.

IV.

In Wien war zu jener Zeit eine Geldkrise ausgebrochen, deren bedeutendstes Opfer das grosse Bankhaus Geymüller, und in Folge des Sturzes desselben der Tavernicus Baron Ignaz Eötvös wurde. Letzterer benützte jede Gelegenheit um neue Güter zu erwerben, doch kaufte er grösstentheils auf Kredit. Er wünschte namentlich die Herrschaft Ercsi, die sich auf Grund eines provisorischen Rechtstitels in seinem Besitze befand, definitiv für seine Familie zu erwerben. Als aber der Geldmarkt knapper und der Kredit eingeschränkt wurde, vermochten Diejenigen, deren Güter mit Schulden belastet waren, sich nicht zu erhalten. Eötvös theilte seinen Söhnen und dem alten Ullmann mit, in welcher Verlegenheit er sich befinde. Der erfahrene Bankier rieth ihm, durch Benützung aller gesetzlich nicht verbotenen Kunstgriffe und durch Verwirrung der Besitzverhältnisse einen Zustand zu schaffen, mittelst dessen er den Gläubigern gegenüber Zeit gewänne, denn da Ullmann die Vermögensverhältnisse des Barons kannte, so war er überzeugt, dass nicht nur jeder Gläubiger befriedigt, sondern auch noch für die Familie

ein bescheidenes Vermögen gerettet werden könne. Josef Eötvös, ein offener, gerader Charakter, war über diesen Plan entrüstet. Als Ullmann dies bemerkte, wendete er sich mit den Worten zu ihm: „Der junge Baron erröthet, der junge Baron schämt sich, der junge Baron wird nie Geld haben.“ In der That verzichtete Josef Eötvös noch an demselben Tage auf jedes zu erwartende Erbe, da er an diesen spitzfindigen, verschlagenen Operationen nicht theilnehmen wollte; er verliess das väterliche Haus, aus welchem er nur seine Bücher und einen Armstuhl mit sich nahm, und begab sich zu seinem langjährigen treuen Freunde Tréfort, bei welchem er anderthalb Jahre lang in bescheidenen Verhältnissen lebte.

Bald darauf wurden wir durch die Nachricht überrascht, dass Kossuth heirathen und eine politische Zeitung herausgeben werde. Die Sache verhielt sich folgendermassen. Der Pester Buchdruckereibesitzer Landerer besass Verbindungen mit der Wiener geheimen Polizei und verstand es dort den Plan zur Gründung eines grossen politischen Tagblattes, welches von Kossuth geleitet würde, plausibel zu machen; aus diesem Blatte könnte die Regierung die Ansichten und Pläne der Opposition viel besser als durch ihre Agenten erfahren, das wahrhaft Gefährliche aber könne durch die Zensur verhindert werden. Die jüngeren Mitglieder der Regierungspartei unterstützten das Projekt Landerer's und die Konzession zum „Pesti Hirlap“ wurde in der That ertheilt. Heckenast betheiligte sich mit seinem Gelde an dem Unternehmen, Kossuth aber übernahm als Dritter in der Gesellschaft die Redaktion recht gerne. Kossuth's Entschluss wurde von Vielen getadelt, die guten Leute ahnten die ungeheuere Wirkung der

Zeitung nicht; ihrer Ansicht nach gerieth Kossuth, indem er nun die Zensur anerkenne, mit seinen früheren Prinzipien in Widerspruch, ein guter Patriot dürfe nicht transigiren, politische Bücher müsse man, wie Wesselényi es gethan, im Auslande drucken lassen, sie fänden dann schon den Weg nach Ungarn.

Seit Graf Majláth Hofkanzler war, hatte die Regierung in der That mit dem stumpfsinnigen Konservatismus gebrochen, welcher seit dem Tode des Königs Leopold, also seit nahezu fünfzig Jahren auf dem Lande gelastet hatte. — Man entzog die Zensur den plumpen Händen, welchen sie bis dahin anvertraut war, und errichtete ein Zensurkollegium, welches die Weisung erhielt, nicht das kleinliche Peinigen der Schriftsteller für seine Aufgabe zu halten, sondern mehr auf die Tendenz als auf die Worte zu achten. Czech, der ehemalige Deputirte der Stadt Raab, übrigens auch Mitglied der Akademie, und Engel, der Sohn des berühmten Geschichtsschreibers, waren die leitenden Männer dieses Kollegiums. Sie bereiteten Kossuth nicht viel Unannehmlichkeiten; sie sagten ihm von Zeit zu Zeit, dass seine Leitartikel diesen oder jenen Gegenstand nicht behandeln dürften, doch abgesehen von diesen „Noli me tangere"-Fragen durfte er fast ohne Ausnahme schreiben, was er wollte. Die freiere Bewegung kam natürlich auch dem von Helmeczy redigirten „Jelenkor", dessen Protektor Széchenyi war, zu Gute, dieses Blatt war jedoch schon so verknöchert, dass es mit dem „Pesti Hirlap" nicht Schritt halten und keineswegs ein Gegengewicht des neuen Unternehmens bilden konnte.

Im September begab ich mich zur grossen Jahresversammlung der Akademie nach Pest, um meinen

Antrittsvortrag zu halten. Zum Thema hatte ich den Einfluss der Denkmäler des Alterthums auf unsere Kunst gewählt; es war dies der erste kunstgeschichtliche Vortrag in Ungarn.

V.

Zu Ende des Monates November fand ich mich wieder in Pest ein, weil der Judex Curiae die mit der Ausarbeitung des Strafgesetzbuches betraute Regnikolar-Kommission einberufen hatte. In der ersten Sitzung wurden die Arbeiten an drei Subkomités vertheilt. Mit der Ausarbeitung des materiellen Theiles von den Verbrechen und ihren Strafen wurden Deák, Klauzál, Bezerédy, Eötvös und ich betraut; im zweiten Subkomité, welches das Strafverfahren ausarbeiten sollte, führte Zsedényi den Vorsitz, Schriftführer war Ladislaus Szalay; das Dritte hatte sich mit dem Gefängnisswesen zu beschäftigen. Deák's Wohnung befand sich im ersten Stockwerke des Horváth'schen Hauses in der Herrengasse, dort hielten wir unsere Sitzungen, die von 9 bis 1 Uhr dauerten, zu welcher Stunde wir uns zum Mittagessen in die „Königin von England" begaben. — Nachmittags wurde ein grosser Spaziergang gemacht, Abends wieder gearbeitet oder das Theater besucht, wo wir oft die Loge der Akademie benützten. Vörösmarty, Toldy und Bajza erschienen regelmässig in dieser Loge, doch fanden sich auch Gaál, Ignatz Nagy und andere Schriftsteller ein, welche sich gewöhnlich nach der Vorstellung mit Vörösmarty und mir in das auf dem Sebastiani-Platze gelegene Gasthaus „zur Schnecke" begaben. Dort pflegten Gabriel Egressy und die meisten Schauspieler zu Abend zu essen und die Unterhaltung,

bei welcher das Dambrett eine grosse Rolle spielte, währte oft bis nach Mitternacht. Aus diesen Zusammenkünften entwickelte sich der Klub, welcher sich später, als die Zahl der Mitglieder anwuchs, in den National-Klub und Pester Klub theilte.

Ignaz Nagy, der den Klub fleissig besuchte, war zu jener Zeit ein sehr beliebter Schriftsteller. Seine Bescheidenheit nahm Jedermann ein, seine Vorgesetzten hatten ihn lieb und da er als Beamter bei der Kammerbuchhaltung zuweilen vom Kammerpräsidenten, dem Grafen Keglevich, zum Mittagessen geladen wurde, so war er auch in weiteren Kreisen bekannt. Die Natur hatte ihn übrigens nicht mit Schönheit ausgestattet, seine grosse rothe Nase zog überall die Aufmerksamkeit auf sich. Als er eines Abends zu Beginn des Faschings im „Zrinyi“ beim Nachtmahl sass, nahmen an demselben Tische zwei übermüthige Offiziere Platz, deren Einer mit lauter Stimme die Nase Ignaz Nagy's zum Gegenstande roher Witze machte. Nagy wurde der Sache endlich überdrüssig, erhob sich und nahm an einem anderen Tische Platz, worauf der Offizier, irgend ein deutscher Graf, an welchem die Wirkung des Weines schon wahrnehmbar war, von seinem Sitze aufsprang und von Nagy wegen seines Fortgehens Rechenschaft verlangte, er erklärte sich durch Nagy persönlich beleidigt und forderte ritterliche Genugthuung. Der arme Nagy kannte das Duell nur aus Romanen und als er Nachts heimging — er wohnte in der Festung Ofen — sann er hin und her, welcher seiner Bekannten sein Sekundant sein könne, doch entsann er sich nicht, irgend einen Freund zu besitzen, der in Duellfragen bewandert sei. Als er in melancholischer Laune am Teleki'schen Palais vorüberging, sah er die Fenster der

Wohnung des kommandirenden Generals Lederer noch erleuchtet. Nagy war mit ihm beim Grafen Keglevich bekannt geworden; rasch entschlossen ging er in die Wohnung des Generals hinauf, theilte ihm seine Verlegenheit mit und rückte schliesslich mit der Bitte heraus, Lederer möge, da er Soldat sei und sich ihm, dem Bittenden, stets freundlich gewogen gezeigt habe, sein Sekundant sein. Der General antwortete lächelnd, Nagy möge unbesorgt sein, er schlage die Bitte nicht ab und werde als sein Sekundant handeln; Nagy ging nun beruhigt nach Hause. Am folgenden Tage erwartete er die Sekundanten des Herausforderers, allein es fand sich Niemand bei ihm ein. Nach einigen Tagen traf er zufällig mit dem anderen Offizier zusammen, der bei der Scene im „Zrinyi“ anwesend gewesen war. Nagy fragte ihn, weshalb die weiteren Schritte in der Duellfrage noch nicht geschehen seien? „Kennen Sie denn das Missgeschick meines armen Freundes nicht?“ — entgegnete der Offizier — „er hat Sie in der That nicht schön behandelt, wir hätten auch die Sache wahrscheinlich ausgeglichen, allein noch an demselben Abende wurde er zum kommandirenden General beschieden, der ihm das Kommando eines Militärtransportes nach Czernowitz in der Bukowina übertrug; — er musste augenblicklich aufbrechen, und nun marschirt er, statt sich hier des Faschings zu freuen, auf bodenlosen Wegen in Schnee und Koth dahin.“ Nagy wusste nun, dass General Lederer Wort gehalten hatte. — Seine Zeitgenossen werden sich noch erinnern, dass die Agitation wegen Ausmerzung des „cz“ aus der ungarischen Orthographie um statt dessen blos „c“ zu schreiben, von Nagy ausging; konsequent schrieb er bis an sein Ende seinen eigenen Taufnamen nicht Ignácz, sondern

Ignác. Allein auch in diesem Falle verfolgte ihn das Missgeschick. Als er starb prangte auf seinem Sarge in goldenen Lettern der Name „Nagy Ignácz“; das „z“, welches er während seines ganzen Lebens aus den zusammengesetzten Buchstaben zu verdrängen bemüht war, drängte sich gleich nach seinem Tode selbst in seinen Namen wieder hinein. Solche Launen hat das Schicksal.

VI.

Als wir an die Ausarbeitung des Strafgesetzbuches gingen, erklärte Deák gleich zu Beginn, dass das Gesetzbuch nicht blos für die Richter und Advokaten, sondern hauptsächlich für das Volk geschaffen werde; es müsse daher in einer für Jedermann verständlichen Fassung gehalten, klar und einfach sein und die technischen Ausdrücke der Rechtsgelehrten vermeiden. Mich betraute er mit der Zusammenstellung der Daten. Ich musste bei jedem Artikel die betreffenden Stellen des Code Napoleon und ungefähr vierzehn anderer Gesetzbücher, ihre Abweichungen von einander und die Bemerkungen Mittermaier's, wenn deren irgend welche vorhanden waren, vortragen. Dann begann die Diskussion, nach deren Beendigung jedes Komitémitglied einen Entwurf des eben in Rede stehenden Artikels niederschreiben und vorlesen musste; unsere Entwürfe wurden von Deák rekapitulirt und einer strengen Kritik unterzogen, schliesslich aber schrieb oder diktirte er selbst den anzunehmenden Text. Wenn ein Kapitel beendigt war, übersetzte ich es in's Deutsche und sandte es an Mittermaier, dessen Bemerkungen wir, sobald sie eintrafen, in Erwägung zogen und theils annahmen, theils ablehnten. Abgesehen vom reinen, klaren Style besass

unser Werk noch drei Eigenthümlichkeiten, durch die es sich von den früheren Gesetzen unterschied. Erstens räumten wir in unserem Elaborate der Todestrafe keinen Platz ein, wir setzten an ihre Stelle lebenslängliches Gefängniss; zweitens normirten wir beim Ausmasse der Strafen kein Minimum, sondern überliessen es dem Gewissen des Richters; drittens pflichteten wir der Ansicht Mittermaier's bei, dass hinsichtlich der Verbrechen, bei welchen auch der Versuch strafbar ist, der Versuch als besonderes Verbrechen behandelt werde. Diese Definition war bis dahin noch nirgends versucht worden. Wir erörterten die vielfach verzweigte Frage eingehend und schlossen die Idee des Versuches aus dem Gesetzentwurfe aus, dagegen war der Versuch an den betreffenden Stellen überall als besonderes Verbrechen oder Vergehen behandelt und genau definirt. Wir waren mit unserer Arbeit anderthalb Jahre lang beschäftigt, dann legten wir den Entwurf dem Plenum der Kommission vor, wo zu unserem Erstaunen auch Graf Josef Teleki, Zarka, Nikolaus Vay und selbst der Judex Curiae sich mit der Abschaffung der Todesstrafe einverstanden erklärten. Unsere genaue und strenge Definition der politischen Verbrechen wurde nicht angenommen, weshalb wir ein Separatvotum einreichten. Auch hinsichtlich des unter Zsedényi's Vorsitz ausgearbeiteten Strafprozessverfahrens reichten wir ein Separatvotum ein; wir befürworteten nämlich die Einführung der Schwurgerichte mit den, durch das ungarische Komitatsleben bedingten Aenderungen, ferner protestirten wir gegen die richterliche Kompetenz der königl. Tafel in politischen Prozessen. Deák verfasste diese Separatvota. Der materielle Theil unseres Strafgesetzbuch-Entwurfes fand bei den ausländischen Fachgelehr-

ten, besonders bei Mittermaier volle Anerkennung. — Ladislaus Szalay brachte ihn mittelst einer Brochure zur allgemeinen Kenntniss und diesem Umstande mag es wohl zuzuschreiben sein, dass man bei uns auf Grund einer irrigen Behauptung Michael Horváth's das grösste Verdienst, welches in erster Reihe Deák, in zweiter aber vielleicht doch mir gebührt, Szalay zuschrieb, obwohl er an der Ausarbeitung dieses Theiles des Strafgesetzbuches gar nicht theilnahm. Der Unglückliche hatte die viel unangenehmere Aufgabe das Strafprozessverfahren auszuarbeiten und es kostete wahrlich viel Arbeit und Plage, die verworrenen Ansichten Zsedényi's, welche mit der Auffassung Szalay's im direkten Widerspruche standen, in eine logische Ordnung zu bringen.

Während ich bei dieser grossen Arbeit beschäftigt war, und zwar schon zu Beginn derselben wurde ich durch einen Brief Fejérváry's benachrichtigt, dass mein Vater gestorben sei. Altersschwäche führte ein ruhiges Erlöschen seines Lebens herbei. Er hatte ein Alter von 85 Jahren erreicht und doch die Beschwerden des Greisenaltes nicht empfunden. Er war einer der pünktlichsten Männer, dabei aber höchst zuvorkommend, der sich besonders mit den evangelischen Kirchen- und Schulangelegenheiten fortwährend beschäftigte und ihnen grosse Opfer brachte. Die Todesnachricht traf mich nicht unvorbereitet, dennoch erschütterte es mich tief, dass ich bei seinem Verscheiden nicht anwesend sein konnte.

In unseren Sitzungen fanden sich besonders Anfangs oft Gäste ein, namentlich Aurel Dessewffy, Josef Andrássy, Louis Batthyány, Széchenyi und während der grossen Pester Jahrmärkte ehemalige Deputirte aus der

Provinz. Mit Kossuth kamen wir selten zusammen; er war von seinem Blatte ausserordentlich in Anspruch genommen, denn es genügte ihm nicht, dass er selbst die Leitartikel schrieb, sondern er besserte auch die aus der Provinz einlaufenden Korrespondenzen und Mittheilungen in stylistischer Hinsicht sorgfältig aus. Er war kein Freund der Geselligkeit, obwohl er, wenn er warm wurde, ausserordentlich angenehm und gemüthlich zu plaudern verstand. Eines Tages schilderte er uns seine Erlebnisse während der Festungshaft. Anfangs behandelte man ihn ausserordentlich streng, man bewilligte ihm kein anderes Buch als das Corpus Juris, von einer Zeitung war gar keine Rede. Zur Zerstreuung dienten ihm einige Singvögel in einem Käfig. Später durfte er mathematische Bücher, eine Tafel und Kreide benützen, endlich Shakespeare's Werke in englischer Sprache, eine englische Sprachlehre und Walker's Pronouncing Dictionary. Aus diesen Büchern lernte er englisch; das war die Frucht seines dreijährigen Aufenthaltes im Gefängnisse. Als man ihn von seiner Begnadigung benachrichtigte, vergass er trotz der grossen Ueberraschung seine Vögel nicht. Er öffnete die Thür des Käfigs und liess die kleinen Sänger frei, doch streute er auf das Fenstersims reichlich Futter, damit sie, wenn sie draussen nichts finden sollten, hier ihren Hunger stillen könnten. Am folgenden Tage begab er sich noch einmal in die Festung um beim Profoss nachzufragen, ob nicht der eine oder andere seiner Vögel zurückgekehrt sei. Es hatte sich keiner sehen lassen. „Sie waren klüger als ich, sie kehrten nicht zurück, ich aber bin zurückgekommen; nie thue ich es wieder."

VII.

Kossuth's Zeitung elektrisirte das Land über alle Erwartung. Széchenyi hatte von Anfang an gegen das neue Blatt tiefe Antipathie empfunden, weil er darin die Keime der Revolution erblickte. Er lag uns daher fortwährend in den Ohren ein Gegengewicht zu schaffen, denn, wenn man das Gewicht der Uhr abschneidet — das war sein Lieblingsvergleich — so läuft sie rasch ab. Wir riethen ihm ebenfalls zu schreiben, die Nation höre ja auch auf sein Wort. Er schrieb denn auch — ein dickes Buch gegen Zeitungs-Leitartikel. Natürlich blieb, trotz seiner Popularität, sein Gegner Sieger, ja selbst Josef Eötvös, der im Uebrigen wenig Neigung für Kossuth empfand, stellte sich mit einer schön und geschickt geschriebenen Brochure auf Kossuth's Seite. Aurel Dessewffy fasste die Sache anders auf; er wusste, dass man eine Zeitung nur durch eine andere bekämpfen könne, und liess daher durch Jablanczay das konservative Blatt „Világ" herausgeben; dieser Schriftsteller war jedoch so taktlos grob, dass das Publikum dieses nicht las. Da entschloss sich Aurel Dessewffy Leitartikel zu schreiben und sich selbst mit der Redaktion des Blattes zu befassen; in Folge dessen es Einfluss auf das Publikum zu gewinnen begann. Nun erkrankte aber Dessewffy an einem Fieber, welches ihn unerwartet dahinraffte. Jedermann bedauerte ihn, und Niemand widmete ihm einen schöneren Nachruf, als Kossuth. Nach seinem Tode übernahmen Josef Andrássy und Franz Császár die Redaktion des Blattes; doch war es hinfort matt, der belebende Geist fehlte; auch der Name des Blattes wurde geändert, es hiess nun „Hiradó". Eötvös und ich bekämpften es in einer

eigens diesem Zwecke gewidmeten Rubrik des „Pesti Hirlap“ mit den Waffen des Witzes. Zuweilen schrieb ich auch Leitartikel für das „Hirlap“. Széchenyi nahm mir dies übel, doch wurde unsere Freundschaft dadurch nicht gestört. Széchenyi's Antipathien galten nur der Persönlichkeit Kossuth's, nur ihn hielt er für gefährlich und Kossuth war damals in der That eine Macht. Der Einfluss des „Hirlap“ auf die Komitate, auf die adeligen Gutsbesitzer und auf die Jugend stieg von Tag zu Tag, die Bürger aber und die Gewerbetreibenden, welche bisher jeder politischen Bewegung fern gestanden waren, begannen sich ebenfalls für das Blatt zu interessiren, weil Kossuth sich auch mit ihren Angelegenheiten beschäftigte und den Industrieverein gründete. Als nämlich die Regierung im Jahre 1837 Kossuth verhaften liess, veranstalteten seine Freunde und Verehrer zum Besten seiner Familie eine Subskription, und auf Wesselényi's Aufruf ergab diese eine namhafte Summe. Als Kossuth seine Freiheit wieder erlangte, wurde ihm der Rest der Summe — 8000 Gulden — übergeben. Kossuth bestimmte dieses Geld zum Stammkapital des von ihm organisirten Industrievereines, — ausserdem widmete er den Industrie- und Zollfragen eine grosse Aufmerksamkeit. Louis Batthyány war der Präsident, Kossuth aber die Seele dieses Vereines, ja im Jahre 1842 veranstaltete er in Pest die erste ungarische Austellung, welche einen schönen Erfolg hatte; sie zeigte, was unsere Industrie bereits geschaffen und was sie zu erzeugen vermöchte, wenn wir anstatt Alles aus Wien zu beziehen, Kunden der vaterländischen Industrie würden. Moriz Perczel fasste diese Idee auf; er gründete im Tolnaer Komitate und in den benachbarten Komitaten den Industrie-Schutzverein,

dessen Mitglieder sich auf Ehrenwort verpflichteten, ausschliesslich vaterländische Erzeugnisse zu kaufen. Die Idee und der Verein verbreiteten sich immer weiter, das „Pesti Hirlap“ nahm sie in Schutz, die Regierung versuchte sie lächerlich zu machen. Széchenyi war von dieser Bewegung nicht erbaut, denn er erblickte in ihr eine secessionistische Tendenz. Er wiederholte es zu unzähligen Malen, dass unser Verhältniss zu Oesterreich einer gemischten Ehe gleiche, in welcher Mann und Frau stets Anlass zu Beschwerden und Streitigkeiten finden. Ein kluger Mann werde jedoch auch in diesem Verhältnisse bemüht sein für einen modus vivendi zu sorgen, welcher ihm die Gewähr biete, dass nicht täglich eine absichtlich angebrannte Suppe auf den Tisch komme und dass seine Lieblingsgerichte aus der Speiseordnung nicht verschwinden, denn der kluge Mann wisse, dass die Ehe nicht aufgelöst werden könne. Ich erwiederte einmal im Scherze, dass ich Protestant sei und die Möglichkeit der Auflösung einer Ehe kenne. Széchenyi gerieth darüber in Zorn, er schalt mich, dass auch ich mich von Kossuth verführen lasse, der absichtlich oder unabsichtlich die Nation zur Revolution treibe; Széchenyi schauderte aber vor der Revolution, nicht sowohl aus konservativer oder aristokratischer Antipathie, als vielmehr deshalb, weil er die Ueberzeugung hegte, dass die Revolution die ungarische Nationalität und den ungarischen Staat vernichten würde; der Staat würde mit den übrigen Theilen des Reiches verschmolzen werden, die Bevölkerung theils die deutsche, theils die slavische Sprache annehmen, denn der Aufstand würde von der Armee, namentlich von den Grenzregimentern, deren Offiziere Slaven, Ungarfeinde und ausserdem in der Administration be-

wandert seien, gewiss niedergeschlagen werden. Er sah in dieser Beziehung so grosse Gefahren, dass er jeden Schritt im Interesse der Verbreitung der ungarischen Sprache tadelte, welcher die Kroaten verletzen könnte. Er besprach diese Frage selbst in der Rede, mit welcher er im Jahre 1842 als Präsident die feierliche Jahresversammlung der Akademie eröffnete, obwohl eben auf sein Verlangen durch die Statuten der Akademie die Politik aus dem Wirkungskreise dieser gelehrten Körperschaft ausgeschlossen worden war. Diese Rede erregte grosses Aergerniss, denn sie schien Gaj und den slovakischen lutherischen Geistlichen Recht zu geben, welche wegen der angeblichen Uebergriffe des Magyarenthums, die doch nirgends vorhanden waren, Lärm schlugen und sich über gewaltsames Magyarisiren beklagten. Nicht blos Wesselényi, Deák und Kossuth, sondern selbst Josef Andrássy und Franz Császár, die zur Regierungspartei gehörenden Redakteure des „Hiradó", missbilligten diese unmotivirte Demonstration.

Auch ich bekämpfte sie im „Pesti Hirlap". Ich forderte den grossen Grafen auf, Beweise für seine Beschuldigungen beizubringen, welche die Ehre der Nation verletzen und ihren Feinden Recht zu geben scheinen. Den zweiten auf diese Angelegenheit bezüglichen Artikel schloss ich mit folgenden Worten:

„Indem ich von der akademischen Rede Széchenyi's spreche, vermag ich das schmerzliche Gefühl nicht zu unterdrücken, welches bei mir durch die verbitterte, gereizte Stimmung erregt wird, die aus jedem Satze jener Rede spricht und nur dann gerechtfertigt wäre, wenn es im Vaterlande keine Billigkeit, keine Loyalität mehr gäbe, wenn es wahr wäre, dass in Ungarn, seit Mathias starb, keine Gerechtigkeit mehr zu finden sei.

Stehen die bitteren und doch nur allgemein gehaltenen Vorwürfe, welche der Graf, ohne bestimmte Thatsachen zu tadeln, der ganzen Nation oder doch dem grösseren Theile derselben machte, nicht mit dem Hauptprinzipe, welches ihn bewog seine Fortschrittstaktik mit der Gründung der Akademie zu beginnen, einigermassen im Widerspruche? Er that diesen Schritt, weil er es als die erste Nothwendigkeit erkannte, die Ehre der Nation rein zu halten; deshalb bewahrte er uns durch die Gründung der Akademie vor der Schande, die ausgezeichnetesten Schriftsteller unserer Nation, die ihre Tage und Nächte der Wissenschaft, mittelbar dem Ruhme der Nation widmen, mit Noth und Elend ringen zu sehen; er wollte ihnen Belohnungen sichern, welche ihr Selbstgefühl nicht verletzen und das Preisgeben ihrer Unabhängigkeit nicht als Bedingung fordern. Wird nun aber die nationale Ehre der Ungarn durch die allgemeinen Beschuldigungn des Grafen, denen wir fast auf jeder Seite seiner Rede begegnen, nicht verletzt? Wenn Graf Széchenyi auf Detailfragen eingeht, wenn er uns sagt, dass wir in Allem zurück sind, dass wir nur ein geringes intelektuelles Gewicht besitzen, so nehmen wir seine Worte, die uns aus der Stagnation aufrütteln, dankbar auf, denn sie sind wahr. Wenn er uns aber im Allgemeinen auffordert, dass wir in der Sprachenfrage endlich gerecht sein mögen; wenn er die Verdächtigung ausspricht, dass wir unsere Sprache gewaltsam ausbreiten und unter dem Vorwande der Gesetzlichkeit die nicht ungarisch sprechenden Bewohner des Landes unterdrücken wollen: da muss jeder Magyare auffahren und empört fragen, wo denn die Thaten sind, wegen welcher die Nation angegriffen und verdammt wird? Und obwohl jeder Ungar die zahllosen

Verdienste des Grafen Széchenyi anerkennt, für welche die Nation seit lange sein Schuldner ist, so kann er doch das Bewusstsein nicht unterdrücken, dass die Nation die Zinsen ihrer grossen Schuld durch Anerkennung und dankbare Würdigung pünktlich entrichtet, denn selbst Diejenigen, deren Ansichten von jenen des Grafen abweichen, die seine politischen Gegner sind, die er zum Gegenstande seiner fortwährenden Angriffe und Ausfälle erkor, bringen ihm stets die grösste Verehrung entgegen. Nun lehrt aber die Erfahrung, dass ein Schuldner, welcher seine Zinsen pünktlich zahlt, endlich doch ungehalten wird, wenn sein Gläubiger ihn immer wieder bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit daran erinnert, dass er sein Schuldner sei."

Széchenyi war über meinen Artikel ungehalten, allein statt einer eingehenden Antwort veröffentlichte er im „Jelenkor" wieder nur allgemeine Klagen über Uebertreibungen. Am unangenehmsten war es für ihn, dass er von Ludwig Gaj in seinem illyrischen Blatte warm begrüsst und gelobt wurde, was die Popularität Széchenyi's beinahe ganz zerstörte. Der grosse Graf witterte nun einmal in jedem Artikel Kossuth's, in jedem Schritte der Opposition die Revolution, diese Idee verfolgte ihn unablässig; wir Jungen lachten darüber und hielten sie für eine fixe Idee, denn wir hingen wohl Träumen und Plänen für die Zukunft gerne nach, allein für eine ungarische Revolution fand sich in unserem Ideenkreise kein Platz, wir hielten sie unter allen Kombinationen für unmöglich. Deák hörte derartige Gespräche nicht gerne; er beschäftigte sich mit der Gegenwart eingehend, in dieser Beziehung besass er eine schärfere Auffassung als wer immer sonst, aber um die ferne Zukunft kümmerte er sich nicht.

Als ich ihm eines Tages mittheilte, dass Friedrich List in Augsburg sich angelegentlich nach ihm erkundigt habe, weil er binnen zehn Jahren ungarischer Minister sein werde, antwortete Deák, er wisse nicht was in zehn Jahren sein werde, wohl aber wisse er, was es damals nicht mehr geben werde. Erzherzog Ludwig, Metternich und Kolowrat, die jetzt die Geschicke der Monarchie lenken, werden damals nicht mehr da sein, ebenso wenig der Palatin Erzherzog Josef, denn sie sind zu alt, als dass sie bis dahin leben könnten; Graf Anton Majláth und das jetzige System werden auch nicht vorhanden sein, weil sie sich abgenützt haben; doch sei es eine eitle Sache, durch Kombinationen errathen zu wollen, wer und was an ihre Stelle treten werde.

— Und wenn man Ungarn mit dem Gesammtreiche verschmelzen wird?

— Das wird nicht geschehen, die Betreffenden sind viel zu träge, als dass sie dies versuchen sollten; sie haben ja nicht einmal dafür Sinn und Arbeitskraft, dass sie dem Reichstage Gesetzentwürfe vorlegen würden, für welche sie in den Komitaten mit leichter Mühe die Majorität erlangen könnten; sie überlassen die Ausarbeitung der Gesetzentwürfe dem Reichstage, im Grunde genommen der Opposition und dennoch wundern sie sich, dass diese nicht in ihrem Sinne ausfallen. Auswärtige Ereignisse allein können und werden eine Aenderung herbeiführen. Die österreichische Monarchie steht sowohl den Deutschen, als den Russen im Wege; darin liegt die Gefahr der Zukunft.

Josef Eötvös war durch seine damals geschlossene Heirath für einige Zeit unserem Kreise ferne; er begann übrigens auch in der Politik eine Richtung einzu-

schlagen, die von unseren Ansichten abwich. Wir waren ebenso wie Kossuth überzeugt, dass es noch lange nicht möglich sein werde, auf dem Reichstage grosse Reformen durchzuführen, welchen die Regierung und die Magnaten sich widersetzten. Zu diesen Reformen gehörte unter Anderem das Projekt, der gebildeten nicht adeligen Klasse, den sogenannten Honoratioren, den Pfarrern, Professoren, Advokaten, Aerzten u. s. w. ebenfalls politische Rechte einzuräumen. Nach unserer Ansicht war es möglich diese Reform mittelst der Komitatsautonomie in den einzelnen Komitaten durchzuführen. Auf dieser Basis hatte das Pester Komitat das Nationaltheater in's Leben gerufen. Szemere wünschte auch das gegenseitige Feuerversicherungswesen durch die Komitate einführen zu lassen. Mit einem Worte, unter den damaligen Verhältnissen waren die Komitate die beste Schutzwehr der Verfassung gegen die Uebergriffe der Regierung und die beste Grundlage zur Durchführung von Reformen. Es nahm uns daher nicht Wunder, dass die Regierung nach Mitteln suchte, um den Wirkungskreis der Komitate einzuschränken. Um so grösser war unser Aerger, als auch Eötvös im Namen des Fortschrittes und der europäischen Kultur den Komitaten den Krieg erklärte und für die Zentralisation, für die parlamentarische Regierungsform kämpfte. Die verantwortliche Regierung war auch unser Endziel, doch hielten wir es für inopportun, wegen eines in weiter Ferne stehenden Ideals unsere schärfste Waffe abzustumpfen, unser stärkstes Bollwerk zu zerstören.

Es traten übrigens nicht nur in unseren Kreisen, sondern auch bei der Regierungspartei Spaltungen zu Tage. Die Agitation des „Pesti Hirlap", welche einen grossen Einfluss auf die Komitatskongregationen zu

erlangen begann, erregte bei der Regierungspartei Besorgnisse; man begann den Grafen Majláth der Schwäche zu beschuldigen, seine Stellung war erschüttert. Josef Andrássy, der ein treuer Anhänger des Hofkanzlers war und für Apponyi und Jósika durchaus keine Neigungen empfand, besuchte eines Tages Deák, an den er die vertrauliche Frage richtete, ob es nicht gut wäre, den früheren Hofkanzler Reviczky, der sich als Gesandter in Florenz befand und mit seiner Stellung nicht zufrieden war, nach Wien zurückzubringen.

— Ich kümmere mich um Eure Fatalitäten nicht, antwortete Deák, thut was Ihr wollt; sage mir lieber, ob Du ein Mittel zum Vertreiben der Hausgrille kennst, welche durch ihr fortwährendes Zirpen in der Nähe des Kamins unsere Nerven peinigt?

— Um solche Dinge kümmere wieder ich mich nicht.

— Und doch wäre es auch für Dich gut, dieses Mittel zu kennen. Man fängt eine Feldgrille und lässt sie in das Loch der Hausgrille schlüpfen; sie tödtet die unausstehliche Hausgrille, doch bleibt sie selbst im Loche und lärmt noch lauter als ihre Vorgängerin.

Andrássy verstand die Anspielung.

VIII.

Die Ausarbeitung des Strafgesetzentwurfes nöthigte mich — es war zum ersten Male — zu einem längeren Aufenthalte in Pest, wo nicht nur das politische, sondern auch das wissenschaftliche und gesellschaftliche Leben mich in hohem Grade interessirte. Ich wohnte den Sitzungen der Akademie, welche im Trattner-Károlyischen Hause stattfanden, regelmässig bei und betheiligte

mich dort an dem Kampfe, welchen die jüngere Generation unter Bajza's, Toldy's und Vörösmarty's Führung gegen die Alten aufgenommen hatte. Zu diesen Alten, die sich in früheren Zeiten verdient gemacht hatten, nun aber schon dem Zopfthume verfallen waren, gehörte auch der Sekretär der Akademie, Gabriel Döbrentei, der unter seinen Genossen jedenfalls der bedeutendste Mann war. Die entgegengesetzten Ansichten der Alten und der Jungen traten hauptsächlich bei der Beurtheilung der Vorträge, bei der Formulirung der Preisfragen, bei der Zuerkennung der Preise und bei den Wahlen zu Tage. Diesem Zwiespalte hatte ich es unter Anderem zu verdanken, dass ich früher zum ordentlichen Mitgliede der Akademie gewählt wurde. Döbrentei, der damals die ungarischen „Régi Nyelvemlékek" (Alte Sprachdenkmäler) herausgab, liess nämlich den Wiener und Münchener Kodex durch Paul Jászay kopiren; der Präsident der Akademie, Graf Josef Teleki, war aus dikasterialer Sympathie ebenfalls ein Gönner Jászay's und da eben der Sitz eines ordentlichen Mitgliedes in der philosophischen Klasse der Akademie leer geworden war, brachte Döbrentei die Wahl Jászay's für diesen Platz in Vorschlag. Die Partei — so nannte man die Opposition — stellte mich als Gegenkandidaten auf. Bei der Wahl handelte es sich hauptsächlich darum, die Kraft beider Theile zu messen, denn wahrlich damals verdiente es noch keiner der zwei Kandidaten zum ordentlichen Mitgliede gewählt zu werden. Das Schicksal war mir günstig; ich wurde, wenn ich mich recht erinnere, mit einer Majorität von zwei Stimmen zum ordentlichen Mitgliede gewählt.

Döbrentei ärgerte sich über dieses Wahlresultat um so mehr, als er nicht ohne Grund vermuthete, dass

ich der Verfasser der Epigramme sei, die er zuweilen auf seinem Sekretärsitze in der Akademie fand. Ich hatte unter Anderem nach dem Erscheinen der „Régi Nyelvemlékek“ auf den für ihn hingelegten Bogen Papier geschrieben:

Megmagyarázta nekünk nyelvünk emlékeit, ámde
Megmagyarázását ki magyarázza nekünk?

(Er hat uns die Denkmäler unserer Sprache erklärt,
Doch wer erklärt uns seine Erklärung?)

Es war eigentlich kein Grund dafür vorhanden, warum wir dem alten Döbrentei gegenüber aller Pietät vergassen, allein man fühlte sich durch seinen sonderbaren Styl unwillkürlich zu witzigen Ausfällen provozirt.

Er war häufig Széchenyi's Gast. Ich erinnere mich, dass er einmal, als wir zu einem Diner geladen waren, mit einem Buche unter dem Arme erschien, welches er dem Grafen Széchenyi feierlich und mit der Bemerkung überreichte, es sei das erste ungarische Werk, in welchem kein Druckfehler vorkömmt, er habe es viermal korrigirt, bevor er das „Imprimatur“ darauf gesetzt. Deák nahm das Buch zur Hand und entdeckte zu seinem grossen Ergötzen gleich auf dem Titelblatte einen auffallenden Druckfehler. Der Titel sollte nämlich lauten: „Shakespeare remekei Döbrentei Gábor forditása szerint.“ (Shakespeare's Meisterwerke nach Gabriel Döbrentei's Uebersetzung); unglücklicher Weise war beim Worte „forditása“ der erste Buchstabe aus dem Satze herausgefallen, wodurch der Titel den Sinn erhielt: „nach Gabriel Döbrentei's Gebrüll.“ Es ist unmöglich Döbrentei's Ueberraschung und Aerger zu beschreiben. Er sass während des Essens wie auf Nadeln; dann lief er in die Druckerei, um die Versendung des Buches zu verhindern, und zu den Buchhändlern, um die ihnen

zugesendeten Exemplare zurück zu nehmen, damit das Titelblatt des fehlerlosen Werkes umgedruckt werde.

Széchenyi nahm auf die Wahlen und inneren Angelegenheiten der Akademie wenig Einfluss, um so eifriger befasste er sich aber mit der Bildung neuer Wörter. Der „grösste Ungar“ führte sein Tagebuch in deutscher Sprache, es ist daher wahrscheinlich, dass er auch deutsch dachte. Als Autodidakt war er der Ansicht, dass jeder Begriff, ja jede Schattirung der Begriffe in jeder Sprache, folglich auch in der ungarischen ihre eigenen Wörter haben müsse, welche die Begriffe des Fremdwortes vollkommen decken sollten. Er liess daher das Verzeichniss aller Wörter, für welche er in unserer Sprache keine äquivalenten Ausdrücke fand, im Sitzungssaale der Akademie aufhängen; dann richtete er an uns die Bitte, dass wir uns bemühen möchten, für die fehlenden Ausdrücke ungarische Kombinationen zu ersinnen. Mehrere neue Wörter wurden von ihm gebildet. Das deutsche „Sie“, beziehungsweise das französische „Vous“ drückte er mit dem Worte „ön“ aus; die Akademiker hatten das Wort „kegyed“ in Vorschlag gebracht, doch meinte Széchenyi, dieser Ausdruck sei zu feierlich, um das „Sie“ und „Vous“ ersetzen zu können. Weil das Wort „okosság“ seiner Ansicht nach, den Sinn des deutschen Wortes „Klugheit“ nicht vollkommen wiedergab, so führte er das veraltete Wort „ildom“ ein, doch übersah er dabei, dass „ildom“ mit Rücksicht auf die Wurzel des Zeitwortes „illik“ (es schickt sich) mehr dem Begriffe des englischen „convenience“ entspreche; sein Wort „ildom“ wurde daher bald durch das Wort „eszélyesség“ verdrängt. Kossuth ersann ebenfalls mehrere neue Wörter und zwar mit ziemlichem Glücke, denn er besass jenes Sprachgefühl,

welches dem Grafen Széchenyi beinahe ganz abging. Seine kühnste Wortbildung war der Ausdruck „tény“ für den Begriff „Thatsache“; bis dahin hatten wir uns in sklavischer Uebersetzung des Wortes „Thatsache“ des Ausdruckes „tettdolog“ bedient. Josef Eötvös bildete das Wort „kétely“ (Zweifel), Ballagi das „növér“ (Schwester, ohne Rücksicht ob sie die ältere oder jüngere sei); Bartholomäus Szemere war der erste, der sich der von Paul Szemere gebildeten neuen Wörter „jellem“ (Charakter) und „irodalom“ (Literatur) bediente; Paul Szemere war auch der Schöpfer des Wortes „szilárd“ (fest), welches er aus dem Worte „szilfa“ (die Rüster) bildete. Diese neuen Wörter fanden durch die Zeitungen eine rasche Verbreitung; sie wurden das Gemeingut der Nation zum grossen Aerger der alten Herren, die sich darüber beklagten, dass die ungarische Sprache von den Zeitungsschreibern verdorben werde. Sie waren besonders auf Helmeczi, den Redakteur des „Jelenkor“ erbost, welcher in der Abkürzung der Wörter Erstaunliches leistete. Es hiess denn auch von ihm:

Helm, most Helmeczi
A szó végét elmetszi.

(Helm, jetzt Helmeczi
Schneidet das Ende der Wörter ab.)

Helmeczi war übrigens nicht nur in die kurzen, sondern auch in die bombastischen Wörter verliebt; so unterliess er es z. B. nie, am Geburtstage des Königs die „morgadalmas dörgedelmek“ der abgefeuerten Kanonenschüsse zu erwähnen. Selbst Széchenyi hatte seine Freude an phantastischen Wörtern, besonders ärgerte ihn der Name unserer Hauptstadt. „Pest“, so sagte er, „muss schon durch die Bedeutung des Wortes sowohl auf die Deutschen, als auch auf die Franzosen einen

schlechten Eindruck machen; wäre es nicht schöner die Stadt umzutaufen, sie etwa „Honderü“ (Vaterlandsklärung) zu nennen?“ Eötvös bemerkte darauf, die Franzosen würden den neuen Namen „honte des rues“ (Schande der Gassen) lesen; der kleine bucklige Lazar Petrichevich-Horváth aber, welcher stets ein Schmeichler Széchenyi's war, bemächtigte sich des sonderbaren Wortes und verwendete es als Name seines belletristischen Modeblattes. Graf Széchenyi trug sich auch mit der Idee, nach dem Vorbilde der Walhalla oder des Campo Santo von Pisa am Abhange des Blocksberges bei Ofen eine monumentale Begräbnissstätte zu errichten, wo nur die ausgezeichnetesten, dieser Ehre würdig erkannten Männer beigesetzt werden sollten; diese Begräbnissstätte wollte er „Üdvlelde“ (Heilfindung) nennen. Wir Jüngeren lachten, Széchenyi aber nahm die Sache so lange ernst, bis eines Tages Döbrentei ihm erzählte, er habe sich auf dem Blocksberge schon den Platz für sein Grab ausgesucht. Von diesem Momente an sprach Széchenyi von der „Üdvlelde“ nicht mehr.

Die ungarische Akademie übte zu jener Zeit auf die Literatur und auf das nationale Leben einen viel grösseren Einfluss, als es jetzt der Fall ist. Sie bot den Männern, die sich mit den Wissenschaften befassten, die Möglichkeit ihre Studien zu veröffentlichen, denn die Buchhändler verlegten solche Werke nur ausnahmsweise, von einem Honorar war selbst bei belletristischen ungarischen Arbeiten kaum die Rede. Heckenast war der einzige Verleger, der es wagte regelmässig ungarische Bücher herauszugeben und der die Romane des Baron Nikolaus Jósika ziemlich gut honorirte. Die Zeitungen und die periodischen Zeitschriften besassen dagegen einen grösseren Einfluss als in der Gegenwart,

denn jetzt neutralisirt ihre grosse Zahl jede Wirkung; ja die damaligen periodischen Zeitschriften verdrängten binnen kurzer Zeit die Almanache, welche zehn Jahre früher noch sehr beliebt waren und die auch aus meiner Feder einige in Jamben geschriebene Volkssagen veröffentlicht hatten.

Das Theater war ebenfalls ein wichtiger Faktor des nationalen Lebens; die Schauspieler betrachteten sich mit Recht als die berufenen Priester der ungarischen Nationalität; Niemand nahm daran Anstoss, dass Arany und Petőfi die Bühne betraten, denn sie thaten es nicht aus Hang zum abenteuerlichen Leben, sondern aus Patriotismus. Sie kamen übrigens bald zu der Einsicht, dass die Bühne nicht der richtige Platz für ihre Fähigkeiten sei. Die damaligen Pester Schauspieler boten in der That ausgezeichnete Leistungen. Gabriel Egressy, Lendvay, Szentpéteri und Megyeri hätten auch in jeder anderen Hauptstadt Aufsehen erregt, Frau Lendvay und Rosa Láborfalvy konnten den Wettstreit mit den ersten Wiener und Pariser Bühnenkünstlerinnen aufnehmen. Széchenyi vermochte sich mit dem Nationaltheater, obwohl er es häufig besuchte, nicht zu befreunden; er war unzufrieden, dass es unter dem Patronate des Pester Komitates in der Josefstadt und nicht an der Donau gebaut worden war, wie er es vorgeschlagen hatte. Wir wussten übrigens, dass er keine Angelegenheit warm unterstützte, wenn die Initiative nicht von ihm ausgegangen war.

Um das gesellige Leben war es schlecht bestellt. Die Diners und Soiréen bei Széchenyi waren die einzigen Orte, wo der Kastengeist sich nicht fühlbar machte und wo die bedeutenderen Männer welcher Klasse immer von Zeit zu Zeit einander begegneten.

Die Entwicklung des Salonlebens wurde durch den Umstand verhindert, dass einerseits die Damen der Aristokratie, andererseits der ganze Bürgerstand der ungarischen Sprache nicht mächtig waren. Mit Ausnahme der Schriftstellerkreise und des Komitatslebens herrschte überall die deutsche Sprache und zwar der gemeine Wiener Dialekt. König Franz konnte Diejenigen nicht leiden, die rein deutsch sprachen oder sich gewählter Worte bedienten; er war ein offener Gegner jeder höheren Bildung und der Geist seines Regierungssystems überlebte ihn lange. — Wenn man sich in der Gesellschaft der Wiener oder Pester Aristokratie befand, konnte man oft meinen, unter Fiakerkutscher gerathen zu sein, so gemein waren Ton und Sprache. Széchenyi bemühte sich in den geselligen Verkehr einen edleren Geist einzubürgern, aber eben deshalb war er in jenen Kreisen, denen er bei der Umgestaltung der Nation so gerne die Hauptrolle übertragen hätte, nicht beliebt. Theils mittelmässig, theils gering begüterte Mitglieder des Landadels waren die Führer der Nation und diese Männer fühlten sich in den glänzenderen aristokratischen Kreisen nicht heimisch, höchstens trafen sie im Kasino mit denjenigen Magnaten zusammen, die ihre Prinzipiengenossen waren. Die Schriftsteller kamen ihrerseits mit den Politikern nicht zusammen, sie unterhielten sich in der „Schnecke“ beim Nachtmahl und Dambrett mit den Schauspielern; dies war jedenfalls die heiterste Gesellschaft in ganz Pest. Die höheren Regierungsbeamten versammelten sich wöchentlich einmal an den Kartentischen des Kammerpräsidenten Grafen Gabriel Keglevich, der Hof des Palatins aber isolirte sich, den Traditionen des Hauses Oesterreich gemäss, von der Gesellschaft beinahe gänzlich.

Der Reichstag von 1843—1844.

I.

Mit dem Herannahen des Reichstages wuchs die Aufregung, das Komitatsleben war bewegt, die Leitartikel Kossuth's elektrisirten die Menge.

Ludwig Kovács, der schon zwei Jahre früher das Szathmárer Komitat bewogen hatte, die Charte des damaligen Liberalismus, die sogenannten Szathmárer zwölf Punkte anzunehmen, wurde in Begleitung einiger Gesinnungsgenossen der Commis voyageur der Freisinnigkeit. Er erschien in allen Kongregationen der benachbarten Komitate und agitirte in seinen Reden hauptsächlich dafür, dass die Adeligen einen Theil der Lasten der Domestikalkassa auf ihre Schultern nehmen sollten. Es gab damals nur zweierlei Steuern, welche ausschliesslich von den Urbarial-Unterthanen entrichtet wurden, nämlich die Kriegssteuer, welche der Reichstag unverändert mit nicht ganz fünf Millionen votirte; diese Steuer wurde nach einem alten idealen Schlüssel, nach den Porten (Hofthoren, Höfen) auf die Komitate repartirt, von den Komitaten eingehoben und an die Regierung abgeführt; ferner die Domestikalsteuer, welche von jedem Komitate jährlich festgestellt und von der Statthalterei bestätigt wurde. Man verwendete den Ertrag dieser Steuer im Interesse der Komitatsverwaltung

zur Besoldung der Komitatsbeamten, der Ingenieure, Aerzte und Hebammen, ferner zum Bau und zur Erhaltung der Komitatshäuser, Gefängnisse, Strassen und Brücken, also zu Zwecken, welche nicht nur den Urbarialisten, sondern auch den Adeligen zu Gute kamen. Es entsprach nur der Gerechtigkeit, wenn man verlangte, dass diese Last von der Gesammtbevölkerung der Komitate getragen werde, die Liberalen agitirten daher dafür, dass der Adel einen Theil dieser Last auf sich nehme und den Deputirten die Instruktion ertheile, auf dem Reichstage für die Regelung dieser Angelegenheit durch ein Spezialgesetz zu stimmen. Diese Frage wurde in allen Komitaten aufgeworfen; sie rief eine ausserordentliche Aufregung und eine Spaltung in den Reihen der bisherigen Opposition hervor. Viele Magnaten und Grossgrundbesitzer schlossen sich geradezu der Gegenpartei an, welche diese Frage benützte, um sich an der Ständetafel die Majorität zu sichern; sie beutete in den zur Ausarbeitung der Instruktionen einberufenen Kongregationen das rohe Uebergewicht des verbauerten Bundschuh-Adels aus, welcher unter dem Losungsworte „Nem adózunk“ (Wir zahlen keine Steuer) in blinder Wuth mit den Regierungsanhängern stimmte und der Opposition Niederlagen beibrachte.

Manche schämten sich direkt zur konservativen Partei überzugehen, sie sagten daher, dass sie sich der Partei Széchenyi's anschlössen um gegen die Opposition stimmen zu können; allein Széchenyi war weder der Führer einer Partei, noch hegte er die Absicht, eine besondere politische Partei zu schaffen. Er erklärte allerdings, dass er die Domestikalkassen-Frage für inopportun halte, doch sprach er sich nie gegen das in dieser Frage enthaltene Prinzip aus, ja die Besteuerung

des Adels war eines seiner wichtigsten Ziele, nur wollte er dieses Ziel in anderer Weise erreichen. Er wünschte nämlich, dass jeder Grundbesitzer für jedes Joch Feld jährlich zwei Groschen zahlen solle; der Ertrag dieser Steuer sollte zur Verzinsung und Tilgung einer Staatsschuld dienen, welche er zur Durchführung der für Ungarn erforderlichen Investitionen kontrahiren wollte. Der materielle Aufschwung des Landes war der Hauptzweck Széchenyi's, während Kossuth und die liberale Partei sich vom Rechtsgefühl leiten liessen. Diese Frage versetzte die Gemüther im ganzen Lande in grosse Aufregung. Allein obgleich wir an lärmende Kongregationen und Vergewaltigungen durch Kortes-Banden gewöhnt waren, so rief es doch im ganzen Lande Unruhe hervor, dass die Regierung selbst im Zalaer Komitate sich des Kortes-Pöbels bediente, um die Wiederwahl Deák's zu hintertreiben. Forintos, ein zu Grunde gegangener kleiner Gutsbesitzer, stellte sich an die Spitze der Schreier, welche die Besteuerung der Adeligen verabscheuten; es standen ihm plötzlich bedeutende Geldmittel zur Verfügung, mit welchen er den Bundschuh-Adel zu wüsten Saufgelagen versammelte und dann nach Egerszeg, in den Hauptort des Komitates Zala schaffte. Jedes Mittel wurde angewendet, um den Bundschuh-Adel der Sache der Opposition abwendig zu machen. An der Spitze der Opposition in Zala stand Ladislaus Csányi, der trotz eines von Deák veröffentlichten Protestes, sich derselben Waffen bediente; er trachtete ebenfalls mit Geld und Wein Stimmen für Deák zu gewinnen und schrak selbst vor Schlägereien nicht zurück. So gab es denn im ganzen Komitate tolle Orgien, hie und da kam es zu blutigen Raufereien, denen an einem Orte selbst ein Menschenleben zum

Opfer fiel. Schliesslich errang die Opposition den Sieg, Deák wurde wieder gewählt und in der Instruktion war die Weisung enthalten, dass von nun an auch die Adeligen Steuer zahlen sollten. Da aber Deák wusste, dass seine Anhänger nur durch Bestechungen, Zechgelage und Schlägereien gesiegt hatten, so wies er das Mandat trotz der dringenden Bitten seiner Freunde entschieden zurück, und als er selbst nach wiederholten inständigen Bitten seiner Anhänger bei seinem Entschlusse blieb, musste er es sogar über sich ergehen lassen, in der öffentlichen Kongregation von Einigen geradezu des Mangels an Patriotismus beschuldigt zu werden.

Bei der Konskription der Wähler ging man in den Komitaten, da in dieser Beziehung kein Gesetz bestand, nach verschiedenen Prinzipien vor. In einigen Komitaten, zu denen auch Sáros gehörte, wurden nur die im Komitate ansässigen Adeligen und die katholischen Pfarrer, welche sich seit undenklichen Zeiten im Besitze aller Privilegien der Adeligen befanden, in die Wählerliste eingetragen. Wo die Mehrzahl der Adeligen zur protestantischen Kirche gehörte, wurde das Wahlrecht auch auf die lutherischen und kalvinischen Pfarrer ausgedehnt. In den stark oppositionellen Komitaten ging man noch weiter. Man nahm alle Individuen, welche in den Jahren 1830 und 1836, als der Adel das Krönungsgeschenk und die Fundationen für das Museum und das Nationaltheater votirte, zugleich mit den Adeligen konskribirt und zu Beiträgen verhalten worden waren, die Lehrer, Aerzte, Apotheker, Advokaten, Ingenieure, Pächter, mit einem Worte Alles, was einen ordentlichen Rock trug, die ganze Klasse, die man zu jener Zeit die „Honoratioren“ zu nennen

pflegte, in die Wählerliste auf, weil es nur gerecht sei, dass man Diejenigen, die zu den Lasten des Adels beitragen mussten, nun auch an den politischen Privilegien desselben theilnehmen lasse. Die Regierung besass keine Waffe gegen diese eigenmächtige Ausdehnung des Wahlrechtes, man war der Ansicht, dass diese Angelegenheit in den Kreis der Komitatsautonomie gehöre. Uebrigens hatte auch die Hofkanzlei durch ein einfaches Dekret in den Städten das Wahlrecht ausgedehnt. Dort wurden die Deputirten bisher nur vom sogenannten äusseren Rathe gewählt, was die Komitatsdeputirten den Städten stets zum Vorwurfe machten, so oft diese mit dem Verlangen auftraten, dass der Reichstag ihnen das individuelle Stimmrecht einräumen möge. Das erwähnte Hofkanzleidekret verlieh nun allen ansässigen Bürgern und zünftigen Meistern das Wahlrecht, welches sie in der That viel ruhiger ausübten, als der Komitatsadel, bei welchem die Zechgelage und die Bestechung einen bisher unerhörten Grad erreichten. Die Hofkanzlei wies die Obergespäne und Vicegespäne durch Präsidialschreiben an, der Regierung um jeden Preis die Majorität zu sichern; der hohe Klerus und die Magnaten wurden genöthigt zu Wahlzwecken Geld beizusteuern, was übrigens Viele recht gerne thaten, weil sie dem Prinzipe der Nichtbesteuerung den grössten Werth beimassen, und sogar die Behauptung aufstellten, dass die Agitation wegen Heranziehung der Adeligen zur Domestikalsteuer nichts Anderes sei, als ein Krieg der Kleingrundbesitzer gegen die Grossgrundbesitzer (bellum nihil habentium contra aliquid habentes.)

Bei der Sároser Deputirtenwahl wurde meiner gar nicht gedacht, nicht nur weil ich mich durch zwei Jahre in Eperies kaum hatte sehen lassen, sondern

hauptsächlich deshalb, weil das Komitat denn doch zur Regierungspartei hielt und weil man meinte, es sei genug gewesen einmal einen Liberalen gewählt zu haben. Ich kam einige Tage vor der Wahl in Eperies an, hielt mich jedoch nicht lange im Sároser Komitate auf; zu Beginn des Reichstages begab ich mich nach Pressburg, um meine Freunde vom vorigen Reichstage aufzusuchen.

II.

Durch das Fernbleiben Deák's war der Reichstag im Voraus zur Resultatlosigkeit verdammt; die Opposition war zwar auch diesmal in der Majorität, jedoch besass sie keinen geeigneten Führer. Eugen Beöthy war für die Debatte unbezahlbar, seine Reden sprühten von Geist und Witz, allein zum Parteiführer war er nicht geeignet und er strebte auch nicht nach dieser Stellung. Klauzál wäre eher dazu tauglich gewesen, allein er besass weder die erforderliche Autorität, noch genügende geistige Begabung, um im Stande zu sein die nach verschiedenen Richtungen strebenden neuen Elemente sich unterzuordnen. Und in der That erschienen viel neue Elemente auf diesem Reichstage, namentlich Koloman Ghyczy, Dionys Pázmándy d. J., Bartholomäus Szemere, Moriz Perczel, Paul Somssich und Melchior Lónyay.

Paul Somssich trat nicht in die Fussstapfen seines Vaters, der stets zur liberalen Opposition gehört hatte, er war Regierungsanhänger vom Scheitel bis zur Zehe und konnte als vollständiger Ersatz für Zarka und Ürményi gelten, die zur Kurie versetzt worden waren. Seine bedeutende oratorische Begabung, seine auserlesene ungarische Ausdrucksweise und seine treffenden Zitate

aus den lateinischen Klassikern verdunkelten oft die Reden Andrássy's und Zsedényi's. Jeder dieser drei Männer besass mehr praktischen Verstand als wissenschaftliche Bildung, aber eben deshalb verstanden sie es besser als viele ausgezeichnete Mitglieder der Opposition, sich dem Gedankengange des Mitteladels anzuschmiegen.

Die scharfe Dialektik Moriz Szentkirályi's besass den eigenthümlichen Geschmack und Eigensinn der deutschen Professoren-Gelehrsamkeit. Niemand vermochte ihn zu kapazitiren. Das wäre an sich kein grosses Uebel gewesen, allein auch er war nicht im Stande die Partei zu kapazitiren, zu welcher er gehörte, und das war arg genug, denn es wurde dadurch die Parteidisziplin erschüttert.

Bartholomäus Szemere entfremdete sich seine Kollegen durch seine nüchterne doktrinäre Auffassung und durch sein verschlossenes Wesen. Trotz seiner anerkannten Fähigkeiten und seines zuweilen gefallsüchtig zur Schau getragenen Liberalismus vermochte er es nicht sich populär zu machen; er stand in allgemeiner Achtung, allein man schloss sich ihm nicht an. Er fand nirgends Vertrauen, bei Vielen schon aus dem Grunde nicht, weil er in dem Rufe stand, ein Mann von Verstand zu sein, und das ist bei uns stets ein gefährlicher Ruf. In dieser Beziehung hatte mir der königl. Personal Szerencsy schon während des vorigen Reichstages folgenden Rath ertheilt: „Mein junger Freund, Sie haben Verstand; ich rathe Ihnen, dies Niemand merken zu lassen, sonst bringen Sie es zu nichts. Nehmen Sie an mir ein Beispiel, wie man sich betragen soll; so oft ich etwas Verständiges sage, lasse ich gleich zwei Dummheiten folgen, damit Niemand

gegen mich eine Abneigung fasse, denn jeder Mensch hasst Denjenigen, der klüger ist, als er.“

Koloman Ghyczy war im Jahre 1843 ein bedeutenderer Mann als Szemere. Der katholische Sinn war in seiner Familie seit einem Jahrhunderte traditionell; die Ghyczy's waren vom Vater auf den Sohn stets mit der Leitung der Angelegenheiten des Bischofs und des Domkapitels betraut, Koloman trug selbst als Jurat, obwohl er deshalb von seinen Genossen verhöhnt wurde, immer einen Rosenkranz bei sich; jetzt war er liberal, aber die Geistlichkeit entzog ihm ihr Wohlwollen doch nicht. Seine korrekte Haltung, seine fortwährenden Skrupeln, seine feste Logik und sein einfaches Betragen liessen ihn als einen Menschen erscheinen, der nach seiner gewissenhaften Ueberzeugung handelt; Jedermann hielt ihn für einen verlässlichen Mann, dem man ruhig folgen könne, weil er Niemand irreführe. Er gewann daher immer mehr Einfluss, während Szentkirályi trotz seines viel grösseren politischen Werthes für überspannt gehalten wurde.

Dionys Pázmándy, der Mitdeputirte Ghyczy's war in jeder Beziehung dessen Gegensatz. Man sah ihn wegen seines eleganten Aeusseren, seiner tadellosen Kleidung und seines lebhaften Geistes in allen Gesellschaften gerne und da er Karten spielte, den Hof machte und intriguirte, so wurde er das Musterbild der liberalen, eleganten, kalvinischen jungen Herren.

Melchior Lónyay spielte auf dem Reichstage eine minder bedeutende Rolle. Er nahm keine entschiedene Parteistellung ein, doch zollte man der Findigkeit seines haarspalterischen Verstandes und seinen volkswirthschaftlichen Kenntnissen allgemeine Anerkennung; man profezeite ihm eine grosse Zukunft.

Moriz Perczel war ebenfalls nicht im Stande, sich im Reichstage populär zu machen. Da er überzeugt war, dass seine Absichten vom reinsten Patriotismus beseelt seien, dass er sich von Nebenrücksichten nicht leiten lasse und dass er dabei praktischeren Sinnes sei, als seine Genossen, so zweifelte er nie daran, dass die Zeit kommen werde, in welcher er im Stande sein würde, dem Vaterlande unter Verhältnissen, welche seinem Muthe und seiner Opferwilligkeit entsprächen, gute Dienste zu leisten. Er glaubte an seinen Stern und vertraute ihm, aber eben deshalb gerieth er mit seinen Genossen stets in Konflikt; er war der Ansicht, dass man ihn nicht genügend würdige und diese Ansicht war in der That nicht unbegründet. So war z. B. die Initiative zur Bildung des Industrie-Schutzvereines von ihm ausgegangen und als dieser Bund sich zu einem Landesverein entwickelte, räumte man ihm bei der Konstituirung desselben keinen Wirkungskreis ein. Ich erinnere mich, dass dies einmal zwischen uns zur Sprache kam, wobei er mir Vorwürfe machte, dass wir ihn, obgleich er zur Mitwirkung gewillt und befähigt sei, bei allen Wahlen übergingen. Ich antwortete darauf, der Schwanz einer Schlange habe sich einmal darüber beschwert, dass immer der Kopf vorangehe, während doch die Kraft der Schlange im Schwanze stecke, auf welchen sie sich stützen müsse, wenn sie vorwärts kommen wolle; er verlangte auf Grund der Gleichberechtigung, dass man einmal ihn vorangehen lasse, der Kopf sei schon genug lange vorangegangen. Die Schlange willigte ein, der Kopf gab nach und nun ging der Schwanz voran. Da er jedoch keine Augen hatte, stürzte die Schlange in eine Grube, aus welcher ihr dann selbst der Kopf nicht mehr heraushelfen

konnte. Perczel zürnte mir wegen dieser Parabel nicht, denn sein Ehrgeiz war noch grösser als seine Eitelkeit und obwohl seine Leidenschaftlichkeit ihn oft unausstehlich machte, fand doch die Bosheit in seiner edlen Seele keinen Platz.

Ich traf einige Tage vor Eröffnung des Reichstages in Pressburg ein, wo ich sogleich meine Freunde besuchte, vor allen Kossuth, der nun das „Pesti Hirlap" von hier aus leitete, ferner Josef Eötvös und Klauzál. Die Majorität war hinsichtlich der Adresse mit sich selbst nicht im Reinen, weil die königlichen Propositionen eine fortschrittliche Färbung hatten. Gesetzentwürfe wurden wohl dem Reichstage nicht vorgelegt, denn die hiezu erforderliche Fähigkeit mangelte der Hofkanzlei, allein gegen die Form der Propositionen konnte man keine Einwendungen machen. Sie forderten nämlich die Stände auf, das Strafgesetzbuch zu verhandeln, Verfügungen gegen die bei den Wahlen üblich gewordenen Ausschreitungen zu treffen, die Städte-Frage zu regeln und ein Bodenkreditinstitut zu gründen. Dies klang recht schön, allein die Opposition war überzeugt, dass die Regierung keine andere Absicht hege, als unter dem Vorwande der Ordnung die Freiheit zu unterdrücken, der ungarische Adel huldigte aber, ebenso wie ehemals die Polen, noch immer dem Prinzipe: Malo periculosam libertatem, quam securam servitudinem (Die Gefahren der Freiheit sind mir lieber, als die Sicherheit der Knechtschaft). Eines Freitags forderte mich Klauzál auf, an einem Besuche bei Deák theilzunehmen; er wolle ihn mit einigen Freunden besuchen und am Montag nach Pressburg zurückkehren. Ich leistete der Aufforderung mit Vergnügen Folge; die Reise wurde am Samstag mit Benützung zweier Fiakerwagen bei

kaltem, unfreundlichen Wetter angetreten; zur Reisegesellschaft gehörten Louis Batthyány, Béla Wenckheim, Klauzál, Bónis, Eötvös und ich. Unterwegs wurde in Ikervár Halt gemacht, wo wir das Kastell Batthyány's, welches damals umgebaut wurde und noch nicht vollendet war, und den herrlichen Park besichtigten. Nach einer ermüdenden Fahrt langten wir in Kehida, vor dem bescheidenen ebenerdigen Wohnhause Deák's an, wo eben auch der treue Freund Deák's, der wackere Csányi anwesend war, welchem später in der Revolution eine bedeutende Rolle und die Märtyrerpalme zu Theil wurde. Deák hatte die Unannehmlichkeiten der letzten Wahl bereits vergessen, er war an Anekdoten und Scherzen unerschöpflich, Nachts aber schloss er sich mit Klauzál in ein abgesondertes Zimmer ein, wo er an die Arbeit ging und eine meisterhafte Adresse verfasste. Es musste natürlich ein Geheimniss bleiben, dass dieser Adressentwurf nicht in der Adresskommission des Reichstages ausgearbeitet worden war. — Klauzál blieb auch später mit Deák in Verbindung, doch vertraute er seine Briefe nur Bekannten an, die sich eben zufälliger Weise in das Zalaer Komitat begaben, denn auf der Post war das Briefgeheimniss nicht sicher. Jedermann wusste, dass der Hofrath Ferstel zu Beginn jedes Reichstages nach Pressburg kam, im Postgebäude wohnte und als Chef des schwarzen Kabinets die verdächtigen Briefe öffnete.

Bei dieser Gelegenheit traf ich zum ersten Male mit Ladislaus Csányi, dem ehemaligen Huszáren-Rittmeister zusammen; Deák achtete ihn wegen seines Muthes und unbeugsamen Charakters. Deák erzählte mir bei einer späteren Gelegenheit, dass Csányi eines Tages im Herbste seinen Kutscher wegen irgend einer

Insubordination hart züchtigen liess, worauf der Kutscher im Wirthshause Drohungen ausstiess und schwor, dass er seinen Herrn bei der nächsten günstigen Gelegenheit ermorden werde. Man hinterbrachte dies Csányi und warnte ihn, er möge auf der Hut sein. Einige Tage später liess Csányi seine Pferde vor den Wagen spannen und sagte der Wirthschafterin in Anwesenheit des Kutschers, dass er für mehrere Wochen verreise; Briefe möge man ihm nicht nachsenden, denn er wisse noch selbst nicht, wo er sich längere Zeit aufhalten werde; sein Kammerdiener möge das Haus bewachen, er bedürfe seiner auf der Reise nicht. Als er in den Wagen stieg, schickte er seinen Diener in das Wohnzimmer zurück, damit er ihm die in einer Tasche dort vergessenen hundert Dukaten bringe, dann fragte er den Kutscher, ob er sein Beil bei sich habe, damit er, wenn der Wagen unterwegs beschädigt werden sollte, sogleich helfen könne. Nun erfolgte die Abfahrt. Als sie nach einigen Stunden in einen Wald gelangten, liess Csányi einen Seitenweg einschlagen und endlich den Wagen anhalten, worauf er abstieg und dem Kutscher befahl das Beil zu sich zu nehmen und ihm zu folgen. Als sie ziemlich weit in den dichten Wald gelangt waren, wendete er sich plötzlich um, indem er dem Kutscher zurief: „Ich habe Dich prügeln lassen, Jancsi! Warum tödtest Du mich nicht? Du hast ein Beil in der Hand, ich bin unbewaffnet; Niemand sieht uns, Du kannst meinen Leichnam mit dürrem Laube bedecken, bis zum nächsten Frühling findet man mich nicht, zu Hause erwartet man mich zwei oder drei Wochen lang nicht, Du findest hundert Dukaten bei mir, mit dem Wagen und den Pferden kannst Du in das Nachbarland fliehen, Du hast geschworen mich zu ermorden, nun warum

thust Du es nicht?“ Der Kutscher begann zu zittern, fiel auf die Kniee, bat seinen Herrn um Verzeihung und flehte, Csányi möge ihn nicht wegjagen, er werde ihm während seines ganzen Lebens treu bleiben, denn er wisse, dass er einem wahren Herrn diene und deshalb wolle er es gerne erdulden, wenn er ihn auch noch einmal auf die Prügelbank binden lasse. Csányi kehrte nun nach Hause zurück, der Kutscher aber blieb während seines ganzen Lebens sein treuester Diener, denn nichts imponirt dem Ungar so sehr, wie der Muth, welcher selbst dem Tode kühn in's Auge blickt.

III.

Im Reichstage machte sich die Abwesenheit Deák's sehr bald fühlbar, denn unbegreifliche Taktlosigkeiten verbitterten die Debatten und machten den Erfolg unmöglich. Als Herman Busán und Metell Osegovich, die zwei Deputirten Kroatien's, welche im Privatverkehr und selbst in den Kreissitzungen ungarisch sprachen, in der Regnikolarsitzung zum grossen Aergernisse der ungarischen Deputirten lateinisch zu sprechen begannen, stellte Klauzál in der ersten Aufregung den Antrag, dass die Stände, da die Bestimmung der in den Sitzungen zu gebrauchenden Sprache eine interne Angelegenheit der Tafel sei, durch einen Beschluss den ausschliesslichen Gebrauch der ungarischen Sprache in den Sitzungen anordnen mögen. Dieser Antrag wurde mit ungeheuerer Majorität angenommen, obwohl der königl. Personal und die kroatischen Deputirten protestirten; sie gingen nämlich von der Ansicht aus, dass man die alte Gepflogenheit nicht ändern dürfe, so lange die Sache nicht durch ein Gesetz entschieden sei. Klauzál

hatte nicht bedacht, dass es unmöglich sein werde, den von ihm beantragten Beschluss durchzuführen; die Kroaten begannen, so oft sie das Wort ergriffen, lateinisch zu sprechen, worauf die Majorität mit einem tobenden Lärm antwortete, so dass der Sitzungssaal der Schauplatz fortwährender Skandale war. Die Regierung unterstützte die Kroaten, welche schliesslich die Oberhand behielten; die Stände besassen keine vollziehende Gewalt und deshalb mussten sie endlich den oben erwähnten Beschluss in dem Sinne abändern, dass die Kroaten wohl lateinisch sprechen dürfen, dass aber ihre Reden nicht berücksichtigt und in das Diarium nicht aufgenommen werden.

Die Berathung des Strafgesetzbuches lief bei der Ständetafel glatt ab, allein bei der Magnatentafel gerieth die Sache in's Stocken, indem dort namentlich die Frage wegen Abschaffung der Todesstrafe auf grosse Hindernisse stiess. Als später das Strafprozessverfahren auf die Tagesordnung gelangte, wies Szemere in seiner doktrinären Manier nach, dass das von Deák vorgeschlagene, aus Komitatsgerichtsbeisitzern zu bildende Geschwornengericht nicht eine echte Jury sei, er beantragte daher, die Geschwornengerichte nach englischem und französischem Muster zu organisiren. Dieser Antrag schien freilich noch liberaler zu sein, als das Separatvotum der Minorität der Strafgesetzbuch-Kommission und wer hätte damals gewagt sich dem Scheine auszusetzen, er sei weniger liberal als Szemere? Kein Oppositioneller wollte in den Ruf kommen, ein geheimer Konservativer zu sein. Und doch wusste Jedermann recht gut, dass Szemere's Antrag die Sanktion der Krone nie erlangen werde und dass er für Ungarn, wo der Nationalitätshader und die konfessionellen Streitig-

keiten das Rechtsgefühl der unteren Volksklassen verdunkelten, auch nicht zweckmässig sei.

Mit der Religionsfrage ging es ebenfalls schlecht. Bewogen durch die anerkennenswerthe Vermittlung des Erzbischofs Lonovics hatte wohl die römische Kurie ihre Zustimmung zu einem Gesetze ertheilt, durch welches in der Frage der gemischten Ehen und in anderen interkonfessionellen Fragen die Ruhe hergestellt und das öffentliche Aergerniss hinsichtlich der Eheschliessungen beseitigt werden sollte; es war nämlich allgemein üblich geworden, dass Brautleute in Gegenwart zweier Zeugen vor irgend einem katholischen Pfarrer, einfach ihre Absicht einander zu heirathen aussprachen, was im Sinne der Beschlüsse des tridentinischen Konzils genügte, um der Ehe die gesetzliche Giltigkeit zu verschaffen. Trotzdem nahm die Sache eine schlechte Wendung und zwar in Folge einer freisinnigen Rede, in welcher der Deputirte des Raaber Domkapitels, Domherr Wurda, das religiöse Gefühl Aller, ohne Rücksicht auf eine spezielle Kirche, anerkannte. Diese Rede erregte den Zorn der ultramontanen Bischöfe, denen die religiöse Toleranz noch verhasster war, als die Ketzerei; die Ständetafel nahm dagegen Wurda in Schutz, woraus wieder neuer Skandal und Erbitterung entsprangen.

Das Misstrauen der Deputirten gegen die Regierung brachte auch die Errichtung des Bodenkreditinstitutes zum Scheitern. Weil nämlich die Regierung das Recht, den Direktor dieses Institutes zu ernennen für sich in Anspruch nahm, so liessen die Stände deshalb und zwar hauptsächlich auf Ghyczy's Antrag, der in dieser Angelegenheit die leitende Rolle inne hatte, lieber das ganze Projekt fallen. Sie glaubten nämlich, ein von der Regierung ernannter Direktor werde das Institut zu

politischen Zwecken missbrauchen und nur den unbedingten Regierungsanhängern Darlehen gewähren! An diesem Misstrauen scheiterte auch die Frage des Stimmrechtes der Städte im Reichstage und die Regelung der Städte unterblieb wegen der Obergespansfrage, denn die Ständetafel wollte nach keiner Richtung das Ernennungsrecht der Krone ausdehnen, weil sie in diesem Rechte eine Gefährdung ihrer Freiheit erblickte. Mit einem Worte, der Antagonismus zwischen Regierung und Nation steigerte sich von Tag zu Tag, als stünden Feinde einander gegenüber. Die Ständetafel bezichtigte die Regierung absolutistischer Tendenzen, diese dagegen die erstere revolutionärer Bestrebungen. Diese unangenehmen Verhältnisse wirkten auf alle Gemüther niederschlagend und veranlassten das „Pesti Hirlap“ in seinen Artikeln einen immer bittereren Ton anzuschlagen. Ich schrieb für dieses Blatt mehrere Leitartikel, welche sich besonders auf die Städtefrage, auf das Zunftwesen und auf die Gewerbefreiheit bezogen; in anderen Artikeln bekämpfte ich die Zentralisation. Ich setzte ausserdem meine Artikel in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ fort, sammelte Volkssagen und beschäftigte mich mit volkswirthschaftlichen Studien. Ich erwog hauptsächlich die Frage der Schutzzölle, allein nicht mit Rücksicht auf Oesterreich, sondern auf Ungarn, denn zu jener Zeit bestanden noch die Zollschranken zwischen Oesterreich und Ungarn, deren Bestimmung es war die Steuerfreiheit des Adels durch die indirekte Besteuerung desselben zu paralysiren und ausserdem die Entwicklung der Industrie in Ungarn unmöglich zu machen. Die Aufhebung dieser Zollschranken schien damals wegen des Tabakmonopols und der Spiritussteuer, welche in Oesterreich schon bestanden, bei uns

aber nicht eingeführt werden konnten, eine Unmöglichkeit zu sein, wir glaubten daher mit Recht und Billigkeit fordern zu dürfen, dass der Reichstag den Zolltarif feststelle. Das berühmte Werk Friedrich List's über die Volkswirthschaft bot uns die Waffen, mit welchen wir die Regierung bekämpften; dieser Schriftsteller verstand es durch seinen geistreichen Vortrag selbst den trockensten statistischen Daten Leben und Farbe zu verleihen.

Einen grossen Theil meiner Zeit nahmen kunsthistorische Arbeiten in Anspruch, da ich einen catalogue raisonné zu Fejérváry's Sammlung zu veröffentlichen beabsichtigte, natürlich in deutscher Sprache, denn mit Ausnahme meines Freundes Henszlmann beschäftigte sich damals bei uns noch Niemand mit der klassischen Archäologie. Die Einleitung zu diesem Werke wurde auch fertig und einzelne Abschnitte, z. B. über die Elfenbein-Alterthümer und über die indischen Idole waren ziemlich vorgeschritten, allein ich führte dieses Werk nicht zu Ende. Ferner sammelte ich die besten meiner Zeitungsleitartikel, um sie als Buch herauszugeben. Dies führte zu einem Konflikt mit der Zensur, weil sie nicht gestatten wollte, dass Dasjenige, was sie in einer Zeitung zu veröffentlichen erlaubte, nun als Buch erscheinen sollte. Sie war nämlich der Ansicht, dass man Zeitungsartikel lese, wegwerfe und bis zum nächsten Morgen vergesse, während man Bücher studire und behalte. Unter solchen öffentlichen und individuellen Unannehmlichkeiten verfloss das Jahr 1843; das Folgende sollte sich noch unbehaglicher gestalten. Kossuth schied vom „Pesti Hirlap“ und dadurch war eines der Sicherheitsventile der Agitation verstopft.

IV.

Als Landerer das Privilegium zur Herausgabe des „Pesti Hirlap“ erhielt und als man gestattete, dass Kossuth der Redakteur dieses Blattes sei, hatten weder die Hofkanzlei noch Metternich den Einfluss des grossen Agitators, welcher die Nation zu elektrisiren vermochte, in Rechnung gezogen. Die Jugend und das auf der Mittelstufe der Bildung stehende Publikum begreifen die schaffende Kraft des Genies augenblicklich, an welche sie sich dann blindlings anschliessen, während kluge Männer, die viel gelernt und gelesen haben, die das Beispiel des Auslandes kennen und daraus Lehren ziehen, für die Gewalt kein Verständniss besitzen, mit welcher die Unmittelbarkeit des genialen Geistes die Vorurtheile nicht durch allmälige Kapazitation, sondern durch die zündenden Worte der Leidenschaft niederwirft. Dem logischen Kopfe erregen die den Zickzacklinien des Blitzes gleichenden unberechenbaren Gedankensprünge des Genies Aergerniss. Wohl war auch Széchenyi ein genialer Geist, doch hinderte ihn seine vernachlässigte einseitige Magnaten-Erziehung, am Erringen eines entscheidenden Einflusses auf die mittleren Schichten des Adels, und wenn er in leidenschaftlicher Weise Vaterlandsliebe predigte, wurde er von den Pester Spiessbürgern, von den älteren Magnaten und den Bureaukraten höhnisch ein Komödiant genannt, nur die Jüngeren fühlten sich durch seine Worte erwärmt. Wie anders verhielt es sich mit Kussuth, diesem Grossmeister der Beredsamkeit, der eine ebenso wunderbare Macht besass, wie einst Peter von Amiens und Johann Kapistran, indem er selbst Diejenigen hinriss, die mit seinen Ideen nicht einverstanden waren

und deren Einwendungen in ihrer eigenen Brust von den Wogen der Gemüthserregung überfluthet, erstarben. Selbst der kalte Verstand, welcher die Richtung Kossuth's nicht zu billigen vermochte, fühlte sich durch seine Worte hingerissen, selbst Paul Szontágh, der zur Fraktion der Zentralisten gehörte, lernte die entflammenden Leitartikel von Wort zu Wort auswendig. Die Zensur war nicht im Stande die anschwellende Fluth einzudämmen, die geistreichen Raisonnements des Grafen Aurel Dessewffy schwächten die Wirkung des „Pesti Hirlap" nicht ab, sondern gaben nur Anlass zu noch glänzenderen Artikeln, zu noch zündenderen Gedankenblitzen. Széchenyi war empört, allein sein dickleibiges Buch „Kelet Népe" (Das Volk des Orientes) bekehrte trotz seiner Leidenschaftlichkeit keinen einzigen Leser der kurzen Leitartikel. Ich erinnerte einmal Széchenyi daran, dass er einst ebenso glühend und leidenschaftlich geschrieben habe wie Kossuth. „Damals war die Nation halb todt," antwortete der grosse Graf, „man musste ihr hundert Ruthenhiebe auf die Fusssohlen versetzen, man musste brennendes Siegellack auf ihre Nerven träufeln, damit sie aus der Lethargie erwache; das hat zu jener Zeit nicht geschadet, allein jetzt ist die Nation aufgereizt, jetzt muss man ihre Aufmerksamkeit nicht auf die Politik, nicht auf den sterilen Boden des Liberalismus, sondern auf andere Gegenstände lenken; — reguliren wir lieber unsere Flüsse, streiten wir — selbst dagegen habe ich nichts einzuwenden — über Religionsfragen, aber berühren wir unser Verhältniss zu Oesterreich, selbst die Handelsfragen nicht, denn das könnte schliesslich zu nichts Anderem als zur Revolution führen." In Wien bereute man es schon, dass man auf Landerer's Projekt eingegangen war und das Zeitungs-

privilegium ertheilt hatte, doch konnte das „Pesti Hirlap“ nicht verboten werden, ohne dadurch die Aufregung bis zur Siedhitze zu steigern. Die Regierung stand daher vor der grossen Aufgabe, das gefährliche Organ unschädlich zu machen, ohne dass man gegen sie Beschuldigungen erheben könnte. Eines Tages erhielt Landerer die Weisung, Kossuth vom „Pesti Hirlap“ zu entfernen. Dieses Blatt hatte durch die Mitwirkung Kossuth's einen grossen pekuniären Werth erlangt; es erschien in einer Auflage von 6000 Exemplaren und brachte den Herren Landerer und Heckenast ohne jedes Risiko reichen Gewinn. Kossuth war daher der Meinung, dass ihm ein entsprechender Theil des Gewinnes gebühre; deshalb verlangte er, dass ihm abgesehen von seinem Gehalte und seiner Tantième auch die Kosten seines Aufenthaltes in Pressburg vergütet werden sollten. Landerer fand darin den erwünschten Vorwand, um mit Kossuth, dessen stolzes Selbstbewusstsein er absichtlich verletzte, in Streit zu gerathen. Kossuth ahnte nicht, dass er einer Wiener Intrigue zum Opfer falle; er glaubte, dass Landerer aus Geiz das Huhn erwürge, welches ihn mit goldenen Eiern versorgt hatte, denn er würde keinen Redakteur finden, welcher dem Blatte die 6000 Pränumeranten erhalten könnte; ausserdem glaubte Kossuth, dass er im Stande sein würde, in Wien ein Zeitungsprivilegium für sich zu erlangen. Er kündigte daher seine Stellung, Landerer aber fand in der That Redakteure, deren Namen einen guten Klang hatten. Er bot das Blatt den Zentralisten an, welche mit Vergnügen auf den Vorschlag eingingen, weil sie dadurch ein Organ erlangten, mit dessen Hilfe sie ihre Lehren dem ganzen Lande verkünden konnten. Anfangs waren es ihrer sieben, die

wir deshalb scherzweise die sieben Weisen Ungarn's nannten. Sie waren allerdings bedeutende, doch keineswegs bahnbrechende Männer. Josef Eötvös war unter ihnen der hervorragendste Kopf; er hatte durch seine geistreichen Romane einen Platz in der ersten Reihe unserer Schriftsteller errungen, allein in seinen politischen Zeitungsartikeln strebte er mit Ostentation nach trockener Dialektik, nach einem logischen, doktrinären Ton, ja es ärgerte ihn, als Graf Emil Dessewffy ihn spottend einen Dichter nannte. Eötvös machte hierauf in einem seiner gelungensten satyrischen Artikel den edlen Grafen lächerlich. — Ladislaus Szalay war dem Namen nach der Redakteur des Blattes, doch hasste er die regelmässige journalistische Beschäftigung, welche ihn nöthigte nach der Elle Leitartikel zu schreiben, gleichviel ob er hiezu aufgelegt sei oder nicht. Er rief daher Anton Csengery von Pressburg nach Pest; Csengery redigirte dann thatsächlich das Blatt mit jener klaren Auffassung, mit jenem präzisen Gedankengang und gewählten Styl, den wir an ihm seither stets kennen und hochschätzen. Zu den namhafteren Mitarbeitern des Blattes gehörten noch Moriz Lukács und August Tréfort; aus der Provinz schlossen sich Emerich Madách und Paul Szontágh dieser Richtung an, sie waren jedoch zu träge, als dass sie oft geschrieben hätten. In diesen Händen erlitt der Charakter des „Pesti Hirlap“ eine vollständige Veränderung. Früher war es die politische Tribüne, von welcher aus Kossuth die Komitate elektrisirte und der Politik die Richtung vorschrieb; jetzt war es ein Professorenkatheder, von welchem aus die Nation belehrt wurde, wie sich die parlamentarische Regierungsform in anderen Ländern entwickelt hatte, worin ihr Wesen bestehe, und dass dies in neuer Zeit

die Form der Freiheit sei. Kossuth ging stets von irgend einem Tagesereignisse aus, wenn er seine bahnbrechenden Anträge veröffentlichte, welche von einem oder dem anderen Komitate angenommen, bald aber von allen Komitaten diskutirt wurden; die Zentralisten erörterten die nüchterne Theorie der politischen Wissenschaft, die wir seit lange kannten, wenn nicht aus anderen Quellen, jedenfalls aus Rotteck und Welcker's Staatslexikon, welches damals eine grosse Autorität besass. Kossuth liess im Kampfe der Nation gegen die Regierung den Streitruf erschallen, die Zentralisten dagegen schrieben still an der Partitur der Zukunftsmusik. Kossuth hatte agitirt, die Zentralisten gaben Dissertationen zum Besten, zum grossen Aerger der Nation, welche die wohlschmeckenden paprizirten Speisen schon gewohnt worden war. Die Regierung war froh, dass sie so leichten Kaufes der Zeitungs-Agitation Kossuth's los geworden, Kossuth aber begab sich, geleitet von der kindlichen Naivetät des Genies nach Wien, um von Metternich das Privilegium zur Herausgabe einer neuen Zeitung zu erbitten.

V.

Eine interessantere Begegnung, als diejenige war, welche im Palaste am Wiener Ballplatze zwischen Kossuth und Metternich stattfand, ist kaum denkbar, denn es standen zwei Männer einander gegenüber, welche die Repräsentanten zweier verschiedener Zeitalter, die Verkörperung zweier entgegengesetzter Prinzipien waren. — Als im Jahre 1815 der Friede geschlossen wurde, sehnten sich die in den Kriegen der Republik und des Kaiserreiches ermüdeten Völker Europa's nach Ruhe,

die höheren Kreise aber fühlten sich vom tödtlichen Schrecken, in welchen die Revolution sie versetzt hatte, endlich erlöst und wollten nun geniessen. Die heilige Alliance sicherte die Wünsche Beider, die Ruhe und den Genuss. Fürst Metternich war nicht blos österreichischer Minister, sondern vielmehr der europäische Minister des Konservatismus und als solcher wachte er nun schon seit dreissig Jahren über den Frieden des Kontinentes; er unterdrückte in Deutschland die freiere Bewegung der Geister durch die Zensur und Polizei, in Italien den Aufruhr durch militärisches Einschreiten, in Spanien durch die französische bewaffnete Intervention, in Polen endlich lokalisirte er den Krieg. Metternich erhielt den Frieden Europa's drei Jahrzehnte lang, wiewohl um einen theueren Preis, denn er legte dem Geiste Fesseln an, verhinderte seinen freien Flug und drückte die öffentliche Moral auf ein niedriges Niveau hinab; nach seiner Ansicht war Regieren gleichbedeutend mit Widerstehen. Er war selbst im Alter noch schön. Sein ruhig glänzendes blaues Auge, seine hohe Stirne liessen den Deutschen, jeder Gesichtszug, jede Bewegung seiner hohen ungebeugten Gestalt, den Grandseigneur erkennen. Der eben ablaufende Zeitabschnitt hatte keinen würdigeren Vertreter, als diesen Staatsmann, der während eines ganzen Menschenalters für die Richtung der europäischen Politik tonangebend gewesen war.

Nun stand Kossuth vor ihm, ebenfalls ein hervorragender Vertreter seiner Zeit, schön wie der schlanke Hermes des Praxiteles, kein grosser Herr, sondern ein grosser Mann; in ihm konzentrirte sich der edle Zorn seiner zeitgenössischen Generation, die dem Gängelbande des bevormundenden Absolutismus schon ent-

wachsen war, die mit dem eigenen Verstande denken, nach eigenem Ermessen fortschreiten, auf selbstgewähltem Pfade das Heil suchen wollte und dem Mächtigen den Handschuh mit den stolzen Worten hinwarf: Mit Euch und durch Euch, wenn Ihr wollt, ohne Euch und gegen Euch, wenn es sein muss.

Die hohe Stellung und das gewinnende Benehmen des berühmten Staatsmannes machte auf Kossuth unstreitig Eindruck, allein auch Metternich fühlte, dass ein höchst bedeutender Mann vor ihm stehe, ein gefährlicher Gegner, den zu entwaffnen, oder vielleicht sogar zu gewinnen der Mühe werth sei. Kossuth trug seine Bitte um die Bewilligung zur Herausgabe einer politischen Zeitung vor. Der Fürst erwiederte, dass bei der gegenwärtigen Gestaltung der geistigen Momente des Volkslebens der Wirkungskreis der politischen Schriftsteller von ausserordentlicher Wichtigkeit sei und in dieser Beziehung erkannte er die das gewöhnliche Niveau weit überschreitende Bildung und Befähigung Kossuth's an, auf dem Gebiete der politischen Literatur zu wirken; er forderte ihn dann in sehr zarter, das Selbstgefühl des freien Mannes nicht verletzender Weise auf, dass er sich nicht durch den geistlosen Schlendrian der täglichen journalistischen Arbeit binden lassen, sondern lieber in freier, unabhängiger Stellung als Schriftsteller in der Weise wirken möge, dass er in solchen Fällen, wenn die Absichten und Massregeln der Regierung mit seiner Auffassung übereinstimmen, die erfolgreiche Durchführung dieser Absichten und Massregeln aus freier Ueberzeugung unterstützen könne. Metternich setzte hinzu, dass diese Aufforderung keineswegs die Aufopferung der freien Ueberzeugung Kossuth's bezwecke, keinen Zwang auf seine Meinung ausüben

wolle und keine Verpflichtung, welche das moralische Selbstgefühl Kossuth's auch nur im Geringsten verletzen könnte, beanspruche; ja er erklärte, dass er die Bestechung verabscheue und dass er den Mann verachte, der sich bestechen lasse, deshalb biete er auch keinen Preis für die angedeutete Mitwirkung an, Kossuth möge für seine Zeit und Arbeit jene Schadloshaltung, welche seinen Wünschen und Gefühlen in materieller Beziehung am besten entsprechen würde, selbst bestimmen.

Kossuth erwiederte hierauf, dass die sogenannte Opposition in Ungarn eine ganz andere Bedeutung habe, als in den konstitutionellen Staaten von Westeuropa. Dort werde diejenige Partei, welche nach der Regierung strebt und um die Macht kämpft, die Opposition genannt. Diese Bedeutung falle bei der ungarischen Opposition von selbst weg, da bei uns das System der Kollegial-Regierung herrsche, welches die parlamentarische Regierungsform ausschliesst. Daraus folgt, dass die Opposition in Ungarn nicht um die Regierungsgewalt kämpft; sie wünscht nicht, dass eben sie Dieses oder Jenes zum Besten des Landes durchführe, sondern nur, dass überhaupt das Gute zu Stande komme.

Was sei nun die natürliche Folge dieser Verhältnisse? Wenn die Regierung ihren nicht in allgemeinen Versprechungen, sondern in einer bestimmten Richtung und in spezieller Anwendung klar und genau ausgedrückten Willen, unter Beobachtung der konstitutionellen Formen, durch irgend welche gemeinnützige Massregeln zum Besten des Landes durchzuführen beabsichtigt, ist es die natürlichste und einfachste Pflicht jedes treuen Unterthans und guten Bürgers, hiebei die Regierung seiner Kraft entsprechend zu unterstützen. Die Regie-

rung könne daher in jedem derartigen Falle mit Sicherheit auf die loyalste Mitwirkung aller ehrlichen Mitglieder der ungarischen Opposition rechnen und auf sie als auf ihre verlässlichsten Mitarbeiter zählen, wie dies von der Opposition schon öfter in ehrlicher, treuer und aufrichtiger Weise bethätigt worden sei.

Wenn daher Se. Durchlaucht von ihm, der sich offen als Mitglied der Partei der unabhängig gesinnten Männer, oder — wenn dieser Ausdruck beliebe — der Opposition bekennt, nichts Anderes verlange, als dass er in allen Fällen, in welchen seine Ueberzeugung und sein Gewissen die Absichten und Massregeln der Regierung billigen, sie seinen Fähigkeiten gemäss unterstütze, so sei hiezu keine Aufforderung, keine Verpflichtung, keine Belohnung nothwendig, denn es sei die einfache, natürlichste Pflicht jedes Staatsbürgers; sobald man aber von ihm noch etwas mehr, wenn auch nur den Schatten einer, diese Linie überschreitenden moralischen Verpflichtung fordern sollte, würde die moralische Unmöglichkeit der Annahme einer derartigen Verpflichtung eintreten.

Die Unterredung wurde in diesem Sinne noch länger gepflogen; — endlich entliess Fürst Metternich Kossuth mit den Worten, er möge seine Aufforderung nochmals erwägen und ihm das Resultat durch den Hofsekretär Ludwig Wirkner mittheilen.

Kossuth richtete demnach am 19. Mai einen in deutscher Sprache geschriebenen Brief an Wirkner. Er wiederholte darin die Hauptpunkte der Unterredung mit dem Fürsten und erklärte nochmals, dass er es in allen Lebensverhältnissen für seine natürliche Bürgerpflicht erachten werde hinsichtlich aller Schritte und Massregeln der Regierung seine Ueberzeugung und sein

Gewissen zu Rathe zu ziehen und im Falle der Uebereinstimmung seine ganze Kraft und Thätigkeit mit der vollen Energie der Ueberzeugung und des Patriotismus der Durchführung der wohlwollenden Absichten und konstitutionellen Massregeln der Regierung zu widmen, denn jeder treue Unterthan Sr. Majestät sei verpflichtet in dieser Weise zu handeln.

So wie er daher überzeugt sei, dass dies so sehr eine natürliche Pflicht jedes Staatsbürgers ist, dass er in dieser Beziehung eine Verpflichtung nicht beanspruche, ja selbst nicht gestatte, indem die staatsbürgerlichen Pflichten im Herzen jedes ehrlichen Menschen höher stehen, als dass sie sich auf das niedriger liegende Gebiet der Privatverpflichtungen beziehen könnten; — so wie er ferner mit Dank die achtungsvolle Huld Sr. Durchlaucht anerkenne, welche nichts in Vorschlag brachte, was nicht ehrenhaft gewesen wäre : glaube er dem Gefühle seiner Dankbarkeit keinen reineren Ausdruck geben zu können, als indem er aufrichtig gestehe, dass er eine Belohnung für die Erfüllung seiner staatsbürgerlichen Pflichten weder wünsche noch annehme und dass er um keinen Preis bereit wäre etwas Anderes zu thun, als diese Pflichten ehrlich und treu zu erfüllen.

Aus diesen Gründen bitte er daher um nichts Anderes, als um die Erlaubniss, die projektirte Zeitung herausgeben zu dürfen. Er sei überzeugt, dass die Regierung das Wohl des Landes wünsche; deshalb liege es in ihrem Interesse die Männer, welche eine unabhängige Meinung und einigermassen das Vertrauen des Landes besitzen, von jenem Gebiete nicht auszuschliessen, auf welchem sie durch Vermittlung der periodischen Presse ihre unabhängige Meinung aussprechen und auf

diesem Wege, gewiss mit einigem Erfolge, bei der konstitutionellen Durchführung der wohlwollenden Absichten der Regierung mitwirken können. Diese Mitwirkung müsste jedenfalls erfolgreich sein, da sie als Ausfluss der Ueberzeugung des Pflichtgefühles unabhängig und frei von egoistischen Zwecken wäre. Er könnte sich kein Mittel denken, welches auf die Kräftigung des wechselseitigen Vertrauens zwischen der Regierung und der Nation wohlthätiger wirken würde, als eben dieses Vorgehen. Dagegen werde die Erfahrung, dass die Regierung das Gebiet der periodischen Presse, obwohl die Zensur von Regierungsorganen gehandhabt wird, unabhängigen Männern verschliesst, die Erfahrung, dass man es Oben für die Bestimmung der periodischen Presse halte, das Monopol blos einer Partei zu bleiben, schwerlich das geeignete Mittel sein, das Vertrauen der öffentlichen Meinung zu den Endzwecken der Regierung zu heben, zu kräftigen und warm zu halten oder sogar die energische Mitwirkung der Opposition und ihre bereitwillige Zustimmung zu den Absichten der Regierung zu sichern. Sollte Jemand die Absicht hegen die Presse in entgegengesetzter Richtung zu schlechten Zwecken zu missbrauchen, so sei ja die Zensur vorhanden, sie möge das Schlechte verhindern; warum soll aber Jemand blos deshalb, weil er die Unabhängigkeit seiner Ueberzeugung wahren will, gehindert werden Gutes zu wollen und zu leisten.

Die Bewilligung eines Zeitungsprivilegiums sei übrigens ein Akt der Gnade und für die Gnade könne man keine Argumente geltend machen; sie hänge mit Ausschluss aller übrigen Motive blos vom Willen des Monarchen ab, sonst würde sie ja aufhören Gnade zu sein, u. s. w. Sollte ihm nicht das Glück beschieden

sein der Gnade theilhaftig zu werden, so müsste er sich in den Willen Sr. Majestät ergebenst fügen und sich mit der Hoffnung trösten, dass das Zeitungsprivilegium nicht unbedingt nothwendig sei, um als guter Patriot auf dem Gebiete der Literatur für das Wohl des Vaterlandes zu wirken, u. s. w.“

Kossuth erhielt die Konzession bekanntlich nicht. Der Gegensatz der Prinzipien war eben viel zu gross, als dass es möglich gewesen wäre die vorhandene Kluft durch die soeben geschilderte Zusammenkunft zu überbrücken, deren interessante Details ich aus bester Quelle, nämlich nach einem eigenhändigen Briefe Kossuth's mittheilte.

VI.

Die Lage begann sich unbehaglich zu gestalten. Es war mir daher umso angenehmer, dass Fejérváry wieder eine Reise nach Italien vorbereitete und dass ich ihn begleiten sollte. Er hatte auch an Daniel Böhm, den Direktor der Münzgraveur-Akademie die Frage gerichtet, ob er nicht Lust hätte, mit uns nach Rom zu reisen, da er die ewige Stadt schon zwanzig Jahre lang nicht gesehen hatte. Böhm willigte gerne ein. Dies bot mir Gelegenheit, die italienischen Kunstschätze unter der Anleitung eines ausgezeichneten Kunstkenners zu studiren. Da ich wusste, dass heikliche Kunstliebhaber im Stande sind selbst die beste Sammlung, wenn in derselben einige unechte Stücke vorkommen, in schlechten Ruf zu bringen, widmete ich meine Aufmerksamkeit hauptsächlich dem Studium der Fälschungen. Ich wollte nicht in den Fehler Derer verfallen, die jeden einigermassen zweifelhaften Gegenstand gleich auf den ersten Blick für unecht erklären, denn wenn man einen echten

Kunstgegenstand für gefälscht erklärt, begeht man einen nicht minder grossen Fehler, als wenn man das Nachgeahmte nicht als solches erkennt, sondern für echt hält. Hinsichtlich der alten griechischen Münzen fühlte ich mich genügend sicher, denn ich hatte ja alle namhaften Nachahmungen Becker's, ferner die falschen Münzen, mit welchen die numismatischen Sammlungen von Syra und Smyrna aus überschwemmt wurden, in mein Exemplar von Sestini's Fundamentalwerk „Classes generales" eigenhändig eingezeichnet. Jetzt studirte ich in Venedig die Niellen, bei welchen es viel schwieriger ist, die Fälschungen zu erkennen, denn die Silberplatten lassen sich leicht graviren und der Stecher hat grösstentheils blos eine mechanische Arbeit zu verrichten. Dies erleichtert die Nachahmung so sehr, dass man schon im XVI. Jahrhunderte Kopien verfertigte, welche selbst die Aufmerksamkeit des Kunstkenners täuschen und deshalb im Werke Bartsch's als „copie trompeuse" besonders beschrieben sind; ja bei Mantegna's Grablegung und bei Dürer's Schwertgriff hält man jetzt die von Bartsch als Originale beschriebenen Exemplare für Kopien, Bartsch's Kopien dagegen für die Originale. Marc Antonio's Kindermord ist in zwei Varianten vorhanden, allein es fehlt bis heute der Beweis, ob beide von diesem Künstler stammen, wenn dies aber nicht der Fall ist, welches Exemplar das Original sei, und ob das andere von Marco di Ravenna oder von Behaim gestochen wurde. Graf Cicognara, der eine berühmte Geschichte der Skulptur im Mittelalter schrieb, brachte in Venedig eine grosse Niello-Sammlung zusammen, die er auch beschrieb; als aber seine Erben den grössten Theil der Sammlung in London verkauften, machte man die Wahrnehmung, dass beinahe die Hälfte der

Gegenstände Erzeugnisse neuerer Zeit sind. Die alten Künstler pflegten nämlich, wenn die Gravirung mit dem schwarzen Niello-Stoff ausgefüllt war, einige Probeabdrücke auf Papier zu machen, von denen sich selten einer erhielt und jetzt fabelhafte Preise erzielt. Nun fanden sich aber die Abdrücke eines grossen Theiles der Cicognara'schen Niellen ebenfalls in Venedig in einer anderen Sammlung vor, was den berechtigten Verdacht erweckte, dass sowohl die Silberplatten, als auch die Papierabdrücke ein Produkt unserer Zeit seien.

In einen noch schlechteren Ruf als die Niellen gelangten die alten Gemmen. Der Zahn der Zeit greift ihre Oberfläche kaum an und seit Natter und Pickler verstehen unsere Edelsteinschneider das Nachahmen der alten Kunstgegenstände so gut, dass einmal selbst der in diesem Kunstfache bewanderte König Ludwig von Baiern betrogen wurde. Er kaufte dann nie mehr eine Gemme, denn seine Gelehrten stellten, vielleicht aus Schonung für den König, die Behauptung auf, dass es nicht möglich sei, die alten Schnitte von den neuen zu unterscheiden; als ob man Homer und Demosthenes bis zur Täuschung nachahmen könnte! Uebrigens ist es Thatsache, dass Fürst Poniatowski sich in Florenz absichtlich betrügen liess. Er äusserte sich nämlich bei verschiedenen Anlässen vor Florentiner Steinschneidern, es sei unmöglich, dass diese oder jene Stelle Homer's oder Virgil's der Aufmerksamkeit aller berühmten griechischen und römischen Graveure entgangen sein sollte; irgend einer dürfte doch eine auf die betreffende Stelle bezügliche Komposition in Stein geschnitten haben. Natürlich kam dann nach einigen Monaten eine entsprechende Amethyst- oder Karneol-Gemme zum Vorschein, welche der Fürst bereitwillig kaufte. Er

liess aber auch in seine herrlichen, in der That echten alten Intaglio's die Namen alter Künstler schneiden, was den Ruf seiner Sammlungen so sehr beeinträchtigte, dass später, als seine Erben die Sammlung in London versteigern liessen, einer der schönsten Karneole, die Jo von Dioscurides, für achtzehn Pfund zugeschlagen wurde, obwohl sie selbst mit dem zehnfachen Preise nicht überzahlt gewesen wäre. Diese Gemme wurde von Currie gekauft, der sie mit seiner ganzen Sammlung testamentarisch dem archäologischen Museum in Florenz hinterliess, wo ich sie in den Uffizien oft bewunderte. In Rom erhielt ich Einlass in Depoletti's Werkstätte, in welcher etrurische Vasen künstlich ausgebessert und deren Löcher durch eingefügte Stücke geschlossen wurden; ich lernte dort solches Flickwerk erkennen. Mit den neapolitanischen falschen Bronzen, welche von den Erzeugern derselben vergraben und dann vor den Augen des Reisenden ausgepflügt oder ausgegraben werden, kann man nur die gänzlich Unerfahrenen täuschen, allein die blasseren Gattungen der alten Patina werden jetzt sowohl in Italien als in Paris mit Hilfe von Salzsäure und Schwefelsäure recht geschickt nachgeahmt.

Wir studirten unter der Anleitung Böhm's hauptsächlich die Gemälde; von ihm lernte ich, dass man sie stets vom historischen Gesichtspunkte prüfen müsse. Jedes Bild ist eine Nachahmung der Natur, doch bekundet es zugleich den Geist der Zeit, in welcher es entstanden ist; diesem Einflusse kann sich kein Maler entziehen, denn er betrachtet die Natur nicht mit unseren Augen und Auffassungen, sondern mit jenen seiner Zeit; endlich verräth auch jedes Bild die Individualität des Künstlers, mit allen Schwächen und Tugenden

desselben. Wenn diese Individualität tief religiös ist, so wird aus ihr ein Fra Angelico; aus einer edlen und harmonischen Individualität wird ein Rafael, ist sie aber gewaltig und erhaben, so wird aus ihr ein Michel Angelo. Die Gemälde von Rubens verrathen, dass er ein grosser Herr war, die Gemälde Tizian's und Paolo Veronese's verkünden, dass diese Maler in der Gesellschaft reicher Patrizier nicht fremd waren, aus den Gemälden Dürer's ersieht man, dass er unter Spiessbürgern lebte. Allerdings hatten die alten Künstler eine leichtere Aufgabe als die jetzigen, denn das Haupterforderniss jedes Gemäldes, jeder Statue ist, dass der Beschauer sie verstehe. In den verflossenen Jahrhunderten, während welcher die Kunst beinahe ausschliesslich im Dienste der religiösen Ideen stand, kannte Jedermann die Objekte der heiligen Bilder, denn man kannte die Bibel und die Legenden der Heiligen, ebenso wie die Griechen und Römer ihre Mythologie kannten. Allein im Zeitalter der Reformation schlug das religiöse Gefühl eine andere Richtung ein. Die Zeit des naiven Glaubens war abgelaufen, einerseits gelangte die trockene rationalistische Auffassung, andererseits die erkünstelte mystische Vertiefung zur Herrschaft, Protestanten und Jesuiten stritten mit byzantinischer Dialektik über Dogmen, die Weltanschauung wurde prosaisch und in Folge des Schisma trat auch hinsichtlich der Aufgaben der Künstler ein Wechsel ein. Da es aber schwierig wäre, zu jedem Bilde einen Kommentar zu schreiben, und jeden Kommentar zu lesen eine höchst langweilige Beschäftigung wäre, wandte sich die Gunst des Publikums natürlich solchen Bildern zu, welche Landschaften, prunkvolle Festzüge, Schlachten, Strassenscenen, spielende Kinder, Liebe, Leiden und Todesfälle im Familien-

kreise, Räuber-, Bettler- und Zigeunergruppen und die Vorfälle des täglichen Lebens behandelten. Diese Bilder sind für den Beschauer auf den ersten Blick verständlich und wenn die Künstler die Fähigkeit besitzen, die vor ihren Augen sich abspielenden Scenen des Lebens in genialer Weise wiederzugeben, wie es bei Jan Steen oder Rembrandt der Fall war, so halten ihre Werke den Vergleich mit den Gemälden der früheren Zeit, welche eine ernste Richtung einhielten, recht gut aus. Nur die allegorischen Gemälde lassen den Menschen kalt, denn philosophisch belehrende Leitartikel lassen sich wohl schreiben, aber nicht malen; Bilder sollen gefallen, nicht Doktrinen verkünden. Die Reformationsepoche ist auch in der Kunst die Grenze zwischen der alten und neuen Zeit. Gegen das Ende des XVI. Jahrhunderts begann mit Caravaggio der Naturalismus, welcher selbst in unseren Tagen die Kunst beherrscht und bei der prosaischen Auffassung der jetzigen Welt auch in den Kunstwerken eine Verflachung hervorrief, welche in den früheren Jahrhunderten nicht wahrnehmbar war. Die Politiker pflegen zu sagen, dass jedes Volk eine solche Regierung habe, deren es eben werth ist; der Kunsthistoriker darf sagen, dass jede Zeit eine solche Kunst hat, welche ihrem Verständnisse entspricht.

VII.

Umgeben von den Reizen der Natur und vom Zauber der Kunst verlebte ich in Italien vier Monate; keine Nachrichten über Politik, über den ungarischen Reichstag drangen zu meinen Ohren. Als wir heimkehrten war der Reichstag eben zu Ende. Er verlief nicht ganz resultatlos, indem Gesetze über die Religions-

und Sprachenfrage zu Stande gekommen waren. Allein die Frage der Besteuerung des Adels hatte einen schmählichen Abschluss gefunden. Wohl hatten beide Tafeln das Prinzip der Besteuerung angenommen, doch feilschte die Magnatentafel über die zu Investitionen zu verwendende Summe mit einer elenden Engherzigkeit. Sie wollte nicht mehr als eine Million bewilligen und da es offenbar unmöglich war, mit einem so geringen Betrage befriedigende Erfolge zu erreichen, liess die Ständetafel die Angelegenheit lieber ganz fallen, als dass in Zukunft die unvermeidliche Resultatlosigkeit als Argument gegen das Prinzip der Besteuerung geltend gemacht werden könnte. Ich fand Kossuth in Pressburg. Sein Begleiter war Paul Szabó d. J., ein hübsch und intelligent aussehender junger Mann von auffälliger Körperlänge, welcher sich später als grosser Schwindler entpuppte. Mit schönen Worten und geschickten Argumentationen hatte er Kossuth für die Idee einer Handelsgesellschaft gewonnen, welche den ungarischen Handel von der Vermittlung der Wiener Banquiers erlösen und mit den ausländischen Hauptmärkten in direkte Verbindung treten sollte. Zsedényi bekämpfte den ganzen Plan vom Anfange an, die Uebrigen aber liessen sich von Szabó kapazitiren, die Gesellschaft kam zu Stande. Graf Kasimir Batthyány übernahm das Präsidium. Auch ich zeichnete eine Aktie. Kossuth ging auf den Plan mit grossem Interesse ein, denn seit er von der Redaktion des „Pesti Hirlap“ zurückgetreten war, wandte er sich mit doppeltem Eifer den volkswirthschaftlichen Fragen zu. Der Industrieverein befand sich in einer blühenden Lage, in einer ihrer letzten Sitzungen hatte die Ständetafel dem Industrie-Schutzvereine ihre Protektion zugesagt und ausserdem wurde eine Fabriken-

gründungsgesellschaft errichtet, deren Präsident Graf Johann Pejacsevich war. Einige schwankende Wiener Firmen errichteten in Pressburg und anderen Grenzstädten Filial-Etablissements, um ihre Waaren als ungarische Erzeugnisse verkaufen zu können, unsere Frauen begnügten sich mit blauen Kattunkleidern.

Es herrschte übrigens im ganzen Lande eine lebhafte Bewegung. Es war kein Geheimniss mehr, dass Graf Majláth, den man oben einer an Schwäche grenzenden Nachgiebigkeit beschuldigte, nicht mehr lange Hofkanzler bleiben werde. Graf Georg Apponyi sollte ungarischer, Baron Samuel Jósika siebenbürgischer Hofkanzler werden, Graf Emil Dessewffy die Regierungspresse leiten, junge Kräfte sollten die Zügel der Regierung übernehmen und die Unbotmässigkeit der ungarischen Kongregationen zu Paaren treiben. Dagegen organisirte sich auch die Opposition unter der Führung des Grafen Louis Batthyány. Die Führer der Opposition in den einzelnen Komitaten kamen zu den grossen Jahrmärkten nach Pest und erörterten die Aufgaben und die Taktik der Opposition; sie konstatirten unter Anderem, dass es im Lande böses Blut mache, dass das „Pesti Hirlap“ vom zentralistischen Standpunkte aus das Komitatssystem bekämpfe, während die Regierung die Komitate als Herde der Revolution angreife. Batthyány richtete in Folge dessen an Eötvös das Ersuchen, dass er aufhören möge diese Frage in seinen Leitartikeln zu behandeln. Eötvös erfüllte diesen Wunsch und setzte den Kampf gegen die Komitate auf einem anderen Terrain fort; er schrieb nämlich den „Dorfnotär“, vielleicht den besten seiner Romane, und dedizirte ihn mir.

Der Roman erschien zu Ende des Jahres 1845.

Ich hielt es für meine Pflicht bei dieser Gelegenheit die Lage zu klären und nachzuweisen, wie gering der Unterschied zwischen den Theorien der grossen Masse der liberalen Partei und den Lehren der zentralistischen Schismatiker war. Und da es in jüngster Zeit Mode geworden ist, die Weisheit der Zentralisten besonders hervorzuheben, erachte ich es nicht für überflüssig, mein an Eötvös gerichtetes offenes Schreiben, welches damals wegen der Zensur-Hindernisse im „Pesti Hirlap“ nicht erscheinen konnte, jetzt zu veröffentlichen, damit die jetzige Generation die Ansichten der früheren über die zentralistische Bewegung und über die damalige Haltung des „Pesti Hirlap“ kennen lerne.

VIII.

„An den Baron Josef Eötvös. Wien im Dezember 1845.

Empfange hiemit meinen herzlichen Dank für den herrlichen Roman, mit welchem Du mich und das Publikum beschenkt hast. Wie immer auch das Urtheil der Stubengelehrten, die in Pest zwischen ihren Büchern sitzen und die Gestaltung des Lebens im grössten Theile des Landes und bei der überwiegenden Majorität der Bevölkerung nicht kennen, lauten möge, so steht es doch ausser Zweifel, dass der „Dorfnotär“ das treueste Bild unseres sozialen Lebens ist, meisterhaft aufgefasst und mit meisterlicher Hand geschildert, so dass mit dem Gegenstande, welchen der Künstler behandelte, zugleich auch dessen liebenswürdige Individualität vor unser Auge tritt. Indem ich aber den „Dorfnotär“ in den Spalten des „Pesti Hirlap“, des auch jetzt noch meistgelesenen unserer Blätter, zum Gegenstande einer

Besprechung mache, habe ich natürlich nicht die Absicht, von der richtigen Schürzung und Lösung des Knotens, von der gelungenen Zeichnung der Charaktere, vom nie stockenden poetischen Flusse der Erzählung zu reden; darüber mögen sich die Kritiker aussprechen, die im „Dorfnotär“ nur ein belletristisches Werk erblicken. Mir sei es gestattet den Roman als eine politische That zu betrachten, von seiner Wirkung zu sprechen und zum Gegenstande meiner Erörterung jene Doktrine zu machen, deren jüngstes Kind dieser Tendenzroman ist und welche, seitdem Kossuth von der Redaktion des „Pesti Hirlap“ zurücktrat, die leitenden Spalten dieses Blattes unausgesetzt beherrscht.

Der Roman gefiel dem Publikum; er gefiel selbst Denjenigen, die darin zu ihrem Aerger sich und ihre Kreise portraitirt fanden, er gefiel in allen Kreisen — selbst mein Diener achtete schlau darauf, wohin ich die Hefte legte um sie heimlich zu lesen — er gefiel den Konservativen ebenso wie den Liberalen, und dennoch ziehe ich es in Zweifel, dass der Roman eine den Wünschen des Verfassers entsprechende Wirkung gehabt hätte, denn obwohl Tausende ihn mit Genuss lasen, hat er doch dem „Pesti Hirlap“ kaum einige neue Freunde erworben. Ich sage dem „Pesti Hirlap“, nicht dem Prinzipe dieses Blattes, der Zentralisation, denn über diesen Punkt ist das ungarische Publikum längst im Reinen. In den Kongregationen wird wohl viel von Prinzipien gesprochen, doch kennt man sie nur aus der Anwendung; das Publikum lässt sich in deutsche doktrinäre Disputationen nicht ein, es beurtheilt den Baum nur nach seinen Früchten. Es hat sich daher auch mit dem zentralisirenden Prinzipe des „Pesti Hirlap“ befreundet, seit man weiss, dass es sich dabei nur um die

Umrisse einer fernen Zukunft des Vaterlandes handelt und dass dieses Prinzip Dich nicht abhält, in der vordersten Reihe der Vertheidiger der Komitate aufzutreten, so oft diese Institution von jenen Männern angegriffen wird, die sich in ihrem Blatte die wärmsten Freunde der Komitate nennen, thatsächlich aber sie jeder Gewalt entkleiden wollen, damit vom Komitatssystem als caput mortuum nichts anderes übrig bleibe, als die wohlfeile schlechte Administration und eine nach Aemtern jagende, kriecherische, die Köpfe und Kniee beugende, Huldigungsdeputationen entsendende und Fackelserenaden veranstaltende Generalkongregation.

Obgleich jedoch das Publikum weiss, dass die Männer des „Pesti Hirlap“ die übrigen Theile der Konstitution nicht bedrohen, obwohl es weiss, dass sie ebenso treue und unverbrüchliche Freunde der Freiheit sind, als es der frühere Redakteur des „Pesti Hirlap“ war: so ist es doch unzufrieden, dass Ihr wegen einer kaum wahrnehmbaren Nuance im Lager der Liberalen eine neue Fahne entfaltet, dass Ihr dem Komitatsleben nicht grössere Aufmerksamkeit widmet, dass Ihr in vielen Komitaten keine Korrespondenten habt, dass Siebenbürgen und die Union im „Pesti Hirlap“ beinahe gar nicht erwähnt werden, dass Ihr die neue, bedeutungsvolle Bewegung in der protestantischen Kirche mit Schweigen übergeht und dass Ihr Euch in der Zentralisationsfrage mit einer Polemik gegen die Männer begnügt, von welchen es bekannt ist, dass ihre Betheuerungen, wie sehr sie die Komitatsinstitution achten, blos ein leerer Schall, blos einschläfernde Syrenenlieder sind. Verzeihet mir, dass ich meine Meinung so rund heraus ausspreche, allein da die liberale Partei ausser dem „Pesti Hirlap“ kein anderes Organ besitzt, erwarte

ich es von Eurem Patriotismus, dass ihr die Spalten Eures Blattes jener Fraktion unserer Partei nicht verschliesset, die sich um die ferne Zukunft weniger kümmert und unter den jetzigen Verhältnissen für dieselbe Sache und mit denselben Waffen streitet, für welche und mit welchen auch Ihr kämpft. Denn obwohl wir nicht die Zentralisation als das Non plus ultra unserer Wünsche erklärten, stehen wir doch hinsichtlich der Anwendung Eurer Prinzipien beinahe in Allem auf demselben Boden wie Ihr. Auch wir wollten und wollen ja die Verantwortlichkeit der Regierung, die reichstägliche Verifikation, die durch den Reichstag vorzunehmende Vorschreibung und Repartirung des bedeutendsten Theiles der Steuern, wir wollen die Einheit des Staates und deshalb die Kodifikation der Gesetze, wir wollen endlich die Beseitigung des Kollegialsystems, weil es mit der Verantwortlichkeit unvereinbar ist.

Wo sind demnach die Lebensfragen, wegen welcher es werth gewesen sein soll Euch von Denen zu trennen, mit welchen Ihr so lange und so treu in einer Reihe kämpftet und in deren Reihen Ihr auch jetzt noch immer eintretet, wenn der Kampf nicht blos mit Ruhm, sondern auch mit Gefahr verbunden ist? Wurdet Ihr etwa dadurch zum Austreten bewogen, dass wir nicht augenblicklich die Deputirten-Instruktionon abschaffen wollen, weil uns das Vertrauen fehlt, dass das Interesse des Adels für die öffentlichen Angelegenheiten und die Freiheit nicht erkalten würde sobald das Komitatsleben matter wird, weil uns das Vertrauen fehlt, dass die Deputirten im Stande sein würden den Verlockungen zu widerstehen so lange die Presse nicht in der Lage ist, den hinter dem Prinzipienwechsel steckenden Leichtsinn oder Verrath mit gehöriger Strenge zu geisseln,

oder weil wir in den Komitatswahlen ein Palladium der Konstitution erblicken und es nicht aus der Hand geben wollen, so lange wir nicht die entsprechenden Garantien besitzen, dass die Regierung nie in die Hände antinational gesinnter Männer gelangen werde, welche durch parlamentarische Taktik und durch Bestechungen die Volksvertretung zu einer leeren Form machen könnten? Sind dies etwa so wichtige Fragen, dass wir uns wegen ihrer, sei es auch nur auf journalistischem Gebiete, von einander trennen sollten? Reichen wir lieber einander die Hände, lassen wir die Fragen, welche ohnehin nicht augenblicklich gelöst werden können, in der Schwebe und vereinigen wir uns, da von mehreren Seiten Gefahr droht, und selbst die Frage unserer Nationalität, obwohl man uns das Gegentheil glauben machen will, auf einem schwankenden, unsicheren Boden steht. Lasset daher vom Neujahr ab (1846) die doktrinären Abhandlungen bei Seite; Ihr habt Eure Ansichten über die Zentralisation der Verwaltung zur Genüge auseinandergesetzt, wir sprachen uns keineswegs gegen dieses Prinzip aus, sondern nahmen es unter die Aufgaben der Zukunft auf, jetzt aber sollten wir uns nur mit Dem beschäftigen, was schon in der Gegenwart durchgeführt werden kann, was die Aufgabe der nächsten Zukunft ist, und was mit Rücksicht auf den herannahenden Reichstag unbedingt erwogen werden muss.

Bis dahin mag der „Budapesti Hiradó“ in seiner bekannten langweiligen Manier weiter plaudern, seine Rundschau über die Aufgaben des Landes fortsetzen*) und nach Mitteln sinnen, wie er die Zahl seiner Pränu-

*) Unter dem Titel „Rundschau über unsere Aufgaben“ erschien nämlich zu jener Zeit im „Budapesti Hiradó“ ein längerer Artikel-Cyclus.

meranten vermehren könnte; wir sind weder dessen, noch einer Privatsubvention bedürftig, denn das Lesepublikum gehört uns, sobald wir das Gebiet der Theorie verlassen, denn stets gilt Goethe's Wort:

Grau ist alle Theorie
Doch grün des Lebens gold'ner Baum.

Sprechen wir daher von den Aufgaben des Reichstages ohne das Prinzip der Zentralisation aus dem Auge zu lassen; weisen wir nach, wie nöthig es sei die Thätigkeit des Grafen Stefan Széchenyi aus dem Rahmen des königl. Kommissariats herauszulösen, die Direktion des Kommunikationswesens von den Fesseln der Kollegialform zu befreien, so dass der Präsident dieses Ressorts nicht nur an der Magnatentafel, sondern auch an der Ständetafel Platz nehmen könne, so oft von Kommunikationsfragen die Rede ist. Sprechen wir es aus, dass wir die Landes-Direktion des Gefängnisswesens in ähnlicher Weise organisiren wollen, so dass ein vom Monarchen zu ernennender, dem Staate verantwortlicher Direktor, welcher vermöge seines Amtes Mitglied beider Tafeln des Reichstages, an der Spitze des Gefängnisswesens stehe. Wenden wir das Prinzip der Zentralisation auch auf die Rechtspflege an, beantragen wir eine einfachere Organisation der Gerichte, einen zweimal abgestuften Instanzenzug der Zivilprozesse an einen einzigen obersten Gerichtshof, so dass die Gerichtsbarkeit des Tavernicus und des königl. Personal eine Aenderung erlitte; sprechen wir, wenn es beliebt, auch von einer zentralisirten Organisation des Volksunterrichtes, gegen welche ich allerdings einige Einwendungen zu machen hätte, allein sprechen wir von der Anwendung des Prinzipes im Kleinen oder Grossen und sobald die

Diskussion eine greifbare Gestalt annimmt, wird der Zorn der Männer vom „Budapesti Hiradó“ aufflammen, jener Männer, die an der Tendenz des „Pesti Hirlap“ jetzt so grosses Vergnügen finden, weil das Blatt sich blos mit der Vorbereitung der Zukunft beschäftigt, während ein grosser Theil der Liberalen in tiefen Schlaf versunken ist und auf das Gebiet der Gravamina zurückgedrängt auf dem Reichstage vor einem gänzlich unvorbereiteten Publikum auftreten wird.

Wenn Ihr, meine Freunde, vom Felde der Allgemeinheiten auf das Gebiet der Spezialfragen herüberkommt und auch demjenigen Theile der Liberalen, deren Ansichten von den Eurigen einigermassen abweichen, in den Spalten des „Pesti Hirlap“ genügenden Platz einräumen wollet : so gestattet, dass wir öfter in Eure Kampfreihen eintreten, dass auch ich neben Dir, mein theuerer Freund, dem ich seit dem ersten Momente meines politischen Lebens stets so nahe stand, in den Spalten des „Hirlap“ an der schwierigen Arbeit der Umgestaltung des Vaterlandes theilnehme. Gott mit Dir!“

Die Zensur gestattete — wie erwähnt — die Veröffentlichung dieses Briefes nicht, er konnte daher keine Wirkung haben, doch beleuchtet er einigermassen das Verhältniss, welches sich zwischen uns, den Mitarbeitern des alten „Hirlap“ und zwischen den Leitern des neuen „Hirlap“ entwickelt hatte, er beweist, dass — wie Széchenyi scherzweise sagte — nicht sie die Magelhaënsstrasse und das staubige Budapest entdeckt haben.

Verlobung und Heirath.

(1844—1845.)

I.

Nach dem Schlusse des Reichstages von 1844 fühlte Jedermann, dass die bestehenden Zustände unhaltbar seien. Es war nicht mehr möglich den zwischen der Regierung und der Nation bestehenden Gegensatz in Abrede zu stellen. Der Abgrund, der sich zwischen Wien und Pest aufgethan hatte, konnte nur durch einen genialen Mann überbrückt werden, der die volle Regierungsgewalt besässe, dabei aber in Ungarn nicht auf Misstrauen stiesse. — Fürst Metternich, der keinen geschulten Gedankengang hatte, allein mit genialen Einfällen und glänzenden Gedankenblitzen die Wirren der Situation oft treffend beleuchtete, hatte in einem an den greisen Palatin gerichteten Schreiben, welches im Jahre 1848 mit dem Palatinalarchive in die Hände des Landesvertheidigungs-Ausschusses fiel und von Michael Horváth veröffentlicht wurde, anerkannt, dass die Regierung Ungarn seit Jahren vernachlässigt und ihr Ansehen im Lande vollständig eingebüsst habe, dass demnach eine energische Regierung nothwendig sei, eine Regierung, welche im Stande sei im Reichstage die Majorität für sich zu gewinnen, dem politischen Treiben der Komitate Schranken zu setzen, Gesetz-

entwürfe auszuarbeiten und durchzuführen. Wie jedoch diese Gesetzentwürfe beschaffen sein sollten, erwähnte er nicht; er betrachtete dies als eine Detailfrage, welche in erster Reihe nicht ihn angehe, denn die europäischen Wirren interessirten ihn mehr, als die ungarische Bewegung, Frankfurt und Paris fesselten seine Aufmerksamkeit mehr, als Pressburg und Pest. Széchenyi dagegen erblickte den Grund aller Uebel in der Mischehe, durch welche das absolutistisch regierte Oesterreich mit dem konstitutionellen Ungarn untrennbar verbunden war, damit aber ohne Benachtheiligung Ungarn's ein modus vivendi gefunden werden könne, hielt Széchenyi der Nation fortwährend Predigten über die Nothwendigkeit eines klugen Verhaltens, wobei er stets die Ermahnung einflocht, dass man die prinzipiellen Debatten auf möglichst enge Grenzen beschränken möge. Der grosse Graf stellte die Entwicklung der materiellen Interessen in den Vordergrund und zwar empfahl er solche Mittel und Wege, zu welchen auch die Regierung ihre Zustimmung geben könnte. Er pflegte die Wichtigkeit seiner Vorschläge mit dem Gleichnisse zu erläutern, dass selbst ein Sack stehen könne, wenn er voll ist, während ein leerer Sack unhaltbar zusammenfalle. Kossuth ging in ganz anderer Weise vor. Im Vertrauen auf den Geist der Zeit, auf die Lebenskraft der Nation und auf den zuverlässigen Sieg des Prinzipes der Freiheit bekämpfte er die Uebergriffe und Versäumnisse der Regierung überall, wo er ihnen begegnete, mit den Waffen, welche eben zur Hand waren. Damals suchte er im Komitatssystem den archimedischen Punkt und im Industrie-Schutzverein den Hebel, mit deren Hilfe er die träge Regierung und die ungeeignete Regierungsform erschüttern zu können glaubte. — Die

Zentralisten fühlten es, dass sie im lärmenden Komitatstreiben auf keinen grünen Zweig kommen könnten; sie erörterten daher in hübsch geschriebenen, aber dennoch trockenen Artikeln die Theorie des Parlamentarismus. Die Opposition griff diese Theorie nicht an; man kümmerte sich kaum um sie, indem man sie nicht für eine brennende Frage hielt; dennoch blickte man mit einigem Misstrauen auf die Männer, welche das Komitatssystem zu einer Zeit angriffen, in welcher auch die Regierung zu einem Feldzuge wider die Komitate rüstete. Allein weder Metternich, noch Kossuth, noch die Zentralisten ahnten es, dass die Gegensätze schon in der nächsten Zeit zu einem Konflikt, ja bei uns zu einer Katastrophe führen würden. Nur Széchenyi war davon fest überzeugt; er brach darob von Zeit zu Zeit in Jammerrufe aus, er fühlte sich unglücklich, denn seine Eitelkeit liess ihn glauben, dass nachdem seine Agitation die Nation aus dem tiefen Schlafe erweckt habe, er nun gleich Goethe's Zauberlehrling nicht im Stande sei, die Geister zu bannen, die er gerufen hatte. Und doch lag das Uebel anderswo; wir sehen dies jetzt nach den Ereignissen leicht ein und wundern uns nur darüber, dass wir es damals nicht einsahen.

Die Regierung und die Nation fühlten es gleichmässig, dass Ungarn zurückgeblieben sei, dass es endlich die Bahn des Fortschrittes betreten müsse, wenn es nicht untergehen wolle. Die Thatsache, dass Ungarn zurückgeblieben war, wurde von Vielen der langen türkischen Herrschaft und den Türkenkriegen, von Anderen wieder dem mit der Gegenreformation verbündeten Absolutismus zugeschrieben, welcher zu gleicher Zeit die Glaubenseinheit wieder herstellen und Ungarn mit den Erbländern verschmelzen wollte. Die Männer,

welche diese Behauptungen aufstellten und noch jetzt aufstellen, lassen die Thatsache ausser Acht, dass das nationale Leben in Siebenbürgen und in einem grossen Theile Ungarn's eben zur Zeit der Türkenherrschaft trotz aller individuellen Leiden wärmer pulsirte und sich gesunder entwickelte, als in späteren Perioden, dass die Ungarn zur Zeit Gabriel Bethlen's und Georg Rákóczy's auch in wissenschaftlicher Beziehung auf dem Niveau der damaligen europäischen Bildung standen, dass die Vorkämpfer und Gönner der Gegenreformation von Pázmány und seinem Kreise bis zum Dichter Nikolaus Zrinyi keineswegs schlechtere Ungarn waren, als ihre protestantischen Gegner, dass selbst nach der Schreckensherrschaft unter Kollonics, Ampringen und Caraffa das nationale Leben unter Maria Theresia genügend erstarkte, um gegen den liberalen, zentralisirenden Absolutismus Josef II. siegreich anzukämpfen und mit der europäischen Kultur Schritt zu halten und dass das Zurückbleiben thatsächlich erst nach 1792 unter der damaligen verdummenden Regierung begann, deren geisttödtende Wirkung man auch jetzt noch hie und da, besonders in den Kreisen der Magnaten wahrnimmt. Und welchen Umständen ist es zuzuschreiben, dass diese schreckliche Periode kaum auf eine kleine Opposition stiess, dass die Nation sich der Einschläferung des wissenschaftlichen Lebens, der Ertödtung aller edleren Gefühle, der Versumpfung des öffentlichen Lebens nicht widersetzte? Das tragische Geschick, von welchem Martinovics und dessen Gefährten ereilt wurden, konnte nicht von so bleibender Wirkung sein. Man weiss ja, dass das Schafott immer neue Märtyrer erzeugt und die Bewegung nur noch weiter verbreitet, da Ideen weder im Kerker verstummen, noch im Blute

ertränkt werden. Die kurze Schreckensherrschaft war nicht im Stande das Freiheitsgefühl der Nation zu brechen. — Die Quelle des Uebels waren die langen Franzosenkriege, welche während zwanzig Jahren Ungarn nur einmal und auch da nur in einem geringen Masse berührten, dagegen den Preis der landwirthschaftlichen Produkte fortwährend steigerten. Sie riefen bei den Grundbesitzern einen bedeutenden Wohlstand hervor, welcher die edleren Gefühle abstumpfte. Einen stillen Landregen im Frühling und einen stillen Krieg, wünschten einander Diejenigen, die in jener Bankozettelzeit einen guten Wunsch aussprechen wollten. Die fortwährende Entwerthung der Bankozettel hob die Weizenpreise immer höher; der Adel zahlte seine alten, in Silber aufgenommenen Schulden in schlechten Bankozetteln zurück, es wurden viele verpfändete Güter ausgelöst und schliesslich wurde der Grundbesitz durch das Devalvationspatent von 1811 von sechzig Prozenten seiner noch übrig gebliebenen Verpflichtungen befreit. Durch jenes Patent kamen nur die Waisen, die Stiftungen und die Kapitalisten um den grösseren Theil ihres Vermögens, eine verschwindende Minorität gegenüber der Masse von Schuldnern, deren Lage durch das Patent ausserordentlich verbessert wurde. — Die Bankozettelwirthschaft verleitete die Nation zum Leichtsinn und Genuss, die materielle Wohlfahrt liess sie alle höheren Interessen vergessen, das Land versank in einen tiefen geistigen Schlaf. Und als die Nation nach dem Rausche nicht durch die Stimme Széchenyi's, sondern dem Naturgesetze gemäss dadurch, dass die Reaktion sich über die konstitutionellen Formen hinwegsetzte, aus der Betäubung geweckt wurde und Kopfweh empfand: da hätte sie gerne bei der Regierung, nachdem diese ihren

Fehler eingestanden hatte, ärztliche Hülfe gefunden. Allein die Regierung war unbeholfen, ja sie existirte eigentlich nicht. Auch sie schlief nach den französischen Kriegen und nach dem Staatsbankrott einen tiefen Schlaf, denn Fürst Metternich war ebenso wie Guizot und dessen Nachbeter der Ansicht, dass „regieren" so viel bedeute wie „Widerstand leisten", dass es nie die Aufgabe der Regierung sein dürfe die Nation anzuspornen und auf der Bahn des Fortschrittes zu führen, sondern, dass ihre Mission darin bestehe, die Bewegung zu mässigen und die Räder zu hemmen. Das mag wohl sehr heilsam sein, wenn der Staatskarren auf einer schiefen Fläche abwärts rollt, doch ist es ein Fehler, wenn der Staat emporstrebt. Die Maschinerie der Regierung entsprach übrigens den Forderungen der neuen Zeit durchaus nicht. Die Verwaltung hätte die Aufgabe der Statthalterei sein sollen, allein sie besass weder hinreichend geistige Kraft, noch das Recht der Initiative, wenn es sich darum handelte etwas anzuordnen, was über den täglichen Schlendrian hinausging. Die wichtigeren Fragen langten an die Hofkanzlei, doch konnten sie auch dort nicht definitiv erledigt werden, denn der entscheidende Einfluss lag in den Händen des Staatsrathes, dessen Meinung für die Unterschrift des Monarchen massgebend war. Unter solchen Verhältnissen hätte die Initiative nur von der Krone ausgehen können. In der Finanzverwaltung war das Verfahren nicht weniger langwierig. Die ungarische Kammer bereitete die wichtigeren Angelegenheiten vor, die kaiserliche Kammer erstattete die Vorschläge und der Staatsrath gab sein entscheidendes Gutachten ab. Eine so lange Leiter mussten die Angelegenheiten erklimmen, um zum

Monarchen, oder seit dem Tode des Königs Franz zum Erzherzog Ludwig, einen Mann von beschränktem Gesichtskreise, zum leichtmüthigen Fürsten Metternich und zum pedantischen Grafen Kolowrat zu gelangen, denn diese drei Männer bildeten das Regierungskollegium, welches im Namen Ferdinand's regierte. Der Palatin wurde nur zuweilen befragt, doch konnte auch er blos ein Gutachten abgeben. Es war mit einem Worte Niemand zur Initiative berechtigt, ja das Kollegialsystem schloss selbst die Möglichkeit einer Initiative aus. Die Mitglieder des Staatsrathes waren zum Theile von josefinischen Antipathien gegen Ungarn erfüllt, zum Theile aber kannten sie weder die ungarischen Verhältnisse noch den Konstitutionalismus. Wir empfanden daher thatsächlich in keiner Beziehung das Vorhandensein einer activen Regierung; das Land kannte die Regierung nur als die Quelle aller Hindernisse und da es eine regierende Hand doch nicht entbehren konnte, so erhob es die Komitate zu den Organen der Initiative. Und in der That administrirten sich die Komitate in einer Weise, als wären sie Staaten der nordamerikanischen Union, oder Kantone der Schweizer Eidgenossenschaft. Eines administrirte gut, das Andere schlecht, Eines im liberalen, das Andere im konservativen Sinne, die Zügel aber waren den Händen der Zentralregierung, welche überall nur Hemmschuhe anlegte, gänzlich entfallen. Als die Nation sah, dass die Regierung immer und überall nur den Fortschritt hemme, verlor sie natürlich das Zutrauen zu ihr und erblickte in allen Handlungen der Regierung nur das Streben zur Untergrabung der Freiheit und Nationalität und Versuche zur Verschmelzung Ungarns

mit den absolutistischen Erbstaaten; guten Willen setzten wir bei ihr nie voraus.

In der Zeit, als das von Kossuth redigirte „Pesti Hirlap“ noch nicht erschien und Wesselényi die Inkarnation der Opposition war, machte Széchenyi diese Auffassung wiederholt zum Gegenstande seines Spottes.

— Wie kannst Du Dich der Wiener Regierung anschliessen, soll nach Széchenyi's Erzählung Wesselényi eines Tages zu ihm gesagt haben, Du kapazitirst sie vergeblich. Siehst Du denn ihre Hörner nicht? Es ist der Teufel.

Darauf antwortete Széchenyi :

— Ich sehe die Hörner allerdings, allein meine Augen sind schärfer als Deine; ich sehe die ganze Gestalt; es ist kein Teufel, es ist ein Ochs und den — kann man leiten.

II.

In Wien war man endlich zu der Erkenntniss gelangt, dass man mit dem alten Schlendrian brechen müsse. Széchenyi's politisches Apostelthum, welches in Pest keine Gläubigen mehr fand, wirkte in Wien selbst in den höchsten Kreisen, welche nun einsahen, dass man die ungarische Regierung reorganisiren, ihr jüngeres, thatkräftigeres Blut zuführen müsse, wenn sie im Stande sein sollte mit den Kräften, welche auch zu jener Zeit bei der Hofkanzlei vorhanden waren, jedoch in Folge der Geschäftsordnung ihre Talente nicht verwerthen konnten, Ungarn auf konservativer Grundlage zum Niveau der westeuropäichen Kultur emporzuheben. Man glaubte, dass Graf Anton Majláth die zur Lösung dieser Aufgabe erforderliche Energie nicht besitze, allein man beseitigte ihn nicht sofort; seine Entlassung

war schon vor dem Reichstagsschlusse eine entschiedene Sache und doch erfolgte sie erst anderthalb Jahre später. Dies entsprach dem traditionellen Verfahren der konservativen Politik. Man brauchte noch Majláth's Namen zur Abwicklung vieler Angelegenheiten und er musste die Verantwortlichkeit auch für solche Massregeln welche nicht von ihm ausgegangen waren, zu tragen scheinen.

Graf Georg Apponyi, der unter dem Einflusse des Grafen Emil Dessewffy seine Ausbildung erhalten hatte, wurde zum ungarischen Vizekanzler ernannt und der siebenbürgische Hofkanzler, Baron Samuel Jósika, hatte bei der Bestimmung der Richtung der ungarischen Politik ein ernstes Wort mitzusprechen. Jedermann kannte den zähen Charakter Apponyi's, der im Bewusstsein seiner Loyalität und Vaterlandsliebe sich um Popularität nicht kümmerte und die öffentliche Meinung keiner Berücksichtigung würdigte, er wollte nur auf dem Reichstage die Majorität haben. Jósika erwies sich als ein noch ausgezeichneterer, aber auch als eine noch gewaltthätigere Natur. Auch einige Hofräthe besassen bedeutenden Einfluss, namentlich Bartal, Stettner, Zsedényi und Wirkner, gegen deren Privatcharakter, Erfahrung und Sachkenntniss nie eine Einwendung laut wurde. Wohl hatte die Wiener Luft, wie auf jeden, der sie athmet, auch auf sie die Wirkung, dass ihr Verständniss für ungarische Angelegenheiten einigermassen abgestumpft wurde, und dass sie, wenn auch nicht in ihren Gefühlen, so doch in ihren Ansichten sich zur deutschen Auffassung hinneigten, allein das spätere Leben jedes dieser Männer bewies glänzend, dass sie doch gute Ungarn geblieben waren. Damals hatte jedoch das Misstrauen gegen Alles was von Wien

kam schon solche Dimensionen erreicht, dass wir sie und den Grafen Emil Dessewffy, der im „Hiradó“ alle Verfügungen der Regierung unterstützte, nur als die schwärzesten Vaterlandsverräther betrachteten, ja selbst Széchenyi verlor, weil er zum kön. Komissär, zum wirklichen Geheimrath und zum Sektionspräsidenten für Kommunikations-Angelegenheiten ernannt worden, somit in gewisser Hinsicht ein Mitglied der Regierung war, seine Popularität gänzlich, was seine bekannte Nervosität noch steigerte.

Die neue Regierung wollte vor Allem dafür sorgen, dass die Komitatsautonomie die Regierungsaction nicht zu lähmen vermöge; sie glaubte dieses Ziel durch die strenge Ausübung des Ueberwachungsrechtes der Krone erreichen zu können. Diese Ueberwachung fand ihre Spitze darin, dass die Obergespäne hinfort von der Regierung abhängen, von ihr ernannte, besoldete und pensionsfähige Beamte sein sollten, während sie bisher Würdenträger waren, welche von den Komitaten blos ein geringes Honorar erhielten. Jeder Obergespan sollte künftig in seinem Komitate wohnen und wenn er dieser Bestimmung nicht entspräche, einen Stellvertreter oder Administrator erhalten; dieser sollte dann in den Kongregationen und beim Komitatsgerichte den Vorsitz führen, Alles thun, was bis dahin der von den Komitatsständen abhängige, gewählte Vizegespan gethan hatte, die Verordnungen der Regierung vertheidigen, ihre Absichten fördern, Gastmähler geben und in jeder Weise politischen Einfluss erringen, damit bei den Deputirtenwahlen blos regierungsfreundliche Deputirte in den Reichstag gesendet würden.

Dies war viel weniger, als was die aus der Deák-Partei hervorgegangenen Regierungen nach dem

Ausgleiche von 1867 bei der Regelung der Komitate durchführten und war noch weit von den Verfügungen entfernt, durch welche das Ministerium Tisza das Komitatsleben gänzlich vernichtete. Allein jetzt bietet das parlamentarische Leben für das Komitatsleben Ersatz und durch die Pressfreiheit ist auch denjenigen, die nicht im Parlamente sitzen, die Möglichkeit geboten, ihre Ansichten auszusprechen, während zu jener Zeit der Reichstag nur nach dreijährigen Intervallen zusammentrat und blos eine beschränkte Oeffentlichkeit besass, das journalistische Organ der Liberalen aber war in die Hände einer gelehrten Fraktion gerathen, welche es nicht verstand Sympathien zu erwecken.

Die Verordnungen Apponyi's und die Ernennung der Administratoren verursachten eine ungeheure Aufregung. War doch die Autonomie der Komitate angegriffen und der erste Schritt gethan, die Komitate ausschliesslich zu Verwaltungsorganen umzugestalten, welche hinfort nicht mehr politische Körperschaften sein sollten. Die neuen Obergespäne und Administratoren wurden überall mit Widerwillen empfangen und die Vizegespäne beklagten sich selbst in konservativen Komitaten, dass ein grosser Theil ihrer Agenden, und dadurch ihr Ansehen sowie ihr Einfluss, vom Obergespane oder Administrator absorbirt werde. Der Kampf zwischen den Parteien wurde daher mit wachsender Leidenschaftlichkeit geführt, das ganze Land theilte sich in zwei feindliche Heerlager, doch blieb die Regierungs-Partei in den Kreisen der Adeligen und der Honoratioren unbestreitbar in der Minorität und die Majorität beschuldigte die Regierung offen des Vaterlandsverrathes. Diese Gereiztheit rief auch in Wien eine gereizte Stimmung hervor; man beschuldigte uns

revolutionärer Tendenzen. Die höheren militärischen Kreise, deren Stimme bei den Erzherzogen stets schwer in's Gewicht fiel, und in welchen in Folge der militärischen Organisation der südlichen Grenzbezirke immer eine grosse Vorliebe für die Slaven herrschte, befürworteten bei den massgebenden Personen die Unterstützung der kroatischen Aspirationen. Und die ung. Hofkanzlei erblickte in dem Vorgehen, welches die unagrische Opposition hinsichtlich des Administratoren-Systems beobachtete, eine so grosse Gefährdung des Ansehens der Krone, dass sie sich bewegen liess, die Nationalitäts-Agitation in Kroation zu unterstützen; man betrachtete die kroatischen „Labanzen" als ein gutes Werkzeug gegen die ungarischen Kurutzen, selbst wenn hinter dem Labanzenthum der Panslavismus stecken sollte.

In Agram verliefen die damaligen Sitzungen noch terroristischer als in Ungarn; man inaugurirte in Kroatien eine gegen die Adeligen des Turopolyaer Distriktes und gegen die slavonischen Grossgrundbesitzer gerichtete Schreckensherrschaft, weil es aber nicht ein rother, sondern ein weisser Terrorismus war, that die Regierung zur Besänftigung der Leidenschaften nichts, ja ihre Organe schürten noch das Feuer, ohne daran zu denken, dass die Flammen über die Grenze hinüberschlagen und die ganze Monarchie in Brand stecken könnten.

Die Aufmerksamkeit der Nation war daher wenige Monate nach dem Schlusse des Reichstages von drei grossen Fragen in Anspruch genommen; diese Fragen waren: die Agitation des Industrie-Schutzvereines auf sozialem Gebiete, der Kampf gegen die Administratoren in den Komitaten und die kroatische Bewegung, bei welcher das die Verfassung verletzende Streben das

politische Band zwischen Kroatien und Ungarn zu zerreissen, von Tag zu Tag deutlicher hervortrat und bei der Regierung nicht auf Widerstand stiess. Da unsere Partei kein journalistisches Organ besass, in welchem wir unsere Ansichten nach unserem Geschmacke hätten aussprechen können, erörterte ich diese Fragen in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ und diese Artikel machten meinen Namen wieder populär.

Der Gegensatz zwischen der liberalen und der Pecsovics-Partei griff mittelst des Industrie-Schutzvereines auch in das soziale Leben herüber; er kam selbst in der Kleidung der Frauen zum Ausdruck; das Land war gespalten; Wien und Pest verstanden einander nicht mehr, die Luft war schwül und mit Elektrizität überladen.

III.

Meine Thätigkeit auf dem Gebiete der politischen Literatur, meine Reisen und das Studium alter Kunstdenkmäler genügten nicht, um meine ganze Zeit auszufüllen, um mein Sehnen in jeder Beziehung zu befriedigen. Ich hatte stets mit Vorliebe die Gesellschaft schöner, geistreicher Frauen gesucht und ich kann mich nicht beschweren, dass sie meine Huldigungen gleichgiltig aufgenommen hätten; es wäre mir möglich gewesen aus meinen Erlebnissen vier oder fünf Novellen zu schreiben, welche ganz gut in Boccaccio's Dekameron passen würden. Allein schon Lucretius sagte von solchen Verhältnissen:

. . . . . Medio de fonte leporum
Surgit amari aliquid, quod in ipsis floribus angit.

Ausserdem stellt sich im Laufe der Jahre bei jedem Menschen der Zeitpunkt ein, in welchem er an

das Heirathen zu denken beginnt und eine Familie, eine Ruhestätte zu gründen wünscht, welche ihm stets einen Zufluchtsort biete, wenn er im Kampfe des Lebens ermüdet, und neue Kräfte für diesen Kampf sammeln kann. Es ist diess ein naturgemässer Trieb. Brehm erzählt, dass auch die grösseren Vögel einige Jahre lang zwecklos herumstreichen, bis sie sich vollkommen entwickeln und ihr Brautgefieder wächst; dann kehren sie in die Heimath zurück, wo sie sich paaren und ein Nest bauen. Auch ich empfand es, dass es für mich an der Zeit sei zu heirathen, doch war ich in dieser Beziehung sehr anspruchsvoll. Der Bauer, der Handwerker, der kleine Gutsbesitzer, der Kaufmann, der Beamte, der Professor muss heirathen, damit eine Wirthin vorhanden sei, welche die Haushaltung ordentlich führe, während der Mann seinem Berufe nachgeht. Er wünscht daher, dass seine Gattin sparsam, reinlich, ordnungsliebend sei und vor ihrem Gatten so viel Achtung hege, dass sie nicht zanke; er bedarf zur Glückseligkeit nicht mehr, die Gewöhnung an einander erhält oder bringt die Liebe. Der grosse Herr dagegen braucht eine Gattin, welche es versteht den Glanz des Hauses aufrecht zu erhalten, Gesellschaften zu empfangen und entweder durch Liebenswürdigkeit oder durch Stolz den Namen der Familie oder die Würde des Amtes geziemend zu vertreten. Bei solchen Verhältnissen muss die Frau elegant sein, bis zur Verschwendung, sie muss sich durch Schönheit, durch Geist, oder durch ihr Benehmen auszeichnen und wissen, was sie dem Namen und Rufe ihres Gatten schuldig ist. Hegt sie für ihren Gatten Neigung, so ist es um so besser, doch darf sie diess vor der Welt nicht merken lassen, denn man hält diess in der Gesellschaft, — und die Gesellschaft, nicht die

Familie, ist ja der heimische Kreis der grossen Dame, — für eine lächerliche, bürgerliche Sentimentalität. Ich hegte jedoch vom ehelichen Leben höhere Begriffe. Das eheliche Glück ist nur dann vollkommen, wenn Mann und Frau einander auch geistig ergänzen, wenn die Frau die Bestrebungen und Ideale ihres Gatten begreift und billigt, wenn ihre Ansichten hinsichtlich der höchsten Aufgaben des menschlichen Lebens in Religion und Politik von einander nicht abweichen, wenn die Frau den Gatten anspornt, ihn in den Stunden des Verzagens tröstet, ihm unter allen Umständen treu zugethan bleibt, ihr Wesen mit dem seinen verschmelzen lässt und in der That seine Ehehälfte, das heisst in jeder Beziehung die Hälfte des Mannes ist. Bei solchen Verhältnissen vermag der Mann, wenn seine Gattin selbst von zarterer Konstitution ist, ihre nervöse Erregbarkeit, welche sonst den häuslichen Frieden oft trübt, leicht ertragen.

Als ich aus Italien zurückkehrte fühlte ich mich in Eperies nicht heimisch. Die Komitatsangelegenheiten waren kleinlich, das gesellige Leben flach. Es interessirte mich sehr wenig, welche der Familien Péchy, Szinnyey oder Berzeviczy das Uebergewicht besitze und in Folge meiner oppositionellen Gesinnung war das Sároser Komitat nicht geeignet, mir als Stufenleiter zu einer vom ganzen Lande geachteten Stellung zu dienen. Im Kartenspielen war ich ganz unbewandert, die Gespräche über das Wetter, über den Saatenstand und über kleinliche Komitatsintriguen langweilten mich, das Geplauder und die Intriguen der Frauenkreise interessirten mich nicht. Ein dunkles Gefühl sagte mir, dass wir am Vorabende grosser Ereignisse stünden, und ich sehnte mich nach einem höheren Standpunkte,

von welchem aus ich mich über den Stand der Dinge orientiren könnte. — Der Gesichtskreis des Eperieser Lebens war so eng, dass ich darin nicht recht Platz fand, meine Seele konnte sich nicht nach Belieben dehnen und strecken. Ich ging daher nach Wien, um dort den Winter zuzubringen, denn ich wusste, dass das Schicksal unserer Nation sich stets dort entscheide, obwohl Kurzsichtige glaubten, dass diess in unserer Hauptstadt geschehe.

In Wien nahm ich bei meinem alten Freunde Ludwig Németh Wohnung. Németh war als Hofagent mit aller Welt bekannt und in den ungarischen Regierungskreisen, bei der ungarischen Beamtenkolonie, in der Wiener Gesellschaft zweiten Ranges, bei Banquiers und Geschäftsleuten, von den Millionären Sina und Rothschild bis zum Hunderttausender Megyaszay gerne gesehen. An den Hof und in die Kreise der hohen österreichischen Aristokratie gelangte nur die Crême der ungarischen Magnaten, doch betrachtete man auch sie dort immer nur als Fremde. — Németh war ein wahrer Vormund aller Ungarn, welche die Hofkanzlei aufsuchten, er kannte oben und unten Jedermann, sein liebenswürdiges Wesen hatte ihn zum Hofagenten prädestinirt.

Er hatte sich schon im Jahre 1836 um diese Stellung beworben, Jeder versprach ihm die Ernennung, auch der Vicekanzler Eötvös; allein in der entscheidenden Sitzung trat Eötvös nachdrücklich für Csarada ein, der in Folge dessen, mit Uebergehung Németh's, an erster Stelle vorgeschlagen und auch ernannt wurde. Németh nahm diess dem Vicekanzler übel und als er mit ihm eines Tages zusammentraf, sagte er zu Eötvös, der ihm sein Bedauern ausdrückte, mit einiger Bitter-

keit, dass Viele ihm ihre Unterstützung versprochen, allein später ihr Wort nicht eingelöst hatten. Eötvös gab ihm Recht, bemerkte jedoch, indem er ihn seiner Gewohnheit gemäss bei einem Rockknopfe packte:

— Amice carissime, ich musste Csarada unterstützen, denn er hatte ausser mir keinen Gönner, während Sie schon an Ihrem angenehmen Aussehen einen Pass besitzen, mit dessen Hilfe Sie wo immer hin gelangen können.

— Vorausgesetzt, entgegnete Németh, dass man ihn nicht so visirt, wie Er. Excellenz es that.

Németh wurde übrigens bei der nächsten Apertur in der That ernannt und in kürzester Zeit war er mehr in Anspruch genommen, als selbst die älteren Agenten. — Ich brachte mit ihm einen grossen Theil meiner Zeit im Kreise der höheren ungarischen Beamten zu, die in Wien eine echte ungarische Kolonie bildeten, in welcher man kaum daran erinnert wurde, dass man sich im Auslande befinde. Dort kamen auch meine deutschen Zeitungsartikel zur Sprache, über welche sich trotz meines oppositionellen Standpunktes selbst Bartal anerkennend äusserte; er lobte namentlich den ungarischen Geist, welcher sie charakterisirte. Er sagte unter Anderem, dass solche Artikel nothwendig seien, denn die ungarischen Verhältnisse seien nicht nur dem fernen Auslande, sondern auch der Wiener offiziellen Welt und selbst den Staatsräthen unverständlich. Hierauf erwiederte Németh, dass er doch einen Deutschen kenne, welcher in den ungarischen Fragen vollkommen zu Hause sei, nämlich den Hamburger Ministerresidenten Graffen.

— Diesen Mann muss ich kennen lernen, rief ich dazwischen.

— Ich will Dich ihm recht gerne vorstellen; wir können mit ihm an jedem Donnerstag und Montag in den Soiréen des Banquiers Walter zusammentreffen. An den Donnerstagen gehe ich wohl nicht hin, weil damals Musiksoiréen im hohen Style stattfinden und da ist während der Musik jedes Wort, ja jedes Flüstern verpönt, denn Fräulein Walter ist eine gründliche Musikkennerin und eine vollkommene Virtuosin; aber am nächsten Montag kann ich Dich dort einführen.

Nach diesen Worten Németh's lobten alle Mitglieder der Gesellschaft der Reihe nach das erwähnte Fräulein, welches vor einem Jahre das grosse Loos mit 200.000 Gulden gewonnen habe und sich unter den Wiener Mädchen durch seine ernsten Kenntnisse auszeichne, ohne doch ein Blaustrumpf zu sein.

Am nächsten Montag begaben wir uns in die Vorstadt Landstrasse, wo wir am oberen Ende eines schönen geräumigen Gartens, dem jetzigen geologischen Institute gegenüber, vor einer pallastartigen Villa anhielten. Wir fanden im ersten Stockwerke in einem geräumigen Saale eine grössere Gesellschaft, doch war Graffen diesmal nicht anwesend. Németh stellte mich der Frau und dem Fräulein Walter vor, doch beachtete ich sie wenig, denn ich begegnete hier einer Freundin, die ich seit zwei Jahren nicht gesehen hatte. Ich nahm daher neben ihr Platz und sprach während des ganzen Abends hauptsächlich mit ihr.

Die andere Tochter des Hauses, eine Nichte Walter's, die Gräfin Bréda hatte aus Gesundheitsrücksichten dieser Soirée nicht beigewohnt. Als ihr Gatte nach Hause kam, fragte sie ihn, was es Neues gebe?

— Dass Therese heirathen wird, war die Antwort.

— Wie das?

— Pulszky liess sich vorstellen; er und Therese werden gewiss ein Ehepaar werden.

— Hat er Therese stark den Hof gemacht?

— Im Gegentheile. Sie haben einander kaum wahrgenommen, allein Du weisst ja, dass Therese überspannt ist, Pulszky ist ebenfalls ein Narr und da ist es unmöglich, dass sie einander nicht bemerken und nicht verstehen sollten.

IV.

Der berühmte volkswirthschaftliche Schriftsteller Friedrich List, der gelehrte Apostel der mässigen Schutzzölle, hielt sich damals in Wien auf, wo seine schöne Tochter an den reichen Fabriksbesitzer Pacher verheirathet war. Er hielt Vorlesungen, in welchen er sich mit der Frage des Eisenbahnnetzes beschäftigte. Auch ich widmete meine Aufmerksamkeit diesem Gegenstande.

Die Eisenbahnen vermochten auf dem europäischen Kontinente nur langsam Fuss zu fassen. Nur Belgien folgte dem Beispiele England's und Amerika's, wo es schon ein Netz von Eisenbahnen gab. Frankreich, Deutschland und Oesterreich waren noch weit zurück, denn die Polizeistaaten konnten sich mit dem raschen Verkehr nicht befreunden; sie besorgten, dass die Eisenbahnen das Passsystem unhaltbar machen würden und dass es nicht möglich sein werde die Verbreitung der liberalen — oder wie man damals zu sagen pflegte — der revolutionären Ideen zu verhindern. In Oesterreich war blos die Nordbahn ausgebaut, welche einerseits nach Berlin und Hamburg, andererseits nach Warschau führte; die Südbahn, welche die Verbindung mit Triest vermitteln sollte, vorläufig aber blos bis Laibach reichte,

war der Vollendung nahe; in Ungarn endlich hatte man den Bau der Linie Pest—Wien kaum begonnen. Kossuth richtete sein ganzes Streben dahin, dass Ungarn mit Fiume verbunden werde; Kreuter, ein junger, sehr geschickter bairischer Ingenieur war von ihm für die Vermessung der Linie Vukovár—Fiume gewonnen. Széchenyi war den Eisenbahnen nicht gewogen und schenkte der Verbindung mit Fiume keine Beachtung. Er gab den Wasserstrassen den Vorzug; deshalb machte er seinen Einfluss in der Richtung geltend, dass die Donau - Dampfschifffahrtsgesellschaft die Zahl ihrer Dampfschiffe vermehre und auch auf der Theiss und Save regelmässige Fahrten einrichte, das Hauptgewicht aber legte er auf die Donau und auf die Verbindung mit dem schwarzen Meere und seinen Häfen. Er war der ganz richtigen Ansicht, dass die Donau der Wegweiser für die auswärtige Politik der Monarchie sei, sie bezeichne die Richtung, in welcher unsere auswärtige Politik ihre Thätigkeit und ihren Einfluss ausdehnen sollte, damit unser Handel die Provinzen an der unteren Donau für die Industrie der Monarchie gewinne. In Folge dessen beschäftigte er sich fortwährend mit der Beseitigung der Hindernisse, welche den Verkehr auf der unteren Donau erschweren. Er erbaute als königl. Kommissär die grösstentheils in die Felsen gesprengte Strasse, welche dem linken Donau-Ufer entlang die Stromschnellen von Kazan, Izlas und Greben umgeht und bis Orsova führt. Sie ist ein würdiges Seitenstück der Trajan-Strasse, deren Ueberreste sich ihr gegenüber am rechten Donau-Ufer hinziehen. Die neue Regierung unterstützte ebenfalls die Pläne Széchenyi's, doch konnte sie von der kaiserl. Kammer nur einen geringen Jahresbeitrag zur Ausführung dieses wichtigen Unternehmens

erlangen. Um das Eisenbahnnetz kümmerte sich der grosse Graf wenig, obwohl der Landes-Agrikulturverein einen darauf bezüglichen Plan, ja selbst einen Gesetzentwurf ausgearbeitet hatte. Das Privatkapital betheiligte sich zu jener Zeit an den Eisenbahn-Unternehmungen noch nicht, obwohl die finanziellen Resultate der Nordbahn die Erwartungen übertrafen, die Regierung aber hielt es für genügend, wenn sie mit Rücksicht auf die Finanzkraft des Staates die Südbahn über den Semmering und Karst auf Staatskosten bauen liess.

Da ich hinreichend freie Zeit hatte, schrieb ich ein Memorandum über die Richtung der nothwendigen ungarischen Eisenbahnen. Ich machte darin die ungarische Regierung aufmerksam, dass sie durch die Feststellung und den Beginn des Baues eines Eisenbahnnetzes die materielle Lage des Landes bedeutend verbessern, Zufriedenheit hervorrufen und sich beliebt machen würde, was ihr in der That sehr Noth thäte; ich bemerkte ferner, dass die 100 oder 200 Millionen, welche zur Durchführung dieses Planes nicht auf einmal, sondern im Laufe der Jahre ausgegeben werden müssten, jedenfalls besser investirt wären, als wenn man diese Summe zur Unterdrückung eines Aufstandes oder eines inneren Krieges ausgeben müsste. Ich hatte die Beschuldigung, dass wir revolutionären Tendenzen huldigten, in den Wiener Kreisen so oft gehört, dass ich sie nun ebenfalls mit der Revolution schreckte. Wirkner lobte mein Memorandum; er that es vielleicht aus dem Grunde, weil er glaubte, dass ich zur Regierungspartei übergehen wolle. Er hatte auch Szemere, dessen knappe materielle Verhältnisse ihm bekannt waren, dazu bewogen, dass er sondirte, ob man ihn nicht zum Hofsekretär bei der Hofkanzlei ernennen

würde, wenn er sich um diese Stelle bewürbe. Man hielt dies schon für eine recht hohe Stelle, da sie die Aussicht eröffnete, dass der Betreffende zum Referendar avanciren könne. Dies war damals die höchste Stellung, nach welcher ein mittelmässig begüterter ungarischer Adeliger streben konnte; nur der königl. Personal stand höher. Zum Judex Curiae, zum Kammerpräsidenten, zum Vicekanzler wurden nur in Ausnahmsfällen Adelige ernannt, denn die Präsidentenstellen waren für die Magnaten vorbehalten. Apponyi nahm mein Memorandum entgegen, doch liess er es wahrscheinlich in den Papierkorb wandern und da die Regierungsmänner, mit denen ich zusammenkam, meiner Denkschrift mit keinem Worte gedachten, veröffentlichte ich sie später im „Pesti Hirlap."

V.

Am nächsten Montage begab ich mich etwas früher in das Palais Rasumoffsky — so hiess die Walter'sche Villa nach ihrem ersten Besitzer — wo ich nur wenig Gäste im Salon versammelt fand. Fast gleichzeitig mit mir war der englische Legationssekretär Mr. Clarke eingetreten, der dem Fräulein dankend ein Buch zurückgab, welches ihm geliehen worden war. Ich hatte die üble Gewohnheit, jedes Buch, welches ich auf einem Tische liegen sah, in die Hand zu nehmen; ich blickte auch in dieses Buch hinein und fand, dass es Guizot's berühmtes Werk „Histoire de la civilisation" war. Da ein solches Werk nicht in die Reihe der Bücher gehört, welche man gewöhnlich auf den Tischen moderner Salons zu finden pflegte, so fragte ich Fräulein Therese, ob sie es gelesen habe?

— Natürlich habe ich es gelesen.

— Das ist ja ein sehr ernstes Werk, welches nicht so sehr unterhält, als vielmehr ermüdet und Ideen weckt.

— Setzen Sie denn von mir voraus, dass ich nicht im Stande sei mich mit einem ernsten Buche zu beschäftigen?

Ich war überrascht und suchte nun eine Gelegenheit zu einem längeren Gespräche mit dem sehr hübschen, schwarzlockigen und schwarzäugigen Mädchen, bei welchem ich einen so hohen Grad von Bildung fand, wie bisher kaum bei einem Anderen. Die Familie Walter brachte seit mehreren Jahren die Sommermonate stets in Bädern zu, im Winter aber erschienen alle bedeutenden Ausländer, welche Wien besuchten, auf ihren Soiréen, sie kannte daher beinahe alle ausländischen Schriftsteller, Künstler und Staatsmänner, darunter Mehrere, mit denen auch ich bekannt war. Es boten sich daher für unsere Gespräche viele Berührungspunkte. Am meisten überraschte es mich, dass Fräulein Therese auch die Beilage der „Allgemeinen Zeitung" las und meinen Artikel kannte. Später schloss sich uns auch Graffen, ein ältlicher Herr, der Vertreter der freien Hansestadt Hamburg an, der natürlich in der hohen Politik keine Stimme hatte, jedoch Alles erfuhr was vorfiel und was er mit scharfem Auge wahrgenommen hatte, mit schneidenden, treffenden Worten in ausserordentlich anziehender Weise zu besprechen wusste. Wir pflogen daher ein höchst angenehmes Gespräch und da ich nicht blos zu sprechen, sondern auch gut zuzuhören verstehe und Niemand in's Wort falle, hatte sich unsere kleine Gesellschaft in einem Winkel des Saales wahrscheinlich viel besser unterhalten, als die andern zahlreichen Gäste.

Als ich nach Mitternacht nach Hause ging, hatte ich schon entschieden, dass Therese meine Gattin werden sollte, wenn ihr Wille mit dem meinen übereinstimmen würde. Einige Tage später war ich vom Hof-Agenten Jurkovich zu einem Hausball geladen, wo ich Gelegenheit hatte mit Fräulein Therese zu tanzen und länger mit ihr zu sprechen. Ich wurde in meinem Entschlusse noch mehr bestärkt. Am nächsten Montag erschien ich wieder im Palais Rasumofski um Abschied zu nehmen, denn am Dienstage reiste ich mit dem Dampfschiffe nach Pest, von wo ich nach Eperies eilte, um meiner Mutter zu sagen, dass ich zu heirathen beabsichtige, und um sie zu fragen, ob sie etwas einzuwenden hätte, wenn ich eine deutsche Schwiegertochter in das Haus brächte.

Ist sie Protestantin? war die Gegenfrage meiner Mutter, und als sie hörte, dass Therese zur reformirten Kirche gehöre, bemerkte sie, dass ich nicht für sie, sondern für mich heirathe, ich möge daher mein Glück dort suchen, wo ich es am sichersten zu finden glaube, nur wünsche sie im Sinne meines Vaters, dass hinsichtlich der Religion in der Familie keine Verschiedenheit der Ansichten herrsche. Der alte Herr hatte es mir noch in seinem Testamente an's Herz gelegt eine protestantische Gattin zu wählen und kein Regierungsamt anzunehmen. Fejérváry war ausserordentlich erfreut als er erfuhr, dass ich eine Wienerin heirathen wolle, denn nun glaubte er sicher zu sein, dass ich nicht im Sumpfe des alltäglichen Komitatslebens und der Landwirthschaft auf dem Dorfe versinken werde. Er war stolz auf mich, weil er mich erzogen zu haben meinte, und es entsprach durchaus nicht seinen Wünschen, dass aus mir nichts Anderes

werden sollte, als ein oppositioneller, zuweilen einen Zeitungsartikel schreibender Gerichtstafelbeisitzer.

Am vierten Tage sass ich wieder im Eilwagen und ohne mich in Pest aufzuhalten reiste ich direkt nach Wien. Ich kam an einem Donnerstag Morgens an, und da es der Tag der Musiksoiréen im Walter'schen Hause war, eilte ich Abends dorthin. Therese begleitete auf dem Harmonium irgend einen berühmten Claviervirtuosen, als ich, um Niemand zu stören, leise und schweigend eintrat. Sie bemerkte mein Eintreten und erröthete; ich betrachtete dies als ein gutes Zeichen.

VI.

Unter den Gästen befand sich auch ein langjähriger Freund Fejérváry's, der alte Baron Fechtig, ein eigenthümlicher Typus der Vergangenheit. Er zeichnete sich durch viel Verstand, noch mehr durch seinen Leichtsinn, am meisten aber durch sein Glück aus. Man hatte schon mehrmals geglaubt, dass er unbedingt dem Ruine verfallen sei; doch verstand er es immer sich durch seine Findigkeit aus den misslichsten Verhältnissen zu befreien. Er hatte einst Lengyeltóti gepachtet, wo er ein ausserordentlich schönes arabisches Gestüt hielt: dieses Gestüt war der Schwerpunkt seiner ganzen Wirthschaft. Da riss eine neue Mode die Herrschaft an sich, man begann nur englische Vollblutpferde zu schätzen und zu kaufen, das edle arabische Blut aber wurde nicht mehr berücksichtigt. Trotzdem gelang es Fechtig sein ganzes Gestüt an Mann zu bringen, die Regierung Louis Philipp's kaufte es ihm für theures Geld ab. Seine Gattin war eine Enkelin jenes Faraone Cassis, der zur Zeit des Kaisers Josef

als Defterdar des Pascha von Aegypten ein grosses Vermögen erwarb und dem, als der Pascha ihn stranguliren lassen wollte, um sich in den Besitz seiner Schätze zu setzen, glücklich gelang nach Triest zu entkommen, wohin er seine Capitalien schon früher in Sicherheit gebracht hatte. Der Sultan forderte, dass man ihn ausliefere, allein Kaiser Josef fand, dass es nicht politisch sei solche Ausländer, welche Millionen in das Land bringen und sie hier anlegen, — Cassis hatte nämlich Aquileja gekauft, — auszuliefern; lieber erhebe er ihn in den Grafenstand. Fechtig's Vater, der eine Zeit lang der eine Lehrer des Kaisers Franz und später Präsident des obersten Gerichtshofes war, fand an den Unternehmungen seines Sohnes keine Freude und als sein erstes Enkelkind geboren wurde, wollte er den Knaben zu sich nehmen, damit er eine solide Erziehung erhalte. Allein unser alter Freund willigte nicht ein, sondern sagte es seinem Vater rund heraus, dass sein Erziehungssystem schlecht sei, wie dies seine, des Sohnes, Erziehung bewiesen habe; er wolle daher den Knaben nicht dem Grossvater anvertrauen, sondern er werde ihn selbst erziehen, damit der Knabe ein tüchtigerer Mann werde, als sein Vater. Da Fechtig ein alter Freund des Hauses Walter war und sich mir gegenüber stets als mein warmer Gönner bewiesen hatte, freute er sich, dass er mit mir eben hier zusammengekommen war, dann begann er gleich Fräulein Therese als die Perle aller Wiener Mädchen vor mir zu loben. Es war nicht nothwendig, mich auf sie aufmerksam zu machen, denn ich war ohnehin in sie verliebt. Ich musste jedoch bald wahrnehmen, dass ich nicht der einzige Bewerber sei, denn Therese war ein gefeiertes Mädchen. Alle jungen Tonkünstler und Maler

schwärmten für sie, weil sie nicht nur ausgezeichnet Klavier spielte, sondern auch recht hübsche Landschaften malte. Hammer-Purgstall, der alte berühmte Orientalist schrieb fortwährend an sie gerichtete Liebeslieder; ein reicher Amerikaner, ein englischer Arzt, ein griechischer Banquier, ein französischer Fabriksbesitzer, ein schwedischer Diplomat, ein schweizer Kapitain und ein russischer Fürst hatten der Reihe nach von ihr Körbe bekommen, jedoch in so liebenswürdiger Weise, dass das freundschaftliche Verhältniss dadurch nicht alterirt wurde. Auch jetzt warben ein Frankfurter Millionär und ein Fürst Skanderbeg um ihre Gunst. Hinsichtlich des Letzteren sagte ich, dass er wahrscheinlich ein Schwindler sein dürfte, denn Skanderberg sei nicht ein Familienname, sondern die türkische Benennung des ehemaligen Fürsten von Epirus, Georg Castriotta, des Freundes Johann Hunyady's, dessen einziger Sohn als der letzte Sprosse seiner Familie bei der Vertheidigung der Insel Rhodus fiel. Das ist alles wahr, erwiederte Graffen, allein der Gast, von welchem wir sprechen wurde durch den russischen Gesandten vorgestellt und ist in der That ein russischer Fürst, der den Namen Skanderbeg Castriotta führt und Ansprüche auf Albanien erhebt. Der russische Hof hat stets solche Prätendenten in Reserve, um sie nach Bedarf benützen zu können. Und in der That suchte mich einige Jahre später in London ein bosnischer Herr auf, welcher sich Niemanovics nannte, mit der russischen Gesandtschaft in Verbindung stand und als ein Nachkomme der bosnischen Königsfamilie Nieman eine gewisse Rolle spielte, während man doch weiss, dass diese Familie längst ausgestorben ist.

Meine Nebenbuhler flössten mir keine Besorgnisse

ein. Der Frankfurter Millionär war wohl ein hübscher junger Mann, doch hegte er zu seinen Millionen ein zu grosses Vertrauen, als dass Therese an ihm hätte Gefallen finden können. Der albanesische Prinz dagegen besass grössere Vorzüge, denn er war in der Musik bewandert, während ich in dieser Beziehung sehr unwissend bin. Er schrieb recht nette französische Verse, welche er dann für das Klavier in Musik setzte, selbst vorspielte und sang, während ich unterdessen ermüdet einschlief.

Am Montag war ich zugleich mit Fechtig von der Familie Walter zum Mittagessen geladen. Ausser uns waren auch die Magyarenfresser Schmerling und Sommaruga, — auch der Hausherr hatte die Ungarn nicht besonders gerne, — Bauernfeld und die ausgezeichnete Schauspielerin Rettich mit ihrem Gatten anwesend. Die Konversation bewegte sich um Literatur und Dramaturgie. Sommaruga, der zu jener Zeit stets für Shakespeare schwärmte und auch eine Shakespeare-Gesellschaft zusammengebracht hatte, in welcher die Dramen des englischen Dichters im Original gelesen und dann in deutscher Sprache kommentirt wurden, fand, dass es schön wäre auch hier ein Shakespear'sches Drama mit entsprechender Rollenvertheilung zu lesen. Frau Walter fand an dem Vorschlage Gefallen und bat Sommaruga, er möge bis zum nächsten Montag ein Stück aussuchen, welches unsere Kräfte nicht überstiege; er kenne ja die Gesellschaft, welche sich gewöhnlich einzufinden pflege. Therese entledigte sich während des ganzen Abends ihrer Aufgabe als Tochter des Hauses mit besonderem Takte; sie wechselte mit Jedem einige Worte und wusste stets Diejenigen zusammen zu bringen, die zu einander passten, so dass Alle sich

wohl fühlten; nur ich fand keine Gelegenheit mit ihr länger als einige Augenblicke zu sprechen, und doch hätte ich ihr so viel zu sagen gehabt, dass hiezu mehr als einige Augenblicke nöthig gewesen wären, ja dass selbst eine Stunde nicht genügt hätte. Als ich meine Reconnaissancevisite machte, war Niemand zu Hause, während der Musiksoirée am Donnerstage aber fand sich wieder keine Gelegenheit zu einem vertrauten Gespräche.

Am nächsten Montag schlug Sommaruga vor, den Mittsommernachtstraum zu lesen. Alle stimmten zu, die Rollen wurden vertheilt, ich wählte für mich die Rolle des Schnuck und versprach recht brav zu brüllen, nur bemerkte ich, dass ich keinen deutschen Shakespeare zur Hand habe. „Ich werde Ihnen sogleich ein Exemplar geben“ sagte Therese. Sie verliess den Salon, ich eilte ihr nach und ergriff ihre Hand mit den Worten: „Ich liebe Sie, wollen Sie mein sein?“ Sie erschrak, erröthete, entzog mir die Hand; „Sprechen Sie morgen mit meiner Mutter“ rief sie und eilte in die Bibliothek. Ich kehrte mit gleichgültiger Miene in den Salon zurück, nach mir kam Therese mit dem Buche. Niemand ahnte, dass unser Schicksal entschieden sei.

Nachts vermochte ich nicht zu schlafen. Zur Mittagsstunde fand ich mich im Palais Rasumofski ein, wo Frau Walter mich sehr freundlich empfing. Sie war eine ausserordentlich kluge und wenn sie wollte sehr liebenswürdige Dame. Ihre Tochter hatte meinen Besuch schon angekündigt. Frau Walter erklärte ganz offen, dass sie, obwohl sie mich noch kaum genau kenne, meiner Bitte gerne entsprechen wolle, allein es sei noch immer ein ernstes Hinderniss vorhanden, ihr Gatte liebe die Ungarn nicht und habe von meinen

Absichten keine Ahnung; allerdings hatten wir bisher ausser den üblichen Begrüssungen kaum einige Worte gewechselt; sie werde ihn vorbereiten, am nächsten Morgen möge ich ihn in seinem Komptoir in der Stadt aufsuchen, jetzt aber dürfe ich mich in den Garten begeben, wo Therese auf und ab gehe.

Es wäre vergebliche Mühe nieder zu schreiben, was wir damals mit einander sprachen. Wer diese seligen Augenblicke erlebt hat, der kennt deren Wonne, wer sie aber nicht kennt, der begreift es nicht, welche Seligkeit ein Blick, ein Wort, ein Händedruck bietet.

Am folgenden Morgen begab ich mich in Walters Komptoir. Ich wusste nicht, in welcher Weise ich vor dem alten Herrn meine Bitte aussprechen sollte; ich war jedoch kaum eingetreten, als er mir um den Hals fiel, mich küsste und mit Thränen in den Augen sagte, dass dies der schönste, glücklichste Augenblick seines Lebens sei; er lebe nur für seine einzige Tochter, deren Glück er mir anvertraue, und er hege die Zuversicht, dass ich diesem Vertrauen entsprechen werde, denn Therese habe ihm gestanden dass sie mich liebe, und dass sie nie die Gattin eines Anderen sein wolle.

VI.

Die förmliche Verlobung fand am 1. Mai statt. Zum Mittagessen waren die intimen Freunde der Familie geladen, Abends aber veranstalteten Theresens Verehrer zur angenehmen Ueberraschung der Braut unter Mitwirkung ausgezeichneter Musiker eine herrliche Serenade im Garten und mit dem Einbruche der Nacht ein glänzendes Feuerwerk. Die Hochzeit wurde auf die erste Woche des August anberaumt. In der Zwischen-

zeit wurde ich mit geselligen Kreisen Wiens bekannt, mit denen ich bisher noch kaum in Berührung gekommen war und zu meinem grossen Erstaunen fand ich in dieser Metropole der materiellen Interessen und der Leichtlebigkeit bei Weitem mehr wissenschaftlich reiche, gründlich denkende und politisch gebildete Männer, als man in Ungarn ahnte. Die Geldmänner hatten natürlich einen viel weiteren Gesichtskreis als die hervorragendsten Mitglieder unserer Deputirten-Kreise; die Richter an den höheren Gerichtshöfen, mit denen ich durch den Landesgerichtspräsidenten Breda bekannt wurde, waren viel gründlichere Juristen, als die Mitglieder unserer Curie und im juridisch-politischen Leseverein war ich Zeuge einer so freisinnigen Konversation, dass sie selbst in das Pester Kasino gepasst hätte, wo Széchenyi das Wort führte.

Baron Hammer-Purgstall erzählte mir, wie lange er für die Errichtung der Wiener Akademie der Wissenschaften zu kämpfen hatte, bis endlich Metternich nach langem Widerstand einwilligte, denn Metternich erblickte selbst in der Erörterung wissenschaftlicher Fragen Gefahren und unter Franz durfte man daran gar nicht denken. Unter seiner Regierung war schon der Name an sich verdächtig, deshalb durfte auch Széchenyi nur eine „Gelehrte Gesellschaft“ und nicht eine „Akademie“ gründen. Auch mit dem Grafen Andrian wurde ich bekannt, der später anonym ein recht geschickt verfasstes Werk „die Zukunft Oesterreichs“ herausgab. Dieses Buch wurde in Leipzig gedruckt und in Wien verboten, trotzdem befand es sich in den Kreisen der höheren Mittelklasse in allen Händen und machte auf die Gemüther einen tiefen Eindruck. Die Gedichte des Grafen Anton Auersperg „Spaziergänge eines

Wiener Poeten," welche unter dem Pseudonym Anastasius Grün erschienen, fanden trotz aller Verbote des Grafen Sedlnitzki selbst in den unteren Schichten der Gesellschaft Verbreitung. Auch mit dem Baron Dobblhoff, den man für sehr freisinnig hielt, und mit mehreren Anderen, die bald darauf mehr oder minder bedeutende Rollen spielten, traf ich zusammen. Sehr tief betrübte mich die Antipathie gegen Ungarn, welche allgemein herrschte. Sie entsprang nicht blos daraus, dass man in Wien die ungarischen Verhältnisse und die freisinnige Tendenz der ungarischen Opposition nicht kannte, sondern vielmehr aus dem Umstande, dass in Wien selbst die übrigens nicht zahlreichen Mitglieder der Aristokratie, welche sich der liberalen Bewegung angeschlossen hatten, sich als kosmopolitische Bürger des XIX. Jahrhunderts fühlten. Die Bewegung ging vom bürgerlichen Mittelstande aus, während bei uns statt dieses Mittelstandes nur ein geistig beschränktes Spiessbürgerthum vorhanden war und alle Faktoren der freisinnigen Bewegung nicht nur zum Adel gehörten, sondern sich auch mit seinen ritterlichen Tugenden und Fehlern brüsteten. Aus diesem Umstande entsprang, obwohl die Prinzipien diesseits und jenseits der Leitha identisch waren, die Abneigung der sparsamen und ordnungsliebenden, vorsichtigen deutschen Mittelklasse gegen die gastfreundlichen, oberflächlichen, verwegenen, zur Verschwendung und Ordnungstörung stets geneigten ungarischen Adeligen. Bürger und Kavaliere passen eben nicht zu einander. Die Wiener Deutschen waren auf das volkswirthschaftliche und intellektuelle Gewicht ihrer Klasse stolz, wogegen bei den Ungarn die Individualität sich stärker entwickelte; selbst der ungarische Bauer hat eine edle und würdevolle Haltung, was die

unterwürfigere Natur des arbeitsamen Deutschen ärgert. Die Deutschen hegen dieselbe Antipathie auch gegen die Polen, weil diese ebenfalls eine ritterliche Nation sind, deren geringer Ordnungssinn mit der pedantischeren Natur der Deutschen sich nicht verträgt. Wir können die Berechtigung der deutschen Auffassung nicht in Abrede stellen, denn die Ritterlichkeit macht wohl das Individuum interessanter, besonders in den Augen der Frauen, allein in unserem Zeitalter, in der modernen Gesellschaft, welche fühlt, dass die Gegenwart dem Bürgerthume gehöre, die Zukunft aber dem Volke gehören werde, hat sie sich überlebt. Man vermag dies in Ungarn nicht zu begreifen, wir affektiren noch immer, als die Don Quichottes Europa's, die Ritterlichkeit, während doch die deutsche Reformation und die französische Revolution das Ritterthum längst gebrochen haben, welches in Folge seiner glänzenden, romantischen, theatralischen Erscheinung dort, wo seine Traditionen noch vorhanden sind, mit dem prosaischen, kleinlichen und egoistischen Mittelstande keinen Bund schliessen kann. Allerdings erblicken wir beim Mittelstande oft das Streben nach dem Adelsprädikate, allein er hasst trotzdem das Wesen des Adelsstandes; er erkennt nur die an den Rechten der Erstgeburt festhaltenden Grossgrundbesitzer als Aristokraten an; diese achtet er, weil sie ebenfalls eine abgeschlossene Klasse bilden und in Folge ihrer Erziehung politisch unbehilflich sind. Obwohl die Wiener sich mir gegenüber sehr freundlich benahmen, und obwohl ich diese Freundlichkeit entsprechend erwiederte, waren wir doch nicht im Stande das Gefühl, dass wir bis zu einem gewissen Grade einander fremd gegenüber standen, zu überwinden.

Am wenigsten war die Antipathie gegen Ungarn bei den Geldfürsten wahrnehmbar, bei Rothschild und Sina, mit denen ich zuweilen zusammenkam. Rothschild hatte mich gerne, weil ich ein Kunstkenner, Sina aber weil ich der Neffe Fejérváry's, seines alten Bekannten war. Die ungeheuren Geldsummen machen ihren Besitzer zum Kosmopoliten, und diese begreifen und benützen die bürgerliche Sparsamkeit und Pünktlichkeit der Deutschen ebenso wie die ritterliche Verschwendung der Ungarn.

Der Ursprung des riesigen Vermögens dieser zwei Häuser war für mich ein interessantes Thema. Man erzählte mir darüber in Wien Folgendes.

Der alte Rothschild, der die ersten Millionen erwarb, gehörte nicht zur jüdischen Aristokratie, wenn man unter dieser Bezeichnung diejenigen Familien versteht, deren Mitglieder theils als Banquiers der deutschen Fürsten, oder wie man sie im vorigen Jahrhunderte nannte als Hofjuden, theils aber durch mehrere Generationen als berühmte Aerzte in der christlichen Gesellschaft eine Stellung errungen hatten. Rothschild's Stellung war, trotz seines ziemlich bedeutenden Reichthums, eine bescheidenere. Er besuchte mit seinen Frachtwägen, welche mit ausländischen, englischen und französischen Waaren beladen waren, die grossen Märkte und die Höfe der Fürsten, deren allgemein beliebter Lieferant er ward. Der Kurfürst von Hessen gewann ihn als ausgezeichneten Schachspieler lieb, mit dem er gerne einige Partien spielte, wenn Rothschild mit seinen Waaren nach Kassel kam. Als die Armeen der französischen Republik in den neunziger Jahren sich der Stadt Kassel näherten und ihr Einmarsch nicht mehr verhindert werden konnte, befand sich Rothschild zufälliger

Weise dort. Der Kurfürst, der einen sehr bedeutenden Privatschatz besass, indem er während des amerikanischen Freiheitskrieges seine Regimenter für theures Geld an England verkauft hatte, war in nicht geringer Verlegenheit, wie er sein Geld sicher unterbringen sollte. Er vertraute daher sechs Millionen Rothschild an, mit der Bedeutung, dass dieser nach der Vertreibung der Franzosen aus Kassel, (denn der Kurfürst war fest überzeugt, dass er früher oder später zurückkehren werde) die ganze Summe pünktlich zurückzahle; andere sechs Millionen gab er dem deutschen Kaiser und dem Reiche als Darlehen. Er war neugierig, wer der ehrlichere Schuldner sein werde, der Kaiser oder der Jude. Lange musste er auf die Befriedigung seiner Neugier warten, aber endlich konnte er doch im Jahre 1813 nach der Schlacht von Leipzig, mit der Armee der Alliirten, in Kassel seinen Einzug halten. Rothschild erwartete den Fürsten schon in der Stadt, um ihm das Kapital und die mittlerweile aufgelaufenen Zinsen pünktlich zu übergeben. Der Kurfürst dankte für die Pünktlichkeit und übernahm das Kapital, allein die Zinsen wies er zurück, denn er habe das Geschäft als ein Deposit, nicht als ein Darlehen betrachtet und sei dabei noch immer besser gefahren, als mit dem Darlehen, welches er dem römischen Kaiser gegeben hatte, welches nun Niemand zurückzahlte, weil kein römischer Kaiser und kein Reich mehr vorhanden sei, der Kaiser von Oesterreich aber und der deutsche Bund es bestritten, dass sie die Erben und Rechtsnachfolger des heiligen römischen Reiches deutscher Nation und seines Kaisers wären. Rothschild brachte nach einigen Jahren auch diese Forderung zu einem Spottpreise an sich und beim Abschlusse irgend eines Staatsanlehens verwerthete er

sie bis zu einer gewissen Höhe. Natürlich hatte Rothschild mit seinem finanziellen Genie das ihm anvertraute Kapital während der zwanzig Kriegsjahre so bedeutend vermehrt, dass nach dem Friedensschlusse, als alle Mächte des Kontinentes Anlehen machen mussten, er diesen Geschäftszweig monopolisiren konnte. Die Söhne erbten das finanzielle Genie ihres Vaters, namentlich Nathan in London und James in Paris. Der dritte Sohn liess sich in Frankfurt, der vierte in Wien, der fünfte in Neapel nieder; jetzt leiten schon die Enkel und Urenkel des alten Rothschild von einander unabhängig die Geschäfte ihrer weltberühmten Häuser, doch charakterisirt sie Alle ein feiner Kunstsinn, der sie befähigte sehr werthvolle Kunstsammlungen, namentlich aus dem Zeitalter der Renaissance anzulegen und zu bereichern, so sehr, dass wenn alle Kunstdenkmäler der Familie Rothschild an einem Orte vereinigt wären, sie hinsichtlich der Kunstschätze aus dem XV.—XVII. Jahrhundert selbst die stolzesten Museen und Schatzkammern überbieten würden.

Der Gründer des Hauses Sina, der alte Georg, war seiner Abstammung nach ein macedonischer Grieche, und errichtete in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unter dem Schutze der den türkischen Unterthanen eingeräumten Privilegien in Wien ein Grosshandlungshaus. Zu jener Zeit wurde in Amerika noch keine Baumwolle gebaut, dagegen erfreute sich dieser Zweig der Landwirthschaft in Macedonien einer bedeutenden Blüthe, nur hatte der Pascha den Baumwollenhandel monopolisirt. Er erlaubte der Bevölkerung nicht, ihre Baumwolle an Fremde zu verkaufen, sondern er löste jährlich die Fechsung der ganzen Provinz ein und verkaufte das ganze Quantum

seinem Landsmanne Sina. Dieser befand sich einmal zum Abschlusse eines neuen Geschäftes in Monastir und hatte eben den Vertrag mit dem Pascha unterschrieben, als er mittelst einer Staffete aus Wien die Nachricht erhielt, dass sein Firmaführer sich in die Donau gestürzt habe. Sina begab sich sofort zum Pascha in den Konak und erklärte den Vertrag für nichtig, indem sein Freund, dem er sein Vermögen anvertraut hatte, sich ertränkt und er so vielleicht sein ganzes Geld verloren habe; er könne daher eine Verpflichtung, deren Erfüllung ihm vielleicht unmöglich wäre, nicht eingehen. Der Pascha erwiederte hierauf, Allah könne einem Menschen wohl sein Geld, aber nicht seine Ehrlichkeit nehmen; ihre Geschäftsverbindung könne daher auch für die Zukunft aufrecht erhalten bleiben, nur müsse man die Form derselben ändern. Sie würden hinfort das Geschäft in Gesellschaft betreiben, das heisst: der Pascha werde jährlich die Baumwolle zu einem festen Preise nach Wien senden, Sina solle sie auf gemeinschaftliche Rechnung verkaufen und auch den auf den Pascha entfallenden Gewinnantheil verwalten, denn der Letztere ahnte, dass der Sultan eines Tages ihm die seidene Schnur schicken und sein ganzes Vermögen konfisziren dürfte. Auf dieser Grundlage blühte das Geschäft während mehrerer Jahre, da erhielt der Pascha aus Stambul die seidene Schnur, aber nicht nur für sich, sondern auch für seinen Sohn; man erdrosselte die ganze Familie und Sina war als Geschäftskompagnon ihr gesetzlicher Erbe. Es fiel ihm auf diese Weise eine sehr beträchtliche Summe zu. Ausserdem trug noch ein anderer Umstand zur Vermehrung seines Vermögens bei. Ein französischer Offizier, der ehemals Kaufmann war, in der Schlacht

bei Aspern verwundet und im Sina'schen Hause gepflegt wurde, gab dem jüngeren Georg Sina den Rath, seine Geschäftsführung so einzurichten, dass alle Bücher, alle Wechsel, alle aktiven Schuldurkunden des Hauses auf Silber lauten sollten. Sina befolgte diesen Rath und entging dadurch den Verlusten, welche aus dem Devalvationspatente von 1811 entsprangen und andere Wiener Häuser gefährlich erschütterten. Baron Georg, der Sohn und Kompagnon des alten Sina, trieb die Sparsamkeit, obwohl er einer der reichsten Männer war, bis zum Geize; er kannte keine andere Leidenschaft als die des Gelderwerbens. Sein Sohn Simon glich ihm in dieser Beziehung nicht; er fühlte, dass wer viel habe auch viel geben müsse, und zwar nicht für egoistische Genüsse, sondern nur für humanitäre und wissenschaftlichen Zwecke. Doch kann man auch dem alten Baron eine edle Eigenschaft nicht absprechen, warme Anhänglichkeit an Griechenland, denn sowohl er als auch sein Sohn hielten sich für Griechen. Georg gründete eine Sternwarte in Athen mit einer Dotation von einer Million Drachmen, Simon aber liess durch den Architekten Hansen den schönsten Marmorpalast der Hauptstadt Griechenlands für die griechische Akademie der Wissenschaften aufführen. Seine Freigebigkeit kam übrigens auch ungarischen Anstalten zu Gute.

VII.

Ehe noch der heiss ersehnte sechste August herankam, begab ich mich nach Pest und Eperies, um meine Angelegenheiten zu ordnen. Ich fand die Aufregung überall im Wachsen begriffen, denn da die neuen

Administratoren die ihnen ertheilte Instruktion, der Regierung die Majorität zu verschaffen, in übereifriger Weise interpretirten, wetteiferten sie hinsichtlich der gewaltthätigen Massregeln miteinander; sie bemühten sich durch allerlei geschickte Kniffe und selbst durch Anwendung roher Gewalt, die liberale Opposition zu terrorisiren und aus der Arena des öffentlichen Lebens zu verdrängen. In dieser Rolle zeichneten sich besonders die Renegaten des Liberalismus, Alexander Luka und Ludwig Tisza, die Administratoren der Komitate Hont und Bihar aus. Tisza liess die Assessoren des Biharer Komitates in Grosswardein durch die walachischen Bundschuhedelleute unter der Führung eines gewissen Dragos mit Prügeln aus dem Komitate vertreiben und die Regierung billigte dieses Verfahren, indem sie denjenigen Komitaten, welche in den Honter und Biharer Vorfällen ein Gravamen erblickten und deshalb beim Monarchen Klage führten, Verweise ertheilte. Die Hofkanzlei war stolz darauf dem Fürsten Metternich beweisen zu können, dass auch die ungarische Regierung im Stande sei Energie zu entwickeln und sich über die gesetzlichen Schranken hinwegzusetzen. Es kümmerte sie nicht, dass sie dadurch das Feuer noch schüre, ja sie beachtete selbst den ernstlich warnenden Umstand nicht, dass Josef Eötvös trotz seines philosophisch-poetischen Geistes, der doch vermöge seiner Natur den Kampf scheut, in die Tirailleurkette trat und in der Kongregation des Pester Komitates die Regierung, welche das Komitatssystem vernichten wollte, in einer glänzenden Rede angriff. Von grösster Wirkung waren die folgenden Schlussworte seiner Rede:

„Die Komitate waren bisher das festeste Bollwerk der Freiheit. Was sollen wir nun thun, wenn dieses

Bollwerk angegriffen wird? Diese Thatsache selbst zeigt uns den Weg; sie nöthigt uns, für andere Garantien zu sorgen, und wenn die Regierung mit der Behauptung auftritt, dass es nicht möglich sei mit den Komitaten zu regieren, so müssen auch wir auftreten und erklären, dass es nothwendig sei, die innere Organisation der Regierung umzugestalten.“ Er beantragte daher, ein in diesem Sinne gehaltenes Rundschreiben an alle Komitate zu richten, das Pester Komitat aber möge eine Kommission wählen, welche die Frage erörtern sollte, in welcher Weise es möglich wäre das Volksvertretungssystem und die Regierungsverantwortlichkeit einzuführen.

Dieser Antrag, aus dem schon der Geist der Gesetze von 1848 sprach, wurde von der Kongregation des Pester Komitates einstimmig und später auch von der Majorität sämmtlicher Komitate angenommen. Die Regierung schenkte diesen Manifestationen keine Beachtung, dagegen muss man gestehen, dass sie die materiellen Interessen berücksichtigte, doch fand dieses Bestreben von unserer Seite keine Würdigung. Vergebens organisirte die Regierung beim Statthaltereirathe unter dem Vorsitze Széchenyi's für das Kommunikationswesen eine eigene Sektion, vergebens errichtete sie in Ofen eine Industrieschule, aus welcher sich später das jetzige Polytechnikum entwickelte, vergebens beschäftigte sie sich mit der Reorganisation der Volksschulen : das Administratorensystem, der Industrieschutzverein und die Gravamina drängten jede andere Frage in den Hintergrund.

Wenn der Mensch in der That nach der von Aristoteles aufgestellten Definition ein politisches Thier ist, so entsprachen die Ungarn zu jener Zeit der

Definition des griechischen Philosophen vollständig, denn wir sprachen Politik, wir athmeten mit der Luft Politik ein, wir gingen mit Politik zu Bette und wachten täglich mit Politik auf.

Endlich kam der August heran und mit ihm die Hochzeitsfeier. Sie war natürlich glänzend. Von meiner Seite waren Fejérváry, Baron Nikolaus Vay und die Wiener ungarische Kolonie anwesend, die es für eine patriotische Pflicht hielt, derartigen Festen beizuwohnen; von Seite der Braut erschienen der Vizepräsident des Hofkriegsrathes Graf Mensdorf, der Hamburger Ministerresident Graffen und zahlreiche Vertreter der Richter, Schriftsteller, Künstler und Geldmänner Wiens, die auserlesensten Mitglieder der die Intelligenz umfassenden Gesellschaft. Meine Schwiegermutter hatte das Hochzeitsmal, um zu Hause von allen Unannehmlichkeiten verschont zu bleiben, kluger Weise durch Dommayer in Hietzing für nahezu hundert Gäste arrangiren lassen. Nachdem der erste Toast gesprochen war, verliess ich mit meiner angetrauten jungen Gattin noch während des Mahles die Gesellschaft unter dem Vorwande, dass wir zur Hochzeitsreise Vorbereitungen treffen müssten. Ich halte die Hochzeitsreise für eine sehr unpassende Sitte. Das junge Paar beachtet auf dieser Reise weder die Naturschönheiten noch die Kunstdenkmäler, es fühlt sich in den Hôtels unbehaglich und entbehrt überall eben Dasjenige, wonach es sich am meisten sehnt, nämlich das ruhige gemüthliche Heim. Wir hatten uns deshalb von der Hochzeitsreise dispensirt und begaben uns vom Hochzeitsmale ruhig nach Hause; in tiefster Zurückgezogenheit brachten wir im Palais Rasumofski und in dem dazu gehörenden Garten zwei Wochen zu. Niemand störte

unsere Glückseligkeit, denn man glaubte, dass wir abgereist seien. Während dieser zwei Wochen entwarfen wir mannigfaltige Pläne für unseren künftigen Lebenslauf, ohne zu ahnen, dass diese Pläne schon in den nächsten Jahren wie Nebelbilder verschwinden würden.

Familienleben

und die

Vorboten der Revolution.

(1846—1847.)

I.

An einem der letzten Augusttage reisten wir von Wien ab, um uns nach Eperies zu begeben. Bis Pest benützten wir das Dampfschiff, mit welchem wir daher die Reise in genügender Bequemlichkeit machten, weiter hin aber zeigte sich meiner Gattin das neue Vaterland nicht eben im vortheilhaften Lichte. Heftige Regengüsse hatten die ohnehin nicht mustergiltigen Strassen ganz verdorben, so dass wir am ersten Tage nur bis Kápolna gelangten. Wir mussten in einem schmutzigen Gasthofe übernachten, das Nachtessen war schlecht und ich begann mich der früher von mir gar nicht beachteten Unbequemlichkeiten, mit denen das Reisen in Ungarn verbunden war, zu schämen. Am zweiten Tage erreichten wir Kaschau und erst am dritten Tage kamen wir in Eperies an. Vorher aber hatten wir unterwegs in Budamér einige Stunden bei der Familie Ujházy zugebracht, mit welcher ich im innigsten Verkehr stand, denn die Bande der Blutsverwandtschaft waren durch die Uebereinstimmung unserer Prinzipien noch fester geknüpft worden. Ich

hatte übrigens dort auch noch eine andere Angelegenheit zu ordnen. Eine meiner Kousinen hatte mich nämlich kurz vorher zu ihrem Vormund gewählt; ich suchte sie nun auf um sie zu fragen, weshalb sie dem bisherigen Vormund, ihrem älteren Bruder, nicht mehr vertraue. Ich vermuthete, dass ein Heirathsprojekt, welches ihrem Bruder vielleicht nicht behage, hinter der Sache stecken dürfte. Meine Kousine erröthete, als ich ihr diess sagte, und antwortete, dass ich richtig gerathen habe.

— Ist vielleicht Ihr Auserwählter Katholik?

— Ja!

— Wie nun wenn auch ich nicht einwillige und meinen vormundschaftlichen Segen versage?

— Sie werden das nicht thun, Kousin; aber selbst wenn sie es thäten, stünde die Sache nicht so schlimm, denn ich würde dann einen andern Vormund wählen.

— Ich ersehe daraus, dass der junge Herr die Advokatenprüfung abgelegt und auch Sie in die Bestimmungen des Corpus juris über die Vormundschaft eingeweiht hat.

Es verhielt sich in der That so; Konstanz Raisz hatte ihr Herz gewonnen. Ich konnte dagegen keine Einwendung erheben, denn ich zweifelte nicht, dass er früher oder später eine schöne Karrière machen werde. Ich intervenirte daher bei der Familie und erlangte ihre Zustimmung zu dieser gemischten Ehe; die Trauung fand Mitte Septembers mit aller Feierlichkeit nach den althergebrachten Formen statt. Wir, die Familie und Verwandten der Braut, waren in ungarischer Galakleidung im grossen Saale des Budamérer Kastells versammelt; dann trat der Zipser Vizegespan Arnold Görgey mit dem Bräutigam, begleitet von mehreren Zipser Herren ebenfalls in ungarischer Galakleidung in den Saal, hob

in einer langen, wohlgesetzten Rede die glänzenden Eigenschaften des Bräutigams hervor und hielt bei mir, als Stellvertreter des verstorbenen Vaters, um die Hand der Braut an, welcher er alle denkbare Glückseligkeit verhiess. Ich pries hierauf in eben so feierlicher Weise die Schönheit und Güte der Braut, was mir um so leichter fiel, da sie in der That schön und gut war, und ermahnte den Bräutigam, den grossen Schatz, welchen wir ihm anvertrauen wollten, mit der gebührenden Werthschätzung zu hüten und zu pflegen. Nachdem dann die Braut weinend und schluchzend von ihren Geschwistern Abschied genommen hatte, begaben wir uns in die Kapelle; rechts und links vom Wege, welchen der Festzug zurücklegen musste, waren alle Unterthanen der Familie versammelt. Nach der Trauung fand das Hochzeitsmahl statt, dann aber reiste das junge Paar, der neuen Mode entsprechend ab und deshalb unterblieb die nach avitischem Herkommen sonst übliche Tanzunterhaltung am Abende, bei welcher der Brautführer das Recht hat, die erste Tour mit der Braut zu tanzen, und verpflichtet ist, um Mitternacht mit der Säbelspitze den Brautkranz vom Kopfe der Braut herabzuheben, worauf sie sich begleitet von den älteren Frauen der Gesellschaft in ihr Zimmnr zurückzieht. Als Junggeselle war ich öfter Brautführer gewesen, nun musste ich mich auch in die Rolle des Brautvaters hinein finden.

Therese fand am ungarischen Leben Gefallen, sie hinwieder gefiel meinen Verwandten, Freunden und Bekannten; meine Schwiegermutter aber war nicht im Stande, sich daran zu gewöhnen, dass das Haus leer sei und dass ihre einzige Tochter sich nicht bei ihr befinde; sie traf denn auch bald bei uns zu Besuch

ein. Die an den Wiener Komfort gewöhnte Dame hatte natürlich hundert und hundert Beschwerden über die ungarischen Strassen, über die ungarische Küche und über die ungarischen Gebräuche zu führen. Eine deutsche Frau kann sich auch bei uns nie wohl fühlen, wenn sie nicht selbst zur Ungarin wird; meine Frau aber hatte sich sehr bald in die ungarische Gesellschaft eingelebt, sie wurde zur Ungarin und vergass sehr bald, dass sie es erst seit kurzer Zeit sei. Die Weinlese in Mád, in der Tokayer Hegyalja bereitete ihr grosses Vergnügen, sie fand unser Leben so angenehm, dass sie kein Verlangen nach Wien trug, obwohl wir uns für den Winter dorthin begeben sollten, denn ich hatte den Eltern Theresen's versprechen müssen, dass wir den Winter immer bei ihnen zubringen würden.

In Wien hatte man endlich den Grafen Majláth, der schon seit lange nur dem Namen nach Hofkanzler war, entlassen; Graf Georg Apponyi trat an seine Stelle und zum Vicekanzler wurde Ladislaus Szögyényi ernannt, dessen sympathische Erscheinung und zuvorkommende Freundlichkeit auf jeden ungarischen Komitatsherrn einen besseren Eindruck machte, als die schrofferen Formen Apponyi's. In den massgebenden Kreisen schätzte man ihn hauptsächlich aus dem Grunde, weil er allein auf dem Reichstage von 1839 als Protonotär den Muth hatte, das Verfahren der kön. Kurie in den politischen Prozessen gegen die grosse Majorität der Deputirtentafel zu vertheidigen. Er billigte übrigens das Programm Apponyi's, dass die Autorität der Zentralregierung hergestellt werde und die Autonomie der Komitate nicht zum Vorwande politischer Aktionen diene, sondern in die Schranken der Verwaltung zurückgewiesen werde. Wir beschuldigten in Folge dessen

begreiflicher Weise die Regierung, dass sie absolutistische Tendenzen verfolge, denn nach unserer Ansicht besass der stets nur nach dreijährigen Intervallen sich versammelnde Reichstag keine genügende Macht zur Kontrolle der Regierung, diese wurde von den Komitaten geübt und deshalb erblickten wir in ihnen die Bollwerke der Konstitution.

Es zeigte sich jedoch nicht blos in Ungarn, sondern auch in den österreichischen Erbländern eine Gährung, welche man unter Franz I. für ganz unmöglich gehalten hatte. Das Volk wusste, dass Ferdinand nur dem Namen nach Herrscher sei, dass eigentlich Erzherzog Ludwig, Metternich und Kolowrat regierten und dass man demnach die traditionelle Loyalität gegen die Regierung nicht verletze, wenn man dieselbe offen tadelte; die Regierung dagegen wagte es nicht die persönliche Freiheit so eigenmächtig zu verletzen, wie es unter Franz geschehen war, auch hatte Sedlnitzki stark gealtert und die geheime Polizei war nicht mehr der ehemalige Schrecken erregende Popanz. In Böhmen begann die nationale Agitation des Grafen Leo Thun selbst bei der Aristokratie Eingang zu finden, in Wien aber sprachen auch höhere Beamte, namentlich vom Richterstande ihre politischen Ansichten in Gesellschaften freimüthig aus, wobei sie dem bestehenden Regierungssysteme ein schlechtes Ende profezeiten. Bei der Justiz war Schmerling, unter den höheren Verwaltungsbeamten Pillersdorf der angesehenste Wortführer. Mir zu Ehren gab mein Schwager Graf Bréda einmal ein Oppositionsdiner, damit ich sehe, dass nicht nur die Ungarn, sondern auch die Deutschen und Czechen kein Zutrauen zur Dauerhaftigkeit der damaligen Zustände hegen. Schmerling war einer der Gäste;

ich traf hier zum ersten Male mit dem Grafen Thun und vielleicht auch mit dem jetzigen gemeinsamen Minister Baron Hoffmann zusammen, welcher damals beim Gerichtshofe Bréda's Konzipist war. Am 15. März wurde ich nebst dem berühmten Fallmeraier und dem Baron Hammer-Purgstall vom alten Fürsten Dietrichstein zum Essen geladen. Bei Tische fragte er uns, ob wir wohl wüssten, weshalb er diesen Tag feiere?

— Die Iden des März und die Ermordung Cäsar's schwebten wohl schwerlich vor den Augen Ew. Durchlaucht, sagte ich.

— Und auch nicht das Datum des Patentes von 1811, sagte Hammer-Purgstall.

— Sie denken also nicht daran, dass heute der Geburtstag des Kaisers Josef ist; für sein Andenken erhebe ich mein Glas, und ich hoffe, dass auch die Ungarn den Gegner der Jesuiten und Ultramontanen, den Philosophen auf dem Throne verehren.

Der Wiener Liberalismus äusserte sich stets in der josefinischen, zentralisirenden Richtung, da er aber damals noch nichts mehr als eine rein akademische Opposition war, hielt er sich selbst mit den czechischen Aspirationen für vereinbar, denn er glaubte, dass der wahre Konstutionalismus im Stande sein werde nicht nur die Czechen, sondern auch die Ungarn zum Eintreten in ein Zentralparlament zu bewegen, ebenso wie wir des festen Glaubens waren, dass die allgemeine Freiheit und die Vernichtung der feudalistischen Fesseln den Nationalitätsagitationen sowohl bei den protestantischen Slovaken, als auch bei den orthodoxen Serben und Rumänen ein Ende machen würden.

II.

Zu Beginn des Frühlings verbreiteten sich mit Blitzesschnelligkeit Schreckensnachrichten. In Polen war wieder eine Revolution ausgebrochen. Beim demokratischen Flügel der in Paris lebenden polnischen Emigranten hatte Mieroslavski, ein verwegener und thätiger junger Mann die Führerrolle an sich gerissen; der alte Fürst Czartoryski, das anerkannte Haupt der aristokratischen Fraktion besass nicht mehr genügenden Einfluss, um seine ungeduldigen Landsleute von hoffnungslosen Unternehmungen zurückzuhalten. Ohne sein Wissen und im Widerspruche mit seinen einflussreichen Ansichten hatten die Emigranten mit den Unzufriedenen in Posen, Galizien und Warschau Verbindungen angeknüpft, hauptsächlich aber mit Krakau, wo die Verträge von 1815 den Polen noch den Schein einer nationalen Regierung gelassen hatten und wo sich auch die Presse freier bewegte; thatsächlich aber herrschte dort, wenn auch nicht unmittelbar, die österreichische Regierung ebenso wie in Lemberg. Die Erhebung misslang. Der projektirte Ueberfall der Stadt Posen nahm ein unglückliches Ende, Mieroslavski und seine Anhänger wurden gefangen, nachdem ihre unordentlichen Haufen mit leichter Mühe zerstreut worden waren. — In Krakau organisirte sich wohl die revolutionäre Diktatur und die Landesvertheidigung, doch bot sich ihr keine Hoffnung auf Erfolg, denn die ruthenischen Bauern in Ostgalizien schenkten ihren Grundherren, welche ihnen Grundbesitz und Freiheit versprachen, wenn sie mit ihnen gegen die Deutschen ziehen wollten, kein Gehör, sondern sie kehrten sich gegen die Grundherren und

hieben sie in Stücke, denn die Kreishauptmänner zahlten im Auftrage des Gouverneurs Krieg zehn Gulden für jeden erschlagenen Revolutionär und es wurde diese Prämie selbst für erschlagene Kinder und Frauen nicht verweigert. Die zivilisirte Welt erbebte vor Schauder über diese Barbarei, welche wir im XIX. Jahrhundert für unmöglich gehalten hatten. Die polnische Bewegung war übrigens niedergeschlagen, Benedek zerstreute die Krakauer Insurgenten, bevor sie sich besser organisiren konnten, Krakau wurde der österreichischen Monarchie einverleibt. Der Friede kehrte zurück und die halbamtlichen Korrespondenten stellten es in Abrede, dass die Schlächtereien mit Wissen der Wiener Regierung stattgefunden hätten, doch waren sie nicht im Stande die Thatsache in Abrede zu stellen, dass in Folge dieser blutigen Vorfälle, welche sie der übereifrigen Loyalität der rohen, unwissenden, ruthenischen Bauern zuschrieben, keine Untersuchungen eingeleitet wurden, ja dass der Führer der Mörderbanden, der ausgediente Unteroffizier Szela, sich in Lemberg ungestraft seiner Thaten rühmte. General Serbelloni, der mit uns seit lange befreundet war, bekundete auch bei diesen traurigen Ereignissen seinen ritterlichen Charakter, denn als er die erste Nachricht von diesen Metzeleien erhielt, entsendete er auf seine eigene Verantwortung Huszárenpatrouillen mit dem Befehle, aus den umliegenden Dörfern die Grundherren und deren Familien nach Tarnow zu geleiten, wodurch ihr Leben vor der Wuth der Bauern gerettet wurde. Die Blätter sprachen von diesen Vorfällen so wenig als möglich, aber aus Privatbriefen wurden uns auch die Details bekannt und noch besser wurden wir über alle Einzelnheiten durch den Grafen Zselinski informirt, der in seinem Schrecken

bis Wien geflohen war und schaudernd die unerhörten Grausamkeiten schilderte.

Metternich's Politik hatte demnach auch bei dieser Gelegenheit gesiegt, doch war es der letzte Triumph, um welchen ihn Niemand beneidete. Die polnischen Ereignisse hatten übrigens auf die Ungarn einen noch tieferen Eindruck gemacht, als auf die übrigen Völker Europa's, denn sie waren überzeugt, dass man unter ähnlichen Verhältnissen dieselbe Politik auch gegen sie anwenden würde, und dass die Regierung die illyrische Bewegung in Kroatien nur deshalb unterstütze, damit sie in ihr und in der militärischen Organisation der Militärgrenze sich ein Gegengewicht gegen uns schaffe.

Und was in Agram geschah, war in der That sonderbar. In Ungarn war das Staatsrecht nie kodifizirt und ebenso wie in England hatte auch bei uns blos die Gepflogenheit, die Tradition den Wirkungskreis des Reichstages und das Stimmrecht seiner Mitglieder festgestellt; es gab keine gesetzliche Bestimmung, keine Geschäftsordnung, welche angeordnet hätte, dass die Vertreter der Domkapitel und der Städte kollektiv nur je eine Stimme besitzen sollten und dass die Mitglieder der königl. Tafel in den Reichstagssitzungen nur als Zeugen anwesend seien. Die Organisation des kroatischen Provinziallandtages beruhte ebenfalls nur auf der Gepflogenheit, doch wurden zu diesem nicht nur die Mitglieder der königl. Tafel, sondern auch jene der Distriktualtafel und des Wechselgerichtes durch eigene Schreiben des Bans berufen, ja ausser den Magnaten und den Abgesandten der Komitate war auch jeder Edelmann, der sich eben einfand, Mitglied dieser Versammlung, welche nur vor dem Reichstage zur Wahl von Deputirten, sowie zur Feststellung der Instruktion,

und dann wieder, nach dem ungarischen Reichstage, zur Kundmachung der Gesetze einberufen wurde; die Beschlüsse, welche gefasst wurden, bezogen sich ausschliesslich auf die Vollstreckung dieser Gesetze. Dieser Zustand war nur so lange haltbar, als Niemand Einwendungen gegen ihn erhob, so lange sich keine Partei fand, welche für den Landtag einen weiteren Wirkungskreis beanspruchte. Dies that nun die illyrische Partei, welche bei den letzten Wahlen in der Minorität geblieben war und nun nach Mitteln suchte, um den bisherigen Zustand zu zerstören und den Provinziallandtag, sowie den Komitatskongregationen eine solche Organisation zu geben, dass sie wieder die Majorität erlangen könne. Ihr Plan wurde in Wien gebilligt; der Ban schloss auf Grund eines königlichen Intimates die ohne spezielles Mandat erscheinenden Adeligen aus den Sitzungen aus und sonderte Diejenigen, die nach seiner Auffassung stimmberechtigt waren, durch eine Schranke vom Publikum ab; ausserdem vermehrte er die Banal-Einberufungsschreiben in solcher Weise, dass die Magnaten und Deputirten, welche den Verband mit Ungarn aufrecht erhalten wollten, in die Minorität geriethen. Das war denn ein echter Staatsstreich, gegen welchen namentlich die Deputirten des Agramer Komitates, der jetzige Minister Baron Koloman Bedekovics und Briglevics erfolglos protestirten. Die Regierung reorganisirte hierauf auch die Kongregation des Agramer Komitates und zwar derartig, dass sie den Adeligen des Turopolyaer Distriktes das individuelle Stimmrecht entzog und dass blos der von ihnen gewählte Gaugraf stimmberechtigt blieb. Die illyrischen Elemente trugen nun sowohl im Landtage als auch in der Kongregation des Agramer Komitates einen vollständigen Sieg davon und

im Vertrauen auf die Unterstützung der Regierung inaugurirten sie die Autonomie des Provinziallandtages dadurch, dass sie an Se. Majestät eine Adresse richteten, und darin baten, der Monarch möge die bisherige Jurisdiktion des Statthaltereirathes über Kroatien abschaffen und den Wirkungskreis dieses ungarischen Kollegialdikasteriums an den Ban übertragen. Das war der erste Schritt zur Losreissung Kroatien's von Ungarn. Die ungarische Hofkanzlei benahm sich in dieser Angelegenheit mehr höfisch als ungarisch, denn sie widersetzte sich der ungarfeindlichen Bewegung nicht, welche den massgebenden Kreisen umso lieber war, je schärfer sie sich nicht blos in politischer, sondern auch in sozialer Beziehung gegen die Ungarn kehrte. Man glaubte in Wien, an den Kroaten das Werkzeug gefunden zu haben, durch welches es ermöglicht würde, die Ungarn im Zaume zu halten.

Unter dem Eindrucke der Agramer Ereignisse votirten die Komitate Pest und Zala energische Repräsentationen sowohl gegen die einseitige, verfassungswidrige Reorganisation des Provinziallandtages, als auch gegen die Konfiskation der politischen Rechte der Adeligen des Distriktes von Turopolya und im Allgemeinen gegen die Richtung, welche den Verband zwischen Ungarn und Kroatien gefährde. Das Pester Komitat wünschte diese Repräsentation durch eine Deputation an die Stufen des Thrones bringen zu lassen; es wurden zum Führer dieser Deputation Graf Louis Batthyányi, zu Mitgliedern aber unter Anderen auch Kossuth und Szentkirályi gewählt. Als die Deputation in Wien ankam, suchte ich sie auf, um ihr über das Verhältniss der massgebenden Personen unter einander so viel Aufklärungen zu geben, als ich in Folge meiner neuen

Verbindungen eben bieten konnte. Batthyányi bat im Namen der Deputation um eine Audienz, doch erklärte der Obersthofmeister, dass Se. Majestät die Deputation nicht empfangen könne und sie an die Hofkanzlei weise. Diese Antwort wirkte deprimirend, denn das Komitat wollte ja eben gegen das Vorgehen der Hofkanzlei Beschwerde führen. Der grössere Theil der Deputationsmitglieder kehrte daher nach Pest zurück; da es aber hiess, dass auch in den höchsten Kreisen, in welchen schon die Familieninteressen den Gedanken „après moi le deluge“ verbieten, eine gewisse Unzufriedenheit mit dem System Metternich's und mit den Uebergriffen der ungarischen Hofkanzlei sich geltend mache, beschlossen Batthyányi, Kossuth und Szentkirályi dem Erzherzog Franz Karl, und aus Respekt auch dem Erzherzog Ludwig ein ernstes Memorandum zukommen zu lassen, in welchem die Gefahren der jüngst in die Mode gekommenen Politik vom dynastischen Gesichtspunkte dargelegt und die Unmöglichkeit, dass der König von Ungarn mit dem Könige von Kroatien in einen Krieg verwickelt würde, hervorgehoben werden sollte. Die Hauptsache bestand darin, dass ihr Vorhaben ein Geheimniss bleibe, und der Kanzler nicht erfahre, was sie vorbereiten, damit nicht die vorhinein verständigten Erzherzoge die Annahme des Memorandums verweigern sollten.

Das Memorandum wurde von Kossuth, von Szentkirályi und von mir im Laufe eines Nachmittags ausgearbeitet; obwohl es von Dreien verfasst worden war, besass es doch einheitlichen Charakter. Man argwöhnte bei der Hofkanzlei, dass die in Wien zurückgebliebenen Mitglieder der Deputation irgend welche Pläne schmiedeten; es war auch leicht zu erfahren, dass wir im

Hotel zur „Stadt Frankfurt“ während eines ganzen Nachmittags bei gesperrten Thüren gearbeitet hatten. Ja man sprach in den Wiener Kreisen selbst davon, dass die Ungarn durch die Botschafter von England und Frankreich an die Regierungen dieser Staaten ein Gesuch um die Erhaltung der Verfassung gelangen lassen wollten. Zsedényi erhielt daher durch Apponyi den Auftrag, von Batthyányi zu erforschen, was denn eigentlich geschehe. Batthyányi führte den neugierigen Referendär absichtlich irre und erklärte, da es nicht möglich sei zu Sr. Majestät zu gelangen, wolle man in der That den Gesandten England's und der Niederlande, als Vertretern jener Mächte, welche beim Abschlusse des Szathmárer Friedens die Vermittlung übernommen hatten, einen Protest überreichen. Zsedényi richtete hierauf an Batthyányi die ernste Ermahnung, dass er nichts Derartiges thun möge, denn der Kanzler habe beschlossen, in diesem Falle Batthyányi, Kossuth und Szentkirályi sogleich verhaften zu lassen. Mittlerweile war das Memorandum in zwei Exemplaren abgeschrieben und beiden Erzherzogen auf geheimen Wege überreicht worden. Nachdem somit Batthyányi, Kossuth und Szentkirályi die ihnen ertheilten Aufgaben erfüllt hatten, reisten sie vollkommen befriedigt nach Pest zurück. Zsedényi erzählte nun in grosssprecherischem Tone aller Welt, er habe die drei Revolutionäre so erschreckt, dass sie eiligst davon gelaufen seien, zu derselben Zeit aber erfuhr der Hofkanzler, dass das Memorandum doch in die Hände der Erzherzoge gelangt war. Dieser Streich verursachte dem Hofkanzler grossen Aerger. Zwei Wochen später sandte die Hofkanzlei beide Exemplare des Memorandums dem Pester Komitate zurück, welchem sie gleichzeitig eine scharfe Rüge

ertheilte. Ich bin überzeugt, dass die Erzherzoge und Metternich das Memorandum nicht ungelesen zurück schickten, allein schon in den biblischen Zeiten verhallte die Stimme der Propheten in der Wüste, Cassandra fand nie Glauben, die Götter trüben den geistigen Blick Derer, die sie dem Untergange geweiht haben.

III.

Mein Schwiegervater lag mir fortwährend in den Ohren, dass ich näher zu Wien ein Gut kaufen möge, damit er seine Tochter öfter besuchen könne; andererseits machte mir mein Sároser Besitzthum keine Freude mehr. Es war nämlich unmöglich, dort für die Volkserziehung etwas Bedeutendes zu thun, denn die slovakischen Bauern sprachen einen vom czechischen, polnischen und ruthenischen ganz verschiedenen Dialekt. Ich machte in der lutherischen Kirche oft die Erfahrung, dass das Volk den Pfarrer und die Bibel kaum verstehe, weil zum Gottesdienste die czechische Sprache diente. Diese Sprache ist den Slovaken von Pressburg bis Árva und Liptau vollkommen verständlich, allein die slovakischen Bauern in Zipsen, Sáros, Abaujvár und Zemplin sprechen einen Dialekt, welcher sich nie zu einer Schriftsprache erhob. Ich hatte es ausserdem satt, in den Komitatskongregationen immer in der Minorität zu bleiben, ohne Aussicht eine Majorität organisiren zu können, denn der verschuldete Sároser Adel war gezwungen sich um Komitats- und Staatsämter zu bewerben, so dass das Sároser Komitat zu den verstocktesten Satelliten der Hofpartei gehörte. Samuel Szontágh, der eben damals nach Wien kam, setzte meiner Schwiegermutter die Idee in den Kopf, dass wir näher zu

Pest und Wien wohnen sollten, im Neograder Komitate gebe es seines Wissens mehrere verkäufliche Güter, welche schöner und dankbarer seien als die besten Lagen des gebirgigen Sároser Komitates. Samuel Szontágh war einer der gewandtesten Männer, die ich in meinem Leben kennen lernte, obwohl er sich damals im Konkurse befand und auch seinen Vater und Schwager in den Bankrott verwickelt hatte. Er hatte nämlich auf seinem Gute mit geliehenem Gelde so kostspielige Investitionen gemacht, dass seine Pferde, seine Schafe, seine Spiritusfabrik zu den ausgezeichnetesten gehörten, doch hatten diese Investitionen nicht einen bedeutenden Reinertrag, sondern die Zahlungseinstellung zur Folge, weil unser Land zur intensiven Wirthschaft noch nicht reif ist. Fabriken und Maschinen, künstliche Wiesen und edles Vieh sind, wenn der Eigenthümer über ein grosses Betriebskapital verfügt, in der Nähe der Donau oder grosser Städte einträglich, wo man aber in Folge mangelhafter Kommunikationsmittel während eines grossen Theiles des Jahres von der Welt ganz abgeschlossen ist, ziehen sie den Ruin des Besitzers nach sich.

Die Familie Szontágh ist unter Ludwig dem Grossen aus Deutschland nach Ungarn eingewandert; sie befasste sich mit Bergbau, ihre Mitglieder zeichneten sich stets durch Vorliebe für industrielle Unternehmungen aus. Sie standen als Lutheraner auch unserer Familie nahe, denn alle lutherischen adeligen Familien Ungarn's kannten und unterstützten zu jener Zeit einander. Ich entschloss mich in der That die empfohlenen Güter im Neograder Komitate zu besichtigen, denn auch meine Frau bat mich, für unser Kind, das uns schon bald geboren werden sollte, ein schönes Heim zu erwerben. Szontágh hatte mir mitgetheilt, dass das

Gut Oroszi im Wege der Perennalfassion verkäuflich sei, was vor der Abschaffung der Avitizität zu den Seltenheiten gehörte, — man konnte damals nur Zeitkäufe machen.

An einem schönen Frühlingstage fuhren wir von Waitzen nach Oroszi. Dort lag das Gut des Grafen Starhemberg, welches sein Ahnherr Rüdiger, der tapfere Vertheidiger Wien's gegen die Türken, vom König Leopold erhalten hatte. Das Gut war lange an die Familie Keglevich verpfändet gewesen und erst nach einem langwierigen Prozesse war Graf Starhemberg im Stande es zurückzulösen. Er wirthschaftete wohl mit der grössten Sparsamkeit, aber trotzdem wuchsen seine Schulden nach und nach so stark an, dass er sich genöthigt sah, sich von seinem Lieblingsgute, dessen Auslösung die mühevolle Aufgabe seines Lebens gewesen war, für immer zu trennen. Wir widmeten der Besichtigung des Gutes und der dazu gehörenden Puszten zwei Tage, und besuchten auch die Burgruinen von Drégel, welche auf der Grenze des Gutes liegen. Kölcsey hat diese Ruinen gewiss nicht gekannt, als er das bekannte schöne Gedicht schrieb :

Itt van a bércz s omladék felette,
Mely a hőst és hirét eltemette;
Gyász feledség rajta s néma hant.

Völgyben ül a gyáva kor, s határa
Szűk köréből, őse saslakára,
Szédeleg, ha néha felpillant

(Hier steht der felsige Berg und die Ruinen auf ihm, die den Helden und seinen Ruhm begruben! Trauer und Vergessenheit decken sie und ein stummes Grab. Im Thale sitzt das feige Geschlecht, und Schwindel ergreift es, wenn es aus dem engen Kreise seines Thales zum Adlerhorst des Ahnherrn emporblickt)

Drégel war nämlich nicht auf einem steilen, Schwindel erregenden Felsen, sondern auf einem mittelmässig hohen, sanft gewölbten Bergrücken erbaut.

Das Gut gefiel mir und am dritten Tage hatte ich mich mit dem Grafen auch schon über den Preis geeinigt, als ich aber das Verzeichniss der intabulirten Schulden und der rückständigen Zinsen durchsah, stellte es sich heraus, dass der Kaufschilling die Lasten nicht decke, dass der Kauf wahrscheinlich Prozesse nach sich ziehen werde und dass ich im günstigsten Falle genöthigt wäre auch das Gut Baglyasalja zu übernehmen; dieses Besitzthum lag jedoch am entgegengesetzen Ende das Komitates und hatte nur einen sehr geringen Werth, denn damals wusste noch Niemand, dass unter der mageren Ackerkrume ein reiches Kohlenlager verborgen sei, und dass mit der Zeit eine Eisenbahn diese Gegend mit der Hauptstadt verbinden werde.

Ich verzichtete daher auf den Ankauf von Oroszi und zwar um so leichter, als in Folge des rasch bekannt gewordenen Umstandes, dass ich mit baarem Geld versehen ein Gut kaufen wolle, Paul Fráter mich aufsuchte und aufforderte, die Herrschaft Szécsény zu besichtigen; sie sei ebenfalls verkäuflich und zwar sogleich, weil die eigenen Geschwister des Grafen Paul Forgách, des Eigenthümers von Szécsény, beim Gerichte Schritte gethan hätten, dass über ihn der Konkurs verhängt werde; der Moment sei daher günstig. Szécsény ist eines der schönsten Güter im Neograder Komitate; es war seit lange der Sitz des älteren Zweiges der Grafen Forgách. Der alte Graf Josef gehörte noch zu den Dynasten des Landes; er besass in vier Komitaten ausgedehnte Güter und seine Gattin

war eine Schwester des Fürsten Koháry. Nach seinem Tode vertheilte sich dieses grosse Vermögen, denn er hinterliess fünf Söhne, die ihn beerbten. Als der tüchtigste derselben galt der älteste Sohn, Graf Franz, der bei der Hofkanzlei in den Staatsdienst trat und in kurzer Zeit zum Hofsekretär befördert wurde. Er verstand es jedoch nicht in Wien mit dem bescheidenen Jahrgelde, welches sein Vater ihm ausgesetzt hatte, in der aristokratischen Gesellschaft, in welcher er vermöge seiner Familienverbindungen eine Rolle spielen wollte, auszukommen. Er gerieth Wucherern in die Hände, seine „Carte bianche" hatten keinen Kredit und binnen Kurzem war er mit einer Schuldenlast von fünf Millionen beladen, so dass er den Staatsdienst verlassen musste. Graf Josef löste wohl die ersten Schuldscheine seines Sohnes ein, doch nur bis zur Höhe des auf ihn mit der Zeit entfallenden Erbtheiles, und da noch eine riesige Summe übrig blieb, schritten die Gläubiger um die Konkurseröffnung ein. Nach dem Tode des alten Grafen wurden diese Forderungen mit Zustimmung der Familie auf das Gut Szécsény intabulirt. Die Familie that dies aus dem Grunde, weil Graf Paul, welchem Szécsény zugefallen war, keine Söhne hatte und weil seine Brüder besorgten, er werde trotz der Avitizitätsgesetze Szécsény verkaufen, um seinen Töchtern ein Erbe zuzuwenden; sie hofften also durch die Intabulirung von fünfthalb Millionen jeden ernsten Käufer abzuschrecken. Graf Paul war übrigens auch von eigenen Wucherschulden nicht frei, denn er hatte eine von seinem Vater nicht gebilligte Heirath geschlossen und dieser gab ihm noch eine geringere Jahresrente als den übrigen Brüdern, so dass Paul in vielerlei Verlegenheiten gerieth. Er schuldete dem Grafen Vay 90.000 Gul-

den, welche nun auf einmal bezahlt werden mussten, denn das Kapital war gekündigt, eingeklagt und gerichtlich zugesprochen, eine Forderung des Graner Domkapitels befand sich auch schon im Stadium der Exekution und ein Bruder des Grafen Paul, welchem dieser eine kleinere Summe schuldete, hatte beim Gerichte ein Gesuch um Konkurseröffnung eingereicht, damit die Familie wohlfeil wieder in den Besitz des avitischen Gutes gelangen könne. Ich kannte zufälliger Weise die Besitzverhältnisse der Familie Forgách, da Stefan Szontágh, ein alter Freund, welcher viele Jahre lang der Güter- und Jurium-Direktor des alten Grafen Josef Forgách gewesen war, mir die Versicherung gab, dass die intabulirten Forderungen gegen Franz Forgách nur dem Namen nach vorhanden seien und dem Eigenthümer von Szécsény keine Last aufbürden würden. Der Kaufpreis wurde auf 750.000 Gulden festgestellt, da ich aber blos 300.000 Gulden zur Verfügung hatte, nämlich 200.000 Gulden als Mitgift meiner Frau und 100.000 Gulden von Fejérváry, wagte ich es Anfangs nicht, mich in ein so grosses Unternehmen einzulassen. Samuel Szontágh redete mir jedoch so nachdrücklich zu und das Gut war so schön, dass ich endlich den Vertrag unterzeichnete und dass einen Monat später die Perennalfassion vor dem Graner Domkapitel erfolgte, an dem Tage aber, an welchem die Gerichtsverhandlung über das Konkurseröffnungsgesuch stattfinden sollte, zahlte ich die 90.000 Gulden des Grafen Vay, die Forderung des Graner Domkapitels und die kleineren Forderungen der Familie Forgách aus. Im Vertrauen auf meine Kraft und Jugend hoffte ich die Anlehen, mit welchen ich Szécsény belasten musste, binnen 20 Jahren abzahlen zu können.

Der König von Portugal lieh mir 100.000, der Wiener Banquier Biedermann 50.000 Gulden; ich wusste, dass sie die Rückzahlung dieser Darlehen nicht so bald fordern würden, wenn ich die Zinsen pünktlich zahlte; ich hatte daher keine plötzlich hereinbrechende Verlegenheit zu befürchten. Natürlich war es unmöglich vorauszusehen, dass nach drei Jahren mein ganzes Vermögen konfiszirt und 18 Jahre lang im Besitze der Kammer bleiben würde.

Am 5. Juli wurde zur Freude der ganzen Familie mein erster Sohn, August, geboren, den wir, wie es bei Erstgebornen gewöhnlich der Fall ist, gehörig verzärtelten; wenn er weinte wurde sogleich um den Arzt geschickt, fortwährend waren wir mit ihm beschäftigt. Es fiel mir deshalb recht schwer, als ich bald darauf meine Familie verlassen und zur Wanderversammlung der Aerzte und Naturforscher, welche den Grafen Georg Andrássy zum Präsidenten und mich zum Vizepräsidenten gewählt hatte, nach Kaschau und Eperies reisen musste. Bei dieser Gelegenheit hielt ich einen Vortrag über die Opale, welcher von ausländischen Mineralogen selbst jetzt noch zitirt wird. Fejérváry gab damals in unserem Hause, welchem seine Sammlungen eine höhere Weihe verliehen, eine glänzende Soirée. Mein Freund Henszlmann veröffentlichte eine wissenschaftliche Beschreibung der Domkirche von Kaschau; die Abbildungen und Zeichnungen, mit denen er sein Werk ausstattete, waren mit ausserordentlichem Fleisse gearbeitet. Dies war das erste auf Kunstbauten bezügliche Werk in ungarischer Sprache, das den ausländischen Publikationen ebenbürtig war.

Im September erfolgte unsere Uebersiedlung nach Szécsény. Wir besuchten öfter unsere Nachbarn; Paul

Szontágh, der ebenfalls in Szécsény wohnte, war oft unser Gast, und Koloman Lisznyay kam aus dem benachbarten Dorfe ebenfalls öfter zu uns. Meine Frau fand sich im Landleben und in den Verpflichtungen der Gastfreundschaft, die sich überall entwickelt, wo es keine bequemen Gasthöfe gibt, sehr rasch zurecht. Szécsény lag an der Landstrasse, somit brachte uns beinahe jeder Tag Gäste; manche assen bei uns zu Mittag, andere übernachteten bei uns und reisten am nächsten Morgen weiter. Wenn wir allein waren, lasen wir Petőfi's Gedichte, welche ich für Therese übersetzte und kommentirte. Sie war von der Unmittelbarkeit des Dichters ergriffen und erkannte in ihm sogleich den genialen Mann.

IV.

Beinahe jedes bahnbrechende schaffende Genie stösst am Anfange seiner Laufbahn auf Hindernisse und darf nur spät auf den Lorbeerkranz des Ruhmes rechnen, der oft erst sein Denkmal krönt. Allerdings werden auch solche Günstlinge des Geschickes geboren, denen die Krone des Sieges schon am Beginne des Kampfes zu Theil wurde und die, wie Byron erwähnt, eines Morgens beim Aufwachen die Entdeckung machen, dass sie berühmte Männer geworden sind; in der Regel aber kann der Ruhm nur durch lange Kämpfe, um den Preis grosser Leiden und unermüdeter Arbeit errungen werden. Petőfi war in dieser Beziehung nicht glücklicher als seine Kampfgenossen. Die Kritik hielt ihn durch lange Zeit ihrer Aufmerksamkeit nicht für würdig; sie schwieg gänzlich über ihn. Später griff sie ihn scharf an; sie sah nur seine Schwächen und verschloss vor seinen glänzenden Seiten die Augen. Die

Popularität seiner Gedichte wuchs eigentlich nur im letzten Abschnitte seines Lebens plötzlich empor, wie die Blüthe der Aloe, welche in einer einzigen Nacht aufschiesst und sich entwickelt. Der Dichter hatte dies zum grossen Theile dem Einflusse seiner Persönlichkeit zu verdanken. Nach seinem Tode, in der dunkelsten Periode unserer Geschichte, wurde das Andenken Petőfi's für Ungarn eine Quelle des Trostes. Petőfi hat sich oft bitter über die Kritik beklagt; es dürfte daher der Mühe Werth sein nachzuforschen, welchen Gründen es zuzuschreiben ist, dass bei uns, wo doch selbst das geringste Talent gerne anerkannt und überschätzt wird, eben dieser geniale Dichter verkannt und in den höheren Kreisen der Literatur beinahe todtgeschwiegen wurde.

Vom Anfange unseres Jahrhunderts an gab es im Herzen der Nation kaum ein lebhafteres Gefühl, kaum ein heisseres Sehnen, als dasjenige, dass wir hinsichtlich der Kultur hinter den westeuropäischen Völkern nicht zurückbleiben. Wir sind der Ansicht, dass wir mit welcher europäischen Nation immer gleichberechtigt sind, und wenn wir auch das höhere Alter der Entwicklung anderer Kulturvölker, der Italiener, Franzosen und Engländer anerkennen, so wünschen, ja fordern wir doch, dass man uns für ebenso gebildete Menschen halte, wie die Italiener, Franzosen und Engländer. Die Kultur findet jedoch nur in der Literatur ihren Ausdruck, und desshalb bestand das berechtigte Streben unserer Patrioten darin, dass unsere Literatur sich glatter und schöner entwickeln möge. Das Talent ahmte auch bei uns sehr natürlich ausländische Muster nach; deshalb charakterisirt das Uebersetzen und Nachahmen das erste Stadium des Wiedererwachens unserer Literatur. Allein die Uebersetzungen und Nachahmungen

interessirten nur den höheren geschulten Theil der Nation; und diese kannten die Originale und die Superiorität derselben, denn unsere Schulung und Erziehung war eine lateinische, eine deutsche, ja zum Theile selbst eine französische, nur nicht eine ungarische. Die Schriftsteller hatten nur ein geringes Leserpublikum, weil bei der Mittelklasse der Nation, besonders aber bei den Frauen die ungarische Erziehung fehlte. Das Volk kannte Kazinczy, Virág und Czuczor nicht, dagegen gab es sich den Eindrücken der Gedichte Gvadányi's und Csokonay's hin; diesen war aber die Kritik nicht hold, weil ihr Ton oft gemein wurde, wenn sie volksthümlich bleiben wollten, während unsere nationale Empfindlichkeit damals am heftigsten aufbrauste, wenn die Deutschen uns vorwarfen, dass wir roh und lümmelhaft seien. Dieser Beschuldigung wollte die ungarische Literatur die Berechtigung entziehen, und deshalb verfolgte die Kritik als Hüterin der Literatur unbarmherzig Jeden, der den Volkscharakter in gemeinen Ausdrücken oder Gefühlen suchte.

Zufolge der lateinischen Erziehung, die in Ungarn früher üblich war, benützten wir Anfangs die klassischen Versmaasse. Berzsenyi gab seinen patriotischen Klagen im alkaischen Metrum Ausdruck; Fazekas schrieb selbst die für das Volk bestimmte Geschichte des „Ludas Matyi" in Hexametern. Es schien Anfangs, als sollte diese Form, mit welcher wir uns in den lateinischen Schulen Jahre lang plagen mussten, volksthümlich werden. Selbst der geniale Vörösmarty fügte sich in die metrischen Formen der alten Welt, wogegen die gereimte nicht metrische, zuweilen unvollkommen scandirte Strophe Alexander Kisfaludy's, wohl auch wegen ihres monotonen Tonfalles nicht populär zu werden

vermochte. Endlich nahmen Vörösmarty, Czuczor und Bajza jene Formen an, welche bei den Deutschen und Engländern gebräuchlich geworden waren, weil sie der Zivilisation der neuen Zeit am besten entsprachen; nur die künstlicheren Formen waren nicht im Stande die Popularität zu erringen, — so gelang die Einbürgerung des italienischen Sonetts nicht einmal den Meisterhänden Paul Szemere's. Die Kritik hatte zu jener Zeit besonders die Schönheit der Form für die Hauptsache erklärt und in Folge dessen trug unsere Poesie den Stempel der Kunstdichtung. Bajza, Vörösmarty und Toldy, welche das angesehenste kritische Organ leiteten, achteten hauptsächlich auf die tadellose Form. Sie stellten die Nachlässigkeit im Style, die gemeinen Ausdrücke und die regelwidrigen Reime rücksichtslos an den Pranger, weil sie von der festen Ueberzeugung durchdrungen waren, dass die Ehre der Nation es erheische, in unserer Literatur einen edleren erhabeneren Ton herrschen zu lassen, damit die Deutschen uns nach ihrer Gewohnheit nicht Barbaren schelten könnten, und damit die Franzosen und Engländer dies nicht nachplappern. Es ist übrigens Thatsache, dass die Fremden unsere Nation stets mit einem anderen Maasse messen, als unsere Nachbarn.

Die polnische Emigration, welche in Paris und London viele Freunde und Gönner fand, rief dort die slavophile Gesinnung in's Leben. Jede gute Eigenschaft der slavischen Bevölkerung, jede Annäherung derselben an die westeuropäische Zivilisation fand Anerkennung. Die Welt erwartete von ihnen nicht viel und eben deshalb überhäufte sie selbst die geringste Kulturbewegung mit Lob; bei den Ungarn dagegen fasste sie gerade nur das in's Auge, was sie von den alten

Kulturvölkern trennte, und schenkte der Verläumdung Glauben, dass wir das slavische und rumänische Volk unterdrücken. In der französischen und deutschen Literatur begegneten wir keinem Wohlwollen; die Engländer urtheilten gerechter, doch haben sie zu viel zu thun, als dass sie sich um kleinere Nationen viel kümmern könnten. Unser nationaler Stolz wurde fortwährend durch Nadelstiche verletzt, welche wir schwerer ertragen als Säbelhiebe. Es war daher natürlich, dass unser ganzes Streben dahin ging, unsere Literatur wo möglich auf das Niveau der Deutschen empor zu heben, der deutschen deshalb, weil wir diese am besten kannten und welche zu Folge unseres Erziehungssystems dem Mittelstande, besonders aber den Frauen bekannter war, als selbst die ungarische Literatur. Es war demnach der Zweck unserer Kritik, die Schriftsteller zur Verfassung solcher Gedichte, Erzählungen und Romane zu veranlassen, welche für die in den deutschen Blättern erscheinenden Artikel Ersatz bieten, an ihre Stelle treten und die deutsche Marktliteratur aus der Gesellschaft verdrängen könnten.

Dieses Streben wurde im Ganzen genommen von Erfolg gekrönt. Vörösmarty war Tegnér, Oehlenschläger, Miczkievicz, Lenau, Zedlitz und der schwäbischen Schule, somit den beliebtesten Dichtern jener Zeit ebenbürtig, Jósika's Romane aber hielten den Vergleich mit der damaligen deutschen Romanliteratur unbedingt aus. Da trat Petőfi auf, dessen Gedichte im Tone und Metrum des ungarischen Volksliedes gehalten waren und hie und da auch die Rohheit des Volkes wiedergaben, er kümmerte sich dabei um die Form nicht viel und wich der Nachlässigkeit im Style nicht aus.

Die Kritik durfte dies um so weniger dulden, je

mehr sie zu der Ueberzeugung gelangte, dass Petőfi im Stande sei, auch in den reinsten Formen zu dichten, und dass er, nach ihrer Ansicht, nur aus muthwilligem Dünkel absichtlich das Entgegengesetzte thue, indem er jede bisherige Autorität verachte und sich um deren Regeln nicht kümmere.

Ich war damals mit Petőfi noch nicht persönlich zusammen gekommen, doch hatte ich seinen genialen Geist sogleich erkannt und darüber oft mit Bajza und Toldy gesprochen, die ihn nicht unterstützen wollten. Toldy's ernste Natur war nicht im Stande, mit jener Richtung zu sympathisiren, deren bedeutendster Vertreter in Deutschland Heine war, Heine, der aus Muthwillen sehr oft den kleinen Schritt that, welcher nach dem französischen Sprichworte das Erhabene vom Lächerlichen trennt.

Bajza aber, der scharfsinnige doch trockene Kritiker, befürchtete, dass in dem Falle, wenn die Kritik die Richtung Petőfi's begünstigte, dem Unkraute gleich, bald ein ganzer Wald von Dichtern aufschiessen dürfte, welche die Originalität in der Nachlässigkeit des Styls und in der Gemeinheit suchen würden, und dass das lümmelhafte Wesen, für welches ohnehin bei einem grossen Theile der Nation Neigung vorhanden ist, in der Literatur überhand nähme. Nur Vörösmarty erkannte in Petőfi den verwandten Genius, allein auch er trat für ihn nicht offen in die Schranken.

Während die Fürsten der Kritik Petőfi ignorirten, wurde der grosse Dichter, der seine Gedichte nicht für die Aristokratie sondern für das Volk schrieb, von Franz Császár und von Lazar Petricsevics-Horváth, welche die ungarische Literatur salonfähig machen wollten und es am liebsten gesehen hätten, wenn die

ungarische Dichtung stets im Frack und in Ballschuhen einhergegangen wäre, ja selbst von Nikolaus Szemere in derbster Weise zerzaust.

Allein die jüngere Generation theilte diese Ansichten nicht. Sie begeisterte sich an Petőfi's Gedichten, so dass im Publikum in kurzer Zeit zwei entgegengesetzte Strömungen wahrnehmbar waren. Die eine sah nur die Mängel, die andere nur die Vorzüge Petőfi's; eingehende kritische Besprechungen erschienen nicht; in den literarischen Blättern gab es blos dann und wann eine höhnische Bemerkung, während die Kaffeehäuser von Verherrlichungen des Dichters widerhallten.

Unter diesen Verhältnissen hielt ich es für nothwendig, in der „Magyar szépirodalmi szemle" (ungarische belletristische Revue), welche von der Kisfaludy-Gesellschaft herausgegeben und von Johann Erdélyi redigirt wurde, die Gedichte Petőfi's, deren erste Gesammtausgabe eben damals (1846) bei Gustav Emich erschienen war, einer genauen Kritik zu unterziehen. Sie war, wie Petőfi selbst anerkannte, in strengem, doch freundschaftlichen Sinne gehalten, und da sie anonym erschien, schrieb man sie allgemein dem Redakteur Erdélyi zu. Als diese Angelegenheit später in der Bach'schen Aera von den Blättern besprochen wurde, erklärte Erdélyi offen, dass die fragliche Kritik nicht von ihm sei, doch nannte er den Verfasser nicht, da mein Name damals so verpönt war, dass selbst die ungarische Akademie eine sprachwissenschaftliche Abhandlung, welche ich eingesendet hatte, nur pseudonym herauszugeben wagte. Es dürfte für die jetzige Generation interessant sein, mit dem Tone und den Ansichten bekannt zu werden, welche vor mehr als 30 Jahren an der Tagesordnung waren; man wird es mir daher hoffentlich

nicht übel nehmen, wenn ich einen Theil der vor 33 Jahren geschriebenen Kritik jetzt reproduzire.

V.

— — — — — — — — — — — — — — —

— Viele seiner Gedichte, ungefähr ein Viertel der Gesammtausgabe, sind wahre Volkslieder, welche hinsichtlich des Gegenstandes und der Form sich mit den besten jener Volkslieder messen, welche uns die Sammlung Erdélyi's zur grossen Freude der ganzen Nation geboten hat. Die unnachahmliche Naivetät, der eigenthümliche Alfölder Geschmack, der volksthümliche Charakter dieser Lieder Petőfi's verleiht ihnen einen bleibenden Werth. Sie leben schon jetzt im Volksmunde; dies bietet der Popularität Petőfi's eine festere Grundlage, als das Urtheil der hauptstädtischen Kritik."

— — — — — — — — — — — — — — —

„Obwohl jedoch die dichterische Natur Petőfi's sich in seinen Volks- und Liebesliedern als vollkommen gesund bekundet, vermochte doch auch er dem krankhaften Zustand des sogenannten Weltschmerzes nicht immer auszuweichen. Die Ursache dieser Stimmung ist bei Petőfi nicht recht klar; der Tod seiner Geliebten motivirt diesen Seelenzustand nicht zur Genüge, denn er schrieb vor dieser Katastrophe ebenso bittere Gedichte, wie nach dem grossen Verluste, Gedichte, in welchen der Verfasser sich so toll geberdet, als ob er die ganze Erde zum Frühstück verschlingen und dann zur Beförderung der Verdauung den ganzen Ozean austrinken wollte, und doch entspringen seine Klagen nur daraus, dass die Kritik ihn unbillig behandelt und dass er kein Geld hat, was er mit Heine'schem Hohne

mehrmals wiederholt. Allein der Gegensatz zwischen der reichen, mit Schätzen beladenen Phantasie des Dichters und zwischen seinem ärmlichen, leeren Geldbeutel ist in Ungarn keine neue Erscheinung, sie trat uns schon so oft vor die Augen, dass selbst Petőfi nicht im Stande ist dieser Lage Interesse zu verleihen. Ausserdem findet die Manier, in welcher mehrere dieser Gedichte geschrieben sind, unsere Billigung keineswegs, denn er entflammt das Herz des Lesers nur deshalb zu edleren Gefühlen, um es am Ende mit dem kalten Wasser der prosaischsten Alltäglichkeit zu überschütten. Derartige Bajazzo-Scherze sind mit der Würde der Poesie nicht vereinbar; man darf nicht mit edlen Gefühlen ein frivoles Spiel treiben."

— — — — — — — — — — — — — — —

„In einem Zeitraume von fünf Jahren hat Petőfi das Publikum mit fünfthalbhundert lyrischen Gedichten überrascht, von diesen Gedichten sind mehr als vierhundert in den jüngst verflossenen drei Jahren entstanden. Diese Zahl bekundet die Fruchtbarkeit seiner dichterischen Phantasie, eine seltene Eigenschaft, die wir bei den meisten unserer Dichter mit Bedauern vermissen und die hinsichtlich der Zukunft des Dichters, welcher laut dem, unter dem Titel-Stahlstich mit mikroskopischen Lettern angegebenen Datum soeben erst sein vierundzwanzigstes Lebensjahr zurückgelegt hat, die schönsten Hoffnungen weckt. Diese Fruchtbarkeit bietet ihm gegen die Kritik eine mächtige Waffe, denn so oft sie genöthigt ist, das eine oder das andere Gedicht scharf zu tadeln, verschafft er sich immer die Genugthuung, dass er das Misslingen eines Gedichtes durch das Gelingen neun anderer wett macht. Wir hätten es übrigens gerne gesehen, wenn Petőfi die Gesammt-

ausgabe seiner Gedichte mit strengerer Kritik redigirt und diejenigen Gedichte, welche vor einer objektiven Beurtheilung nicht Stand halten, weggelassen hätte. — Allein nicht blos in der Zahl, sondern auch in der Mannigfaltigkeit der Gegenstände bekundet sich die Fruchtbarkeit des Dichters, denn der Kreis, in welchem seine Phantasie sich bewegt, ist weit. Den Grundton bilden, wie es sich für einen jungen ungarischen Dichter ziemt, die Vaterlandsliebe, der Wein und die Liebe im Glück, Zweifel und Trauer, doch finden wir in diesen Gedichten auch warme, lebhafte Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur, zarte Familienliebe, beissenden Spott, welcher die Auswüchse des Zeitalters geisselt und philosophische Versuche, welche allerdings von einer noch unentwickelten Lebensauffassung ausgehen. Die Gedichte Petőfi's lassen uns die bunten Eindrücke eines Wanderlebens auf eine interessante Persönlichkeit wie in einem Spiegel und zwar so klar sehen, dass selbst die Mängel dieser Persönlichkeit nicht verhüllt sind. Unter diesen Mängeln verstehen wir nicht etwa den Leichtsinn Petőfi's, welchen der Dichter selbst aufrichtig eingesteht, sondern die krankhafte Eitelkeit und Ungeduld, welche jedesmal zu Zornausbrüchen führen, wenn Jemand nicht augenblicklich bereit ist, den neuen Amphion als Halbgott anzuerkennen. Diesen Fehler hat übrigens Petőfi mit vielen Staatsmännern gemein, ja er haftet, gestehen wir es offen, als nationaler Fehler in grösserem oder kleinerem Masse uns Allen an. Wir gerathen ja in die grösste Aufregung, wenn irgend ein Winkelkorrespondent eines ausländischen Blattes unser Vaterland verunglimpft; und wenn sich dann Jemand findet, der diese Angriffe zurückweist, dann ist er in unseren Augen gleich ein grosser Mann und er erfreut

sich einer dauernden Popularität, weil sie auf unserer nationalen Eitelkeit fusst. In anderen Ländern, wo das literarische und politische Leben nicht so unentwickelt und jugendlich ist wie bei uns, gehört dies ebenso zu den Unmöglichkeiten wie der krankhaft empfindliche schriftstellerische Drang, auf einen Zeitungsartikel augenblicklich mit einem Buche zu antworten. Doch kehren wir zu Petőfi's Gedichten zurück."

„Petőfi's Muse ist nicht die regelmässig schöne Erato Anakreon's oder der Sappho, nicht die erhabene Polyhymnia Pindar's, nicht das lebhafte, hübsche, neckische Wesen, welches aus Béranger's Liedern bald als Göttin, bald als Grisette zu uns spricht, nicht das blauäugige, blasse, tief empfindende, lyrische deutsche Mädchen, welches in den Gedichten Goethe's und Uhland's in unseren Herzen einen bezaubernden Wiederhall weckt, der noch nachzittert, wenn die Leier schon längst verstummt ist, und auch nicht die Fee der Italiener, die uns mit ihrem Zauberstabe in das flimmernde Land der Träume versetzt. Petőfi's Muse ist die in den Sagen des ungarischen Landvolkes lebende Königstochter mit dem Goldhaar, den Perlenthränen und dem Rosenlächeln, die aber trotzdem barfuss zum Bache geht, um das Hemde ihres Geliebten zu waschen und rothe Stiefel anzieht, wenn sie Sonntags in die Kirche gehen soll, an den Wochentagen aber vom Morgen bis zum Abend ohne Unterbrechung singt. Ja, sie singt bei guter und schlechter Laune, bei der Arbeit und beim Gelage, wenn sie liebt und wenn sie zürnt, denn Petőfi's Muse ist ein gar trotziges Mädchen, welches ganz genau weiss, dass es schön ist und dass das ganze Land sich seines Gesanges freut. Wie sollte diese Muse nicht in Zorn gerathen, wenn sich Jemand vor sie hinstellt

und sie aufmerksam macht, dass manche ihrer Lieder schwächer sind, dass hier ein falscher, dort ein zu derber Ton sich hören liess. Und doch ist dieser arglos mahnende Tadler nicht ihr Gegner, sondern ihr Freund, der es gerne sähe, wenn ihre Lieder noch klangreicher, noch geschmackvoller wären. Als eine derartige freundschaftliche Mahnung und nicht als ein feindseliges, zänkisches Gekeife möge Petőfi auch unsere Kritik betrachten, welche für seine Muse durchaus nicht überflüssig ist. Denn die bezaubernde Königstochter hat das Königreich ihres Vaters verlassen, sie wanderte durch ganz Ungarn hin und her, ja sie liess sich sogar in Pest nieder, und als sie wahrnahm, dass ihre Lieder bei Momus mehr Aufmerksamkeit erregten als bei Plutus, dem Gott der Reichthümer, wurde sie sogar von der modernen Krankheit, die wir Weltschmerz nennen, angesteckt. Wohl hat sie in Folge ihrer gesunden Konstitution diese Krankheit schon glücklich überwunden, allein die krankhafte Blässe des Gedankens hat vom Angesichte der Dorf-Königstochter den Purpur des Entschlusses weggewischt, denn sie hat sich nach deutscher Art dem Philosophiren ergeben, sie forscht nach den letzten Zielen des Weltalls, nach den Geheimnissen der Ewigkeit, nach dem Wesen des Ruhmes und der Verherrlichung; zuweilen erwacht aber noch ihre Dorf-Natur und dann antwortet ihre Phantasie auf diese tiefsinnigen Fragen mit so oberflächlicher Ungereimtheit, dass man nicht weiss, ob man die Sache ernst oder scherzhaft nehmen soll, ob Hohn oder ob Bombast aus ihr spricht? Ihre jüngsten Lieder aber sind wieder von einer anderen deutschen Phantasie, von der Weltfreiheit beseelt, für welche nur Diejenigen zu kämpfen pflegen, die vom Vaterlande und von der Nationalität keine klaren

Begriffe haben. Für die ganze Menschheit zu verbluten, war nur einem Gott gegeben, dagegen vermag selbst die herrlichste Aufgabe einzelner Menschen sich nicht höher zu erheben, als die Interessen seines Vaterlandes und die an das Vaterland geknüpften Interessen der Menschheit reichen."

VI.

So schrieb ich vor dreiunddreissig Jahren über Petőfi, doch muss ich dabei bemerken, dass er damals noch kaum die Hälfte seiner Gedichte geschrieben hatte und dass er später die an ihn geknüpften Hoffnungen nicht nur erfüllt, sondern weit übertroffen hat. Damals erkannte nur ein Theil der Nation seinen Genius an, seither verbreitete sich sein Ruf über die ganze Welt, sein Name wurde das Eigenthum der Weltliteratur. In dieser Beziehung gebührt das grösste Verdienst dem alten Freunde Petőfi's Kertbeny, den die ungarische Kritik ebenfalls schlecht behandelt, und der es zu einer der Hauptaufgaben seines Lebens gemacht hatte, für Petőfi im Auslande das Bürgerrecht zu erwerben.

Die Unmittelbarkeit ist eine Eigenschaft des Genies und ermangelt des Eindruckes auf das grosse Publikum nie, das Talent vermag diese Wirkung nicht zu erreichen; aber eben deshalb ist das Genie unfähig eine Schule zu gründen, weil die Nachahmung des Genies immer zur Manier führt. Dante fand keinen Nachfolger, die Nachahmer Homer's interessiren nur den Gelehrten, die Schule Michel Angelo's ruinirte die Kunst. Die jüngere Generation möge daher nicht vergessen, dass man die Gedichte Petőfi's anerkennen, lieben, bewundern darf, dass aber jeder, der ihn nachahmen will, von vorne herein auf den Erfolg Verzicht geleistet hat.

Die ungarische Prosa-Literatur war zu jener Zeit noch recht arm. Es gab wenig belletristische Zeitungen und keine konnte sich rühmen, Tausende von Pränumeranten zu besitzen; die Zahl der Erzeugnisse für den Lesetisch war gering, noch geringer aber die Zahl der Leser; wer lesen wollte, war auf die ausländische Literatur angewiesen. Englische Bücher kamen nur in geringer Anzahl nach Ungarn, nicht blos weil sie damals sehr theuer waren — die Tauchnitz-Edition existirte noch nicht — sondern auch aus dem Grunde, weil ebenso wie jetzt nur sehr wenige Ungarn der englischen Sprache mächtig waren. Deutsch verstand dagegen Jedermann. Allein die Literatur der Deutschen war im Niedergange begriffen; es herrschte ein nachlässiger, regelloser, langweiliger Styl, so dass nur die Dichter Freiligrath, Herwegh und Heine unsere Aufmerksamkeit zu fesseln vermochten, namentlich blieb Heine, bei welchem der grossartige Cynismus des Aristophanes mit dem eigenthümlich neckischen Muthwillen der Franzosen und dem deutschen tiefen Gemüthe gepaart war, auf die jüngere Generation unserer Schriftsteller nicht ohne Einfluss. Den Franzosen brachten wir mehr Liebe entgegen. Ihre rhetorische Vollkommenheit und der Umstand, dass das oratorische Element bei ihnen stärker entwickelt war, als das poetische, waren dem ungarischen Charakter viel sympathischer, als die verschwommenen poetischen Träume und die trockene Wissenschaftlichkeit der Deutschen, welche die Schönheit der Form oft absichtlich vermeidet. Wir liebten die psychologischen Romane von Balzac, die Grausen erregenden Geheimnisse von Soulié und Sue, die angenehmen Plaudereien von Alexander Dumas, die frauenhafte Feinheit der von George Sand durchlebten Episoden,

die trotz ihrer Uebertreibungen grossartigen Tragödien von Viktor Hugo. Wir kannten Merimé und Gozlan, Sandeau und Alfred de Vigny, doch studirten wir auch die ernsten Schrifsteller von Nisard bis Louis Blanc. Wir lasen die geschichtlichen Werke von Thiers und die philosophischen Abhandlungen von Guizot, mit einem Worte die Werke aller hervorragenden Schriftsteller der Regierungszeit Louis Philipp's, doch übte auf uns keines eine so erschütternde Wirkung, wie die berühmte Geschichte der Girondisten von Lamartine. Jedes Mitglied der jüngeren Generation hatte dieses Buch gelesen, welches vom Geist der Revolution durchdrungen ist; die Leidenschaft des Verfassers betäubt auch den Leser. Solche Werke können nur am Vorabende einer Revolution geschrieben werden, sie bereiten die Revolution vor. Deák ärgerte sich darüber; seine kühle Auffassung sah es nicht gerne, wenn die Leidenschaften aufgestachelt wurden, es war ihm unlieb, dass wir Lamartine's Buch so eifrig lasen und über die Gebühr hochschätzten.

— Ihr lebt Euch ganz in jene Zeit hinein, sagte er wiederholt, jeder von Euch wählt sich aus der Reihe der Hauptträger der französischen Revolutions-Tragödie einen Lieblingshelden aus und glaubt, dass er diese Rolle ebenfalls werde spielen können. Lamartine's Girondisten sind eine gefährliche Lektüre; das Buch ist keine Geschichte, kein Roman, aber auch keine Bibel, für welche Ihr es ansehet.

VII.

Der greise Erzherzog Josef feierte im November sein fünfzigjähriges Jubiläum als Palatin, doch war

seine Gesundheit schon sehr geschwächt, im Januar starb er. Sein Tod kam nicht unerwartet, seine Kraft war durch das hohe Alter gebrochen — er war der einzige Palatin von Ungarn, der sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum erlebte — dennoch riss mit seinem Hinscheiden wieder ein Band zwischen Wien und Ungarn entzwei. Er ward als junger Mann zum Palatin gewählt worden und da er fünfzig Jahre lang in unserer Mitte lebte, wurde er schliesslich ein Ungar, während die übrigen Erzherzoge sich als Deutsche fühlten. Wien sah ihn nur fünf Jahre lang in seinen Mauern, denn seine Kindheit und seine Jünglingsjahre hatte er in Florenz im Palaste Pitti und im Garten Boboli zugebracht, wo die Liebe zu den schönen Künsten und zum Gartenbau in seinem Herzen Wurzeln schlug. Im Vaterlande Macchiavelli's eignete er sich den feinen politischen Takt der Italiener an, dessen er später oft bedurfte, denn das Gesetz des Königs Mathias hatte dem Palatin einen so grossen Wirkungskreis eingeräumt, dass diese Stellung selbst bei einem minder misstrauischen Monarchen als Franz es war, leicht zu Verdacht Anlass geben konnte. Dazu gesellte sich der Umstand, dass der Erzherzog bei uns rasch beliebt wurde und seine Interessen mit jenen des Vaterlandes verknüpfte; bestand doch seine Dotation ausschliesslich aus ungarischen Gütern. Man verfolgte daher von Wien aus jeden seiner Schritte mit misstrauischen Blicken und war bemüht, seinen Einfluss auf die Politik möglichst zu vermindern. Nach der Ansicht des Hofes sollte seine Aufgabe blos darin bestehen, dass er ein Vollziehungsorgan der Wiener Politik sei, welche nicht von den Ministern, ja selbst nicht von Metternich, sondern ausschliesslich vom Monarchen geleitet wurde. Franz war

Herr in seinem Hause und wollte es auch stets bleiben, allein er sprach und handelte in solcher Weise, dass es den Anschein hatte, als regierten seine Minister und als wäre er selbst mit dem Gange der Dinge unzufrieden. Dem Palatin gegenüber hegte er stets Verdacht, ja als Erzherzog Josef im Jahre 1807 seinen Schnurbart wachsen liess, traute er ihm gar nicht mehr. Franz bekundete das grösste Misstrauen, als ob sein Bruder von Lossreissungsgelüsten und von dem Wunsche, eine ungarische Dynastie zu gründen, erfüllt wäre; selbst daran nahm er Anstoss, dass der Palatin seinem ersten Sohne zu Ehren des ersten Königs von Ungarn den in der Familie nicht üblichen Namen Stefan gab.

Der ungarische Erzherzog — so wurde er vom Hofe genannt — fühlte die Schwierigkeiten seiner Stellung und eben deshalb führte er in Ofen keinen grossen Hof; er wich der öfteren Berührung mit der Nation aus und nahm mit wahrhaft bureaukratischem Fleiss beim Statthaltereirathe, während des Reichstages bei der Magnatentafel den Vorsitz ein, und bemühte sich den aus Wien ihm zukommenden Weisungen, gegen welche er nur selten Bemerkungen machte, gemäss vorzugehen. Mit der Zeit begann man in Wien seine Winke zu beachten, ja man holte zuweilen selbst seinen auf Erfahrungen beruhenden Rath ein, nur befolgte man ihn nicht immer. Er unterzog sich mehrmals der Vermittlung zwischen dem Reichstage und der Krone, zum letzten Male im Jahre 1839. Seine langjährige Erfahrung und das allgemeine Vertrauen zu seiner Gerechtigkeitsliebe veranlasste die Stände, ihm wiederholt die gerechtere Repartirung der Steuern auf die Komitate, welche sonst nach einem veralteten Steuerschlüssel, nach den sogenannten Porten vor sich ging,

anzuvertrauen. Je mehr aber das Zutrauen der Nation stieg, um so weniger brachte ihm der Hof ein solches entgegen. Dieses Verhältniss erlitt selbst damals keine Veränderung, als Franz starb, denn Erzherzog Ludwig, das vollkommene Ebenbild seines verstorbenen Bruders, misstraute ihm ebenfalls, Metternich aber hatte mit der Skrupulosität des Erzherzogs Ludwig so viel zu kämpfen, dass er durchaus nicht den Wunsch hegte, die ohnehin complicirte Maschinerie der Zentralregierung durch die Einfügung eines neuen Rades noch komplizirter zu machen, der Palatin erlangte auch jetzt keinen aktiven Einfluss auf die Politik der Regierung. Die Nation wusste dies, deshalb machte sie ihn weder für die verfassungswidrigen Verordnungen von 1823, noch für die Pálffy'sche Reaktion im Jahre 1836, noch endlich für das System Apponyi-Jósika verantwortlich. Die Nation betrauerte ihn aufrichtig, gedachte aller seiner patriotischen Dienste und fühlte es, dass ihr bester Anwalt bei der Wiener Regierung leider in das Grab gesunken sei.

Der Palatin war ein eifriger Gönner des Nationalmuseums, ja man kann sagen, dass eben er der Stiftung des Grafen Franz Széchenyi den Charakter eines Museums verliehen hat, denn ohne seine Verfügungen wäre die von Széchenyi geschenkte Bibliothek und numismatische Sammlung demselben Schicksale verfallen, wie die noch viel glänzendere Stiftung des Grafen Samuel Teleki in Maros-Vásárhely. Der Erzherzog besuchte das junge Institut oft und forderte die Besitzer vaterländischer Kunstdenkmäler wiederholt auf, sie dem Nationalmuseum zu schenken. Auch der Aufschwung der Hauptstadt lag ihm am Herzen; er leitete die Verschönerungs-Kommission, seinen Ansichten gemäss

wurde der Plan für die weitere Ausdehnung von Pest und die Bauordnung festgestellt; er liess nach der Ueberschwemmung von 1838 das Niveau der ganzen Stadt heben, er brachte das Stadtwäldchen in Ordnung. Allerdings dachte er nicht daran, dass Pest eine grossartige Weltstadt werden könnte, er wollte Pest eben nur zu einer netten Provinzstadt wie z. B. Karlsruhe oder Mannheim machen, deshalb gestattete er nicht, den Häusern mehr als drei Stockwerke zu geben; auf den öffentlichen Plätzen der Stadt duldete er, obwohl ein grosser Freund des Gartenbaues, weder Bäume noch Rasen, weil dies nach seiner Ansicht mit dem Charakter einer Stadt im Widerspruche stünde. In Alcsúth liess er fortwährend Bäume pflanzen und zum grossen Aerger der Sportmen die Hasen, welche seine jungen Bäumchen oft benagten, unerbittlich verfolgen, ja er verbot es Füchse zu erlegen, weil diese die natürlichen Feinde der jungen Hasen seien. In seiner äusseren Erscheinung liebte der Palatin ebenso wie sein Bruder Franz die bürgerliche Einfachheit; er legte selten eine militärische Uniform an, in seinem abgetragenen blauen Mantel und seinem einfachen Rock glich er eher einem Professor, oder einem Sekretär, als einem Erzherzog.

Nach seinem Tode tauchte die Frage auf, wer sein Nachfolger werden sollte. Man erzählte, er habe, als er das Herannahen des Todes fühlte, an den König Ferdinand einen Brief geschrieben und ihn gebeten, dass dieser seinen Sohn Stefan zum Statthalter ernenne. Das ganze Land hegte ebenfalls diesen Wunsch, allein wir wussten, dass man in Wien anders dachte, dass man dort schon längst einen anderen Erzherzog, der in Ungarn nicht bekannt war, der die Ungarn weder kannte noch liebte, zum Palatin ausersehen habe. Wir

sahen daher mit aufgeregter Stimmung der Entscheidung, der Ernennung des Statthalters entgegen, welcher dann bei der durch den Reichstag vorzunehmenden Palatinalwahl der Kandidat der Regierung gewesen wäre.

Ich befand mich damals in Pest und als ich dort mit Széchenyi zusammenkam, äusserte ich mich vor ihm halb scherzend halb ernst: wenn der Erzherzog Stefan nicht zum Statthalter ernannt werden sollte, sei es wahrscheinlich, dass man ihn, den verdienstvollsten Magnaten des Landes zum Palatin wählen würde, denn es ginge doch nicht an, ihn aus der Kandidation auszulassen und ein anderer Erzherzog als Stefan könne nicht auf die Majorität rechnen. Széchenyi war betroffen, als er dies hörte; er glaubte in der That, dass dies der geheime Plan der Opposition sei und deshalb schrieb er sogleich nach Wien, man möge mit der Ernennung des Erzherzogs Stefan eilen. Das Pester Komitat berief eine Kongregation ein, auf welcher Kossuth in einer herrlichen Rede die Verdienste des verstorbenen Erbobergespans beleuchtete und den Antrag stellte, dass auf dem Reichstage der Erzherzog Stefan zum Palatin gewählt werde. Wenige Reden des grossen Volkstribuns können sich hinsichtlich der regelmässigen Schönheit und Formvollendung mit dieser messen.

Man säumte in Wien mit der Ernennung des Erzherzogs Stefan nicht. Zur Installation des Statthalters als gleichzeitigen Obergespans des Pester Komitates kam als Vertreter des Königs der junge Erzherzog Franz Josef nach Pest, welcher die Installationsrede mit viel reinerer ungarischer Aussprache hielt, als die des Erzherzogs Stefan war. Paul Nyáry, der damals Vicegespan war, hörte die Rede des kaum den Kinder-

jahren entwachsenen Erzherzogs mit staunender Bewunderung an und brach der Erste in fieberhaft begeisterte Éljenrufe aus. Die Kongregation gestaltete sich zu einem dynastischen Feste, die Opposition bekundete noch grössere Begeisterung, als die Regierungspartei.

VIII.

Nachdem Kossuth von der journalistischen Laufbahn verdrängt worden war, entwickelte er auf sozialem Gebiete eine unermüdliche Thätigkeit, welche hauptsächlich der Hebung der Industrie gewidmet war. Auf den vierteljährlichen Versammlungen des Industrievereines und des Schutzvereines brachte Kossuth den Komitatsadel mit den Kaufleuten und Industriellen in Berührung. Dort lernte jeder Landjunker die Wichtigkeit der industriellen Interessen und die schädlichen Wirkungen der Zolllinie zwischen Ungarn und Oesterreich kennen, die Kaufleute und Gewerbetreibenden dagegen begannen die volkswirthschaftliche Bedeutung ihrer Interessen zu fühlen und den politischen Einfluss, welcher ihnen gebührte, zu beanspruchen. Die Industrieausstellung, welche Kossuth in den Vorhallen des Museums veranstaltete, zog die Aufmerksamkeit des ganzen Landes auf sich; selbst der greise Palatin besuchte sie und sprach sein Erstaunen über die Fortschritte der Industrie während der letztverflossenen drei Jahre aus. Wir schrieben diese Wirkung dem Schutzvereine zu; sie hatte die gute Folge, dass selbst Diejenigen, die nicht zu unserem Vereine gehörten, die vaterländischen Erzeugnisse nicht mehr ignorirten, sondern ihnen den Vorzug gaben. Wir legten damals auf die Meinung des Auslandes, welches uns nur durch die vermittelnde

Wiener Brille zu betrachten pflegte und dem gemäss für Barbaren hielt, grosses Gewicht. Wir fühlten es, wie sehr wir der Sympathien der westeuropäischen Kulturvölker bedurften und aus diesem Grunde waren wir bemüht, ihre Aufmerksamkeit auf uns zu lenken. Wir übersetzten daher die Rede, mit welcher Graf Kasimir Batthyányi als Präsident die Ausstellung eröffnet hatte, ferner den umfassenden Bericht Kossuth's als Direktor, in welchem er besonders die für unsere Industrie tödtlichen Wirkungen der Zwischenzolllinie darlegte, in's Deutsche und liessen sie mit einem Vorworte, dessen Verfassung mir übertragen worden war, in Leipzig drucken.

Auch die Regierung kam zu der Einsicht, dass Reformen unerlässlich seien und dass man die Förderung der materiellen Interessen in Ungarn nicht weiter hinausschieben könne. Hiezu war für sie nach ihrer Ansicht einerseits die Majorität auf dem Reichstage, andererseits aber, da Reformen kostspielig sind und ohne Geld keine Investitionen gemacht werden können, ein entsprechender Geldfond erforderlich und zwar ein Fond, welcher von den Beschlüssen des Reichstages unabhängig und seiner lästigen Kontrolle entzogen wäre. Diesen Fond meinte die Regierung durch die Einführung des Tabakmonopols schaffen zu können. Da aber eine so einschneidende finanzielle Massregel gewiss auf Antipathien stossen würde, sei es nothwendig die Nation auf diese Idee nach und nach vorzubereiten, vor Allem aber eine Partei zu schaffen, auf welche die Regierung sich zuversichtlich stützen könnte. Die Konservativen veranstalteten daher im November eine öffentliche Versammlung, an welcher im Ganzen 122 Regierungsanhänger theilnahmen; es hatten sich Obergespäne,

Administratoren, die Mitglieder des Statthaltereirathes, der königl. Kurie und der Kammer, viele Magnaten, einige ehemalige Deputirte und Diejenigen, die auf höhere Aemter aspirirten, eingefunden. Die Versammlung veröffentlichte ein Programm in zwölf so weitschweifigen Punkten, als hätte sie ein deutscher Professor verfasst, doch bestand die Quintessenz dieser Punkte blos darin, dass die Versammelten sich als Partei konstituirten, um die Regierung zu unterstützen und ihr zur Majorität zu verhelfen, ferner sollte die Partei sich auch in den Komitaten organisiren, um durch Stimmenmehrheit alle Anträge der Liberalen zu verwerfen, denn die Initiative gebühre keineswegs der Opposition, sondern nur der Regierung. Die konservative Partei stellte deshalb kein detaillirtes Programm auf, sie erklärte blos, dass sie ganz und vollständig eine Regierungspartei sei.

Dies war in neuerer Zeit die erste politische Versammlung ausserhalb des Rahmens der Komitate, die erste Gelegenheit, bei welcher sich eine politische Partei konstituirte. Natürlich organisirte sich nun auch die Opposition zu einer über das ganze Land verbreiteten Partei. Die Versammlung fand in den Salons des Grafen Louis Batthyányi in jenem Eckhause der Hatvanergasse statt, in welchem sich jetzt das Nationalkasino befindet und wo wir auch früher während der grossen Pester Jahrmärkte zusammenzukommen pflegten. Deák war durch seinen Gesundheitszustand verhindert, an der Versammlung theilzunehmen — er litt an einem Halsübel und hatte beinahe die Stimme gänzlich verloren — doch verfasste er die oppositionelle Erklärung, welche wir annahmen. Diese Erklärung unterschied sich vom verschwommenen, nichtssagenden Programme

der Konservativen sehr vortheilhaft; sie hob die Punkte hervor, deren Erreichung die Opposition zunächst anstreben wolle, dahin gehörte vor Allem die Besteuerung der Adeligen, die Abschaffung des Urbarialverhältnisses, die Abschaffung der Avitizität und die Regelung der Vertretung der Städte im Reichstage. Ich nahm an den Berathungen dieser Versammlungen lebhaften Antheil und hielt mehrere gelungene Reden; veröffentlichte ferner mehrere Artikel über die Grundentlastung und kultivirte meine Korrespondenz mit der Augsburger „Allgemeinen Zeitung." Mittlerweile nahm die Zeitungspolemik einen immer erbitterteren Verlauf. Der Ton der konservativen Blätter wurde von Tag zu Tag schnippischer, sie sprachen im Bewusstsein ihrer Offiziösität von den Liberalen in wegwerfender Weise, bis endlich Vida von Irányi gefordert wurde und eine Kugel in den Arm erhielt. Von da an befleissigte sich der „Hiradó" eines ehrbareren Tones. Nun veröffentlichte aber Széchenyi unter dem Titel „Programmtöredék" (Programmbruchstück) eine Brochure, in welcher er Kossuth äusserst heftig angriff und auf die Opposition so giftige Pfeile abschoss, dass die öffentliche Meinung sich vom grossen Grafen beinahe ganz abwandte, denn bei uns liebt man die Männer nicht, welche die Infallibilität für sich in Anspruch nehmen und jede Idee, jede Modalität, welche von ihren Ansichten abweicht, verdammen. Széchenyi sprach aber, im Bewusstsein seiner glühenden Vaterlandsliebe und indem er seine Erfahrung überschätzte, das Anathema über jede Sondermeinung, besonders aber über Kossuth aus, dessen Thätigkeit er mit höhnischer Verachtung behandelte.

Allerdings gerieth zu jener Zeit eine der von

Kossuth in's Leben gerufenen Unternehmungen, die Handelsgesellschaft, in eine üble Lage. Der Direktor dieser Gesellschaft, Paul Szabó d. J., vermochte nicht mehr in Abrede zu stellen, dass mehrere seiner Geschäftsunternehmungen misslungen seien und eine solide englische Firma strengte einen Prozess gegen die Gesellschaft an, deren Kredit zu wanken begann. Unter solchen Verhältnissen trat Graf Kasimir Batthyányi vom Präsidium der Gesellschaft zurück. Kossuth, der dadurch in Verlegenheit gebracht wurde, wendete sich nun brieflich mit dem Ersuchen an mich, dass ich das Präsidium übernehme, das Vorgehen Szabó's streng untersuche und Klarheit in die Sache bringe, denn da die Errichtung der Gesellschaft mit seinem Namen in Verbindung stehe, liege ihm ihr Schicksal am Herzen. Es kostete mich Ueberwindung das Präsidium zu einer Zeit zu übernehmen, in welcher Andere sich bemühten, aus dem Verwaltungsrathe auszutreten; ich that es aber doch und unterzog die bisherige Geschäftsleitung einer strengen Prüfung, wobei ich die Entdeckung machte, dass die Bücher gefälscht worden seien. In Folge dessen entfloh Szabó und die Gesellschaft musste liquidiren.

IX.

Die Gestirne waren im Jahre 1846 für die Landwirthschaft nicht günstig; fortwährendes Regenwetter vernichtete die Ernte nicht nur in Ungarn, sondern beinahe in ganz Europa. In England wurde von Sir Robert Peel selbst unter Verleugnung der torystischen Prinzipien, durch welche er soeben erst zur Regierung gelangt war, die Abschaffung der Korngesetze, welche den Grundbesitzern einen Schutzzoll gewährten, bean-

tragt; er nahm die Prinzipien der Manchesterpartei an, die drohende Hungersnoth brach selbst die traditionelle Parteiorganisation. Für Irland kam diese Massregel zu spät; eine furchtbare Hungersnoth dezimirte die Bevölkerung, zu Hunderttausenden wanderten die Leute nach Amerika aus, die Insel verlor ein Viertel ihrer Einwohner. In Ungarn, wo die nördlichen Komitate schon im Jahre vorher eine schlechte Ernte gehabt hatten, trat ebenfalls grosse Noth ein, und die Regierung war nicht im Stande zu helfen. Nun nahmen einige Komitate die Unterstützung der Nothleidenden in die Hand, wobei Neograd mit gutem Beispiele voranging. Die Kongregation dekretirte die Besteuerung der Grundherren, damit man den Hungernden durch die Ausführung öffentlicher Arbeiten eine Erwerbsquelle eröffnen könne, und es fand sich kein einziger Adeliger, der gegen diesen Beschluss, welcher über die Grenze der Befugnisse des Komitates hinausging und die Privilegien der Adeligen in radikaler Weise verletzte, protestirt hätte; jeder zahlte den auf ihn entfallenden Betrag ein. Dies genügte jedoch zur Linderung des Elends nicht. Ich und meine Frau erkannten es als unsere Pflicht, für unsere Urbarialunterthanen, welche übrigens noch immer besser daran waren als die Bauern in den benachbarten nördlicheren Komitaten, zu sorgen. Ich liess daher durch die feuchten Wiesen Entwässerungsgräben ziehen, Dämme errichten und im Walde Holz schlagen; Therese entwickelte eine unermüdliche Thätigkeit, sie liess täglich für hundert Personen kochen. Einen Thurm der alten Szécsényer Burg richteten wir zum Hospital ein, der zweite war schon seit lange ein Getreidemagazin, der dritte wurde zu einer lutherischen Kirche umgestaltet. Monate lang waren wir Zeugen

der furchtbaren Leiden des Volkes. Die Mehrzahl ertrug das Elend in stummer Ergebung, doch fanden sich auch solche Individuen, welche meinten, dass sie zu unglücklich seien, als dass sie arbeiten könnten; diese Leute blieben natürlich sich selbst überlassen, sie zogen bettelnd im Lande umher.

Diese Hungersnoth, ja selbst die Erinnerung daran, machte auf die Gemüthsstimmung des Volkes einen so tiefen Eindruck, dass es in einem grossen Theile Europa's, ja selbst bei uns für die Idee der Auflösung des sozialen Verbandes empfänglicher wurde.

Zu derselben Zeit wurden die Gemüther in Italien durch ein unerwartetes Ereigniss in Aufregung versetzt. Papst Gregor XVI. starb und zu seinem Nachfolger wurde Pius IX. gewählt, der die Idee der italienischen Einheit wieder erweckte. Die ganze Halbinsel gerieth in Gährung, in allen Städten wehte die päpstliche weiss-gelbe Fahne, die welfische Gesinnung kam zum Durchbruch und die ganze italienische Nation erwartete nicht ohne Grund, dass Pio Nono das berühmte Wort des Papstes Julius II.: „fuori i barbari" (Hinaus mit den Barbaren) wiederholen und Italien zu einem einheitlichen Staate unter der päpstlichen Tiara vereinigen werde. Die Könige und Regierungen erschraken, doch wurde durch die unerwartete Wendung Niemand so sehr überrascht, wie Metternich, der nicht umhin konnte, seinen bösen Ahnungen in einem intimen Kreise Ausdruck zu geben; der Fürst sagte, er sei auf Alles vorbereitet gewesen, nur auf Eines nicht, nämlich auf einen liberalen Papst, welcher die konservative Gesinnung zu Grunde richtet. Und in der Schweiz kam es in der That zu einer Störung des Friedens. Der Bund der katholischen gegen die liberalen Kantone, welche

die Majorität errungen, die Verfassung in zentralisirender Richtung revidirt und die Allgewalt der Kantone beschränkt hatten, führte zum Krieg. Guizot, der französische, und Metternich, der österreichische Ministerpräsident hätten gerne eine bewaffnete Intervention in Scene gesetzt, denn es galt ja das glimmende Feuer zu ersticken, welches in Flammen ausbrechen, den Brand in die Nachbarschaft hinüber tragen und überall die Friedensstörer ermuthigen konnte. Allein bevor noch die diplomatischen Vorbereitungen getroffen waren, hatte Dufour, der Kommandant der Schweizer Zentralarmee, den Sonderbund angegriffen, die katholische Armee zerstreut und die widerspenstigen Kantone besetzt. Der rasche Sieg der Liberalen vereitelte die Intervention; die Ordnung war hergestellt und es gab keinen Vorwand mehr an den vollendeten Thatsachen zu rütteln, denn die Schweizer hatten die Zentralgewalt gekräftigt und blos dasselbe gethan, was auch die ungarische Regierung anstrebte, nur hatten sie in liberaler Richtung zentralisirt, während unsere Regierung in reaktionärer Richtung zentralisiren wollte.

Während sich der Zündstoff in ganz Europa anhäufte und die Verhältnisse sich immer mehr verwirrten, musste der deutsche Bundestag in Frankfurt ernste Berathungen über die Frage pflegen, welcher Titel den kleineren deutschen Fürsten gebühre. Die Königin von England hatte nämlich angeordnet, dass ihr Gemahl, der Prinz Albert, am englischen Hofe den Titel „königliche Hoheit“ führen solle. Hierauf verlangten mehrere regierende Fürsten in Deutschland, nach deren Ansicht dem Prinzen Albert als zweitgeborenem Sohne einer Seitenlinie des königlichen Hauses von Sachsen blos der Titel „Durchlaucht“ gebühre, dass ihre Höfe und

Unterthanen sie ebenfalls „königliche Hoheit“ nennen sollten, die kleinsten aber wollten nicht mehr „Durchlaucht“, sondern „Hoheit“ genannt werden. Daraus entwickelte sich eine grosse Frage. Die Könige und die konservativen Staatsmänner waren der Ansicht, dass der Titel „königliche Hoheit“ ausschliesslich den Mitgliedern königlicher Familien und den Grossherzogen für ihre Person gebühre; sie betrachteten es daher als eine unverschämte Usurpation, wenn auch Andere diesen Titel beanspruchten. Die Letzteren dagegen liessen durch ihre staatsrechtlichen Professoren das Prinzip aufstellen, dass solche Familien, welche unter ihren Ahnen auch gekrönte Kaiser besitzen, den Titel „königliche Hoheit“ verdienen; darauf wurde wieder entgegnet, dass es undenkbar sei, die Miniaturfürsten von Schwarzburg-Sondershausen „königliche Hoheit“ anzusprechen, ja es läge darin sogar eine Entwürdigung dieser Titulatur. Nach langen diplomatischen Verhandlungen wurde schliesslich zwischen Oesterreich und Preussen das Uebereinkommen getroffen, dass die kleinen Fürsten künftig den Titel „herzogliche Hoheit“ führen sollten. In Shakespeare's Dramen wird der Ernst des erhabenen Gedichtes oft durch die schalen Witze des Klown unterbrochen; — einen ähnlichen Eindruck machte es, dass der Frankfurter Bundestag sich ernstlich mit Titelfragen beschäftigte, während am Horizonte schon die ersten Blitze der Revolution zuckten und das Murren fernen Donners an das Ohr des aufmerksamen Beobachters schlug.

X.

Da der Reichstag für den November 1847 einberufen war, trafen wir zu Ende September die Vor-

bereitungen für die Deputirtenwahl. Graf La Motte, der Obergespans-Stellvertreter oder Administrator des Neograder Komitates sah ein, dass es in einem so oppositionellen Komitate nicht möglich sei die Feststellung einer konservativen Instruktion zu erzwingen. Er nahm deshalb auf die Wahlbewegung keinerlei Einfluss und war sehr zufrieden, dass der Vicegespan Nepomuk Károlyi, welcher der Regierung geneigt war, jedenfalls zu einem der zwei Deputirten gewählt werden würde. In Neograd wurde nämlich seit Menschengedenken immer ein Vicegespan und ein Deputirter aus der Reihe der Katholiken gewählt, während der andere bald ein Lutheraner, bald ein Kalviner war. Gegen Károlyi fand sich von katholischer Seite kein Gegenkandidat, wir konnten daher gegen ihn keine Einwendung machen, um so grösser war der Zwiespalt hinsichtlich des protestantischen liberalen Kandidaten. Franz Kubinyi, ein Veteran des politischen Lebens, schon seit 1823 ein muthiges Mitglied der Opposition, den das „glorreiche“ Neograder Komitat (so lautete das Epitheton dieses Komitates in allen bombastischen Reden) schon zweimal zum Deputirten gewählt hatte, trat wieder auf. Als eifriger Archäologe und als Busenfreund meines verstorbenen Kousins Karl suchte er auch mich auf.

— Ich würde gerne noch einmal gewählt werden, sagte er, Du weisst ja: Consul tertium; thut es mir noch einmal zu Gefallen, dann will ich Euch nicht mehr belästigen.

Ich sagte ihm meine Stimme und meinen Einfluss, der nicht unbedeutend war, denn die Herrschaft Szécsény verfügte über 200 Stimmen, bereitwillig zu. Kubinyi hielt sich des Sieges sicher, als ihm von einer

Seite, von welcher wir es durchaus nicht erwarteten, ein Rivale entgegentrat. Otto Dessewffy, der mit seinem älteren Bruder Hiob*) das vom Vater ererbte Gut gemeinschaftlich bewirthschaftete und ein äusserst sparsamer Mensch war, hatte im Laufe der Jahre eine bedeutende Summe Geldes erspart. Er meinte nun, dass er dieses Geld nicht besser verwenden könne, als wenn er zur Ehre der Familie seinen Bruder Hiob zum Deputirten wählen lasse. Hiob war allerdings ein achtbarer, wackerer Landjunker, doch vermochte er weder eine Rede zu halten, noch auch guten Rath zu ertheilen, sein jüngerer Bruder übertraf ihn in jeder Beziehung, aber wer kann die Launen der Menschen ergründen! Hiob trat in der That als Kandidat auf. Vielleicht bestand irgend eine Spannung zwischen den Familien Dessewffy und Kubinyi, obwohl beide zur lutherischen Kirche und zur Opposition gehörten, gewiss ist aber, dass die Ruhe des Komitates ausschliesslich aus persönlichen Rücksichten gestört wurde; keiner der zwei Kandidaten wollte nachgeben. Nun ging das Kortestreiben, das Werben um die Stimmen des Bundschuh-Adels an; die Zigeuner spielten ihre feurigsten Weisen, der Wein floss in Strömen — wie das ungarische Sprichwort lautet — von Henczida bis Bonczida, die Wirthshausbesitzer hatten goldene Tage, denn beide Parteien gingen mit dem Gelde verschwenderisch um. Ich konnte mich der Bewegung nicht entziehen, auch

*) In der Familie Dessewffy kommen die Namen Thomas und Hiob sehr oft vor, weil einer der Ahnherren dieser Familie in seinem Testamente seine Nachkommen verpflichtete, ihre Söhne auf den Namen Thomas zu taufen, damit sie den Deutschen nicht glauben sollen, und auf den Namen Hiob, damit sie lernen sollten Leiden zu ertragen, denn unter den Deutschen werde dies eine sehr nothwendige Eigenschaft sein.

bei mir fanden Versammlungen und Gastmähler der Partei Kubinyi's statt und Therese agitirte mit Begeisterung für unsern alten Freund, doch betrübte es mich tief, dass die freundschaftlichen Verhältnisse im ganzen Komitate nicht um eines Prinzipes, sondern um kleinlicher Eitelkeit Willen gestört wurden. Paul Szontágh, der uns bisher täglich besucht hatte, agitirte nun für Dessewffy und in Folge dessen sahen wir einander seltener; aber wenn wir zusammen kamen, klagten wir Beide, dass das Volk demoralisirt werde, dass das verschwendete Geld besser zur Errichtung von Schulen hätte verwendet werden können und dass diese Schulen für das Vaterland jedenfalls nützlicher wären, als die Anwesenheit gleichviel ob Kubinyi's oder Dessewffy's in Pressburg. Leider hatte das Kortesunwesen, welches im ersten Viertel des Jahrhunderts eben im Neograder Komitate in's Leben gerufen worden war, als Gyurcsányi den Vicegespan Muzslay durch die Stimmen des verbauerten Bundschuh-Adels aus dem Amte verdrängte, so tiefe Wurzeln geschlagen, dass das Unkraut bei jeder wiederkehrenden Gelegenheit in die Halme schoss. Von 1823 bis 1847 wurde im Neograder Komitate gewiss mehr als eine Million zu Wahlzwecken ausgegeben; mit diesem Gelde hätte man Anstalten errichten können, welche das Komitat des Epithetons „glorreich" in der That würdig gemacht hätten.

Während der Wahlagitation machte Erzherzog Stefan eine Rundreise durch das ganze Land, um sich vorzustellen, die verschiedenen Gegenden des Landes kennen zu lernen und mit den Komitats-Notabilitäten bekannt zu werden. Auf dieser Rundreise war Baron Nikolaus Vay, der mir seit meinen Juratenjahren stets sein Wohlwollen bewahrt hatte, der Führer und

Mentor des Erzherzogs. Die Komitate empfingen den durchlauchtigsten Gast mit Böllerschüssen, unter Triumphbögen, mit Begrüssungsreden, Festessen und Huldigungstoasten; es war eine Periode der bombastischen Phrase und der leeren Schmeichelei im patriotischen Gewande.

Dieses Verhalten war um so widerlicher, je schärfer sich von Tag zu Tag der Gegensatz zwischen der Regierung und der Majorität der Nation gestaltete. Als es daher in Balassa-Gyarmath in der Komitatskongregation zur Sprache kam, dass der Erzherzog auch uns besuchen und seine Rundreise hier ihren Abschluss finden werde, stellte ich vor der Ernennung der Begrüssungskommission den Antrag, dass die Kommission des Neograder Komitates nicht nur huldigende Ehrenbezeugungen darbringen, sondern mit männlicher Offenheit den Gefühlen des Komitates Ausdruck geben möge, damit der künftige Palatin wenigstens einmal die Wahrheit zu hören bekomme und erfahre, dass hier Patrioten, nicht Höflinge wohnen. Der Antrag wurde mit Begeisterung angenommen, allein der Vicegespan weigerte sich nun die Begrüssungsrede zu halten; er meinte, dass der Antragsteller am besten geeignet wäre, die Ansichten des Komitates zum Ausdruck zu bringen. Der Obergespans-Stellvertreter benachrichtigte sogleich den Hofkanzler und den Erzherzog von diesem Beschlusse und bald darauf erhielt ich vom Baron Nikolaus Vay einen Brief, in welchem er mich bat, dass ich ihm meine Rede noch vor dem Empfangstage mittheilen möge, damit der Erzherzog sich auf die Antwort vorbereiten könne. Ich sandte daher meine Rede dem Baron Vay zu und änderte in Folge seiner Bemerkungen bereitwillig einige schärfere Ausdrücke ab, da es mir dabei nicht sowohl um die Worte, als um den

Geist zu thun war. Aus dieser Zeit stammen einige Dutzend Epigramme, welche ich und Paul Szontágh in den Stunden heiterer Laune verfassten. Sie bezogen sich auf die bedeutenderen Männer unseres Komitates, doch schonten wir auch uns selbst nicht; wir sandten den ganzen Strauss an Vay und an Franz Toldy, der an solchen Dingen grosses Vergnügen fand. Wenn ich mich recht entsinne, schrieb ich über Szontágh folgende Disticha :

Szolgabiránk hanyag, ezt panaszolja a Szécsenyi járás,
Nem végez semmit, semmire sincs ideje.
Centralizálni akar s példájával bizonyítni,
Hogy mindenkép rosz a megye szerkezete.

(Unser Stuhlrichter ist nachlässig, so klagt der Szécsényer Bezirk, er beendet nichts, zu nichts hat er Zeit. Zentralisiren will er und durch sein Beispiel beweisen, dass die Organisation des Komitates in jeder Beziehung schlecht ist.)

Er antwortete darauf, indem er auf meine Kurzsichtigkeit anspielte :

Éles ugyan nyelved, de hiányzik az éle szemednek,
Élesb szem, sima nyelv, Pulszky, nem ártana meg.

(Scharf ist wohl Deine Zunge, doch fehlt Dir die Schärfe des Auges, ein schärferes Auge, eine glatte Zunge, Pulszky, würde Dir nicht schaden.)

XI.

Als endlich der Erzherzog ankam, begrüsste ich ihn mit der folgenden Rede :

„Mit Glückwünschen empfangen die Stände des Neograder Komitates Ew. k. Hoheit bei der Beendigung der Rundreise, auf welcher Ew. kaiserliche Hoheit das Land näher kennen zu lernen wünschte, wie ein Baumeister, welcher vor dem Beginne des Baues den Grund

untersucht, auf welchem er bauen soll. Ew. Hoheit bereiste in dieser Weise das Land von dem Felsen von Dévény bis zum eisernen Thor, von der Tátra bis wo das Meer die Küste Ungarn's bespült, und sah das Vaterland, welches die Natur mit ihren besten Gaben beschenkte, mit fruchtbarem Boden in den Thälern und auf den Ebenen, mit edlen Weinen und reichen Erzen auf und in den Bergen, mit einem milden Klima überall und mit mächtigen Strömen, welche den Verkehr vermitteln. Das Volk aber, welches unser Vaterland bewohnt, behauptet mit Stolz seinen Platz in der Reihe der Nationen, deren mächtige Schutzmauer gegen die orientalische Barbarei es Jahrhunderte lang war. Und dieses Land, welches berufen wäre der blüthenreichste Garten Europa's zu sein, liegt vernachlässigt vor unseren Augen da, das Volk, dessen Herz für alles Schöne und Edle pocht, versteht es wegen mangelhafter Kultur nicht, die reichen Geschenke der Natur auszunützen, denn durch Sprache, Religion und bürgerliche Standesunterschiede getrennt, war es in Folge der fehlenden Interessengemeinschaft noch nicht im Stande, sich zu einer Nation zu entwickeln; der Adel aber, der vermöge seiner Privilegien, seines Besitzes und seiner Bildung an der Spitze des Volkes steht, ist in Parteien getrennt, ist von Misstrauen erfüllt; er kennt wohl die Lage des Landes und die Gefahren, die es bedrohen, doch kennt er auch seine Unzulänglichkeit, aus eigener Kraft die Wiedergeburt des Landes herbeizuführen; die Privilegien, welche ihn vom Volke absonderten, gereichen nur dazu, dass er um so schärfer die Entfernung ermesse, welche ihn von der Befriedigung seiner Wünsche trennt, und dass er das Schwankende unserer Zustände um so tiefer empfinde.

Es ist dies ein trauriges Bild, kaiserliche Hoheit, allein wir sind überzeugt, dass nicht blos die Nation die Schuld an diesem vernachlässigten Zustande des Landes trägt. Die Wunden, welche durch die Unfälle der verflossenen Jahrhunderte dem Vaterlande geschlagen wurden, vernarben nur langsam, und was seither geschah, ist nicht geeignet, das Vertrauen in unseren Herzen Wurzeln schlagen zu machen. — Die in den unteren Schichten vorkommende ungenügende Achtung vor dem Gesetze kann sich noch immer darauf berufen, dass man auch von oben die Gesetze nicht vollstreckt, ja dass selbst das Fundamentalprinzip unseres Konstitutionalismus noch immer nicht derartig gesichert ist, dass man wegen desselben keine Besorgnisse zu hegen brauchte, denn unsere Komitatsorganisation, dieses Palladium unserer Freiheit, ist wenigstens nach unserer Ueberzeugung Gefahren und Angriffen ausgesetzt. Vergebens sucht die Nation unter Denjenigen, die über ihre Zukunft entscheiden, einen Mann, dessen Auge hinreichend scharf, dessen Wille hinreichend fest, dessen Vaterlandsliebe hinreichend glühend, dessen Popularität hinreichend verbreitet wäre, damit er im Stande sei, unsere Uebel zu erkennen und ihnen abzuhelfen, die Parteien zu versöhnen, das Vertrauen wieder herzustellen und den Absichten Sr. Majestät des Königs gemäss den materiellen und geistigen Aufschwung des Landes herbeizuführen.

Ein Gefühl des Unbehagens erfüllt die Gemüther der Staatsbürger, es gibt keine Klasse, keine Konfession, welcher nicht das Traumbild einer schöneren Zukunft vorschweben würde; wir Alle ahnen, dass das Vaterland an der Schwelle einer grossen Zukunft steht, welche die Wiedergeburt oder den Tod der Nation in

sich birgt. Die Völker fühlen dies, wenn sie Männern begegnen, deren Geist im Stande ist ihre Zukunft zu gestalten. Aus diesem Grunde bannt das Erscheinen Ew. kaiserliche Hoheit jeden Unterschied der Klassen, Konfessionen und Parteien, und das Vaterland fühlt sich für einen Moment glücklich, denn es sieht seine Söhne ohne Ausnahme in der allgemeinen Begeisterung beim Empfange Ew. kaiserl. Hoheit vereint; der Fluch der Ungarn, der Zwiespalt, verschwindet, wo Ew. kaiserl. Hoheit erscheint. Diese Begeisterung wurzelt nicht blos in den pietätsvollen Erinnerungen der Vergangenheit, denn wir begrüssen in Ew. kaiserl. Hoheit nicht nur den hoffnungsreichen Sohn eines glorreichen Vaters, nicht blos das theuerste Vermächtniss des verewigten Palatins, des treuen Hüters unseres Konstitutionalismus und unserer Nationalität während eines halben Jahrhunderts, sondern wir begrüssen in Ew. kaiserl. Hoheit zugleich die Hoffnung auf eine glückliche Zukunft, die nahende Grösse des Vaterlandes, die Freiheit der Staatsbürger, die allgemeine Wohlfahrt, weil wir wissen, dass Sie durch gleich heilige Bande mit dem Vaterlande und mit unserem allerdurchlauchtigsten Herrn verknüpft ist, weil wir wissen, dass Ihre Nähe zum Throne Sie von der Nation nicht entfernt, weil wir wissen, dass die hohe Stellung, zu welcher der einhellige Wille der Nation Ew. kaiserl. Hoheit empor heben wird, als schönste Pflicht den erhabenen Beruf mit sich bringt, der Vermittler zwischen der Nation und dem Monarchen zu sein. Wir wissen, dass Ew. kaiserl. Hoheit es empfindet, wie grossartig die Aufgabe ist, eine Nation für die Menschheit zu erhalten und zu entwickeln, und wir hoffen, dass Sie die zur Ausführung dieser Aufgabe erforderliche Kraft eben in der Grösse der Aufgabe

finden werden. Wir sehen daher der zweifelvollen Zukunft muthig entgegen, denn wir sind von dem Vertrauen erfüllt, dass Ew. kaiserl. Hoheit das Vaterland aus der drückenden Lage befreien werde, in welche es durch die Ungunst der Vergangenheit, durch unsere Fehler und durch die Fehler jener Männer versetzt wurde, die uns bisher regierten.

Ew. kaiserl. Hoheit wird kaum aus unserem Kreise geschieden, die Begrüssungen und Glückwünsche sämmtlicher Jurisdiktionen werden kaum verklungen sein, und Ew. kaiserl. Hoheit wird wieder die Stimme des Vaterlandes auf dem Reichstage hören, an dessen Schwelle wir stehen und von welchem wir so viel, von welchem wir die Regelung des Besitzrechtes der Adeligen und ihrer Unterthanen, die Ermöglichung des Bodenkredits, die gerechtere Vertheilung der Rechte und Lasten, die gesetzliche Entwicklung der bürgerlichen Freiheit, hauptsächlich aber die Sicherung des Konstitutionalismus erwarten. Und dass dies nicht unbegründete Hoffnungen, nicht leere Träume sind, dafür bürgt uns als günstiges Prognostikon die erste Aufgabe, welche der Landesstände auf dem Reichstage harrt, die Aufgabe nämlich, Ew. kaiserl. Hoheit dem einhelligen Wunsche des Vaterlandes gemäss auf den Sitz zu erheben, auf welchem der unvergessliche Vater Ew. kaiserl. Hoheit unter den Stürmen schwerer Zeiten volle fünfzig Jahre lang die Verehrung der Nation genoss; vielleicht wird die Begeisterung, mit welcher die Väter des Vaterlandes ihre Thätigkeit auf dem Reichstage beginnen werden, auch auf ihre spätere Arbeit befruchtend wirken und die Möglichkeit herbeiführen, dass das Vaterland befriedigt auf die ersten Gesetze blicken könne, welche der Reichstag unter dem Einflusse Ew. kaiserl.

Hoheit schaffen wird. Wir sind deshalb überzeugt, dass wenn Ew. kaiserl. Hoheit nach langen Jahren, mit ergrautem Haare wieder eine Rundreise durch das Land machen wird, nicht die Begeisterung der Hoffnung, sondern die Begeisterung der Dankbarkeit Ihren Schritten folgen werde, dass Ew. kaiserl. Hoheit die Landstriche, die Sie jetzt überblickten, nicht wieder erkennen werde, denn mittlerweile wird die unwirthliche Ebene zu einem reizenden Garten erblüht, werden die Hütten des Landvolkes zu bequemen Wohnhäusern umgestaltet, werden die verschiedenen Volksstämme zu einer stolzen Nation entwickelt sein. Einem Gefühle wird aber Ew. kaiserl. Hoheit auch damals wieder begegnen, welches in Ihnen die Bilder der gegenwärtigen Tage wieder wachrufen wird, die Begeisterung, mit welcher jeder Patriot dann ebenso wie jetzt den Gefühlen seines Herzens durch die Worte Ausdruck geben wird: Hoch lebe Erzherzog Stefan!"

Der Erzherzog antwortete sehr gewandt, indem er die Politik gar nicht berührte, das Neograder Komitat lobte, den Charakter der ungarischen Nation pries und seine ungezwungene Rede mit den Worten schloss, er wolle nur so lange leben, als er für das Vaterland lebe. Er liess sich dann die Notabilitäten des Komitates vorstellen und nachdem er mit ihnen einige Worte gewechselt hatte, wie es üblich ist, wenn Cercle gehalten wird, zog er sich in das Zimmer des Obergespans zurück. Es folgte nun ein Festessen mit 200 Gedecken und einer endlosen Reihe von Toasten, während welcher die Konversation immer lebhafter, ja nachdem der Erzherzog sich entfernt hatte, lärmend wurde. Am nächsten Morgen führte Blaskovics mit seinen berühmten, blitzschnellen Pferden den Erzherzog von Gyarmath nach Pest.

Einige Tage nach dem Besuche des Erzherzogs fand die Deputirtenwahl statt. Es herrschte eine so gereizte Aufregung, dass nur das Militär, welches die Parteien durch einen Kordon von einander trennte, einen blutigen Zusammenstoss verhütete. Die Abstimmung dauerte bis zur nächsten Morgendämmerung; bei Sonnenaufgang wurde kundgemacht, dass Kubinyi durchgefallen und Hiob Dessewffy zum stummen Deputirten des Neograder Komitates gewählt worden sei.

In Pest war die Aufregung noch grösser. Die Regierung wollte Kossuth's Wahl um jeden Preis verhindern und bemühte sich den allgemein beliebten Patay zu bewegen, dass er als Kandidat auftreten möge; Patay erklärte jedoch, dass er das Mandat in keinem Falle annehme, lieber wandere er aus dem Komitate aus. Da liess sich der liberale Balla, der Notär des Pester Komitatshauses überreden, gegen Kossuth aufzutreten; es wurde für ihn in unerhörter Weise agitirt, allein die Opposition vereitelte die Intrigue durch ihre erstaunliche Energie. Kossuth wurde gewählt und dadurch auf ein Postament gestellt, von welchem aus er seine gewaltige Persönlichkeit am besten zur Geltung bringen konnte. Das hatten die Grafen Louis und Kasimir Batthyányi durchgesetzt. Als Széchenyi hörte, dass Kossuth Mitglied des Reichstages geworden sei, beschloss er sich ebenfalls zum Deputirten wählen zu lassen, um seinem alten Gegner von Angesicht zu Angesicht gegenüber zu stehen. In Oedenburg fiel er durch, in Wieselburg wurde er gewählt. Es war nun klar, dass der Reichstag sich in zwei feindliche Lager spalten und dass jede Partei einen würdigen Führer haben werde; wir aber sahen dem unvermeidlichen Kampfe beklommen entgegen, denn wir wussten, dass es ein Kampf der Riesen sein werde.

INHALT.

	Seite
Einleitung	1
Kindheit und Schuljahre	8
Reise nach Italien (1833)	55
Juratenjahre (1834—1835)	100
Im Sároser Komitate und im Auslande (1835—1836)	156
Komitatsleben und Deputirtenwahl (1837—1839)	177
Auf dem Reichstage (1839—1840)	206
Der Entwurf des Strafgesetzbuches	241
Der Reichstag von 1843—1844	283
Verlobung und Heirath (1844—1845)	326
Familienleben und die Vorboten der Revolution (1846—1847)	368

Stanford University Libraries
3 6105 013 419 911
968
.P9.A3
v.1
DATE DUE
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305